g: 413,5

E M.

30.2816

5

Johann Christoph Müller.

Des
Philosophen von Sanssouci
sämtliche
Werke.

Fünfter Band.

Neu übersetzt.

L. Müller.

Mit Kupfern.

Mit Königlich Preussischer und Kurfürstlich Sächsischer allergnädigster Freiheit.

Berlin,
bei Arnold Wever.
1787.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:
Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Seite

Aufsätze vermischten Inhalts.

1) Instruktionen für meine Generale. 3:206.

2) Apostolische und theologische Kommentare über die heilige Prophezeihungen von St. N. N., Verfasser des Blaubart's. 207:264.

3) Karakteristik von Voltaire. 265:272.

Inhalt.

Seite

4) Reflexionen über den Karakter und die militärischen Talente Karl's XII. von Schweden. 273:316.

Briefe.

Vertrauliche Korrespondenz mit dem Herrn von Suhm. 319:500

Aufſätze
vermiſchten Inhalts.

I.

Instruktionen

für

meine Generale.

Erster Abschnitt.

Von meinen Truppen, ihren Mängeln und ihren Vorzügen.

Die Einrichtung meiner Truppen erfordert unendliche Applikation von Seiten ihrer Befehlshaber. Man muß die schärfste Manns-zucht stets gegen sie beobachten, die grösste Sorgfalt für ihre Erhaltung tragen, und sie besser verpflegen, wie beinahe alle andre Trup-pen in Europa.

Unsre Regimenter bestehen halb aus Lan-deskindern, und halb aus Ausländern, die sich für Geld haben anwerben lassen. Diese Leztern haben nichts, das sie anfesselt, daher warten

sie nur auf die Gelegenheit, wieder durchzugehn. Man muß sonach die Desertionen zu verhüten suchen.

Einige von unsern Generalen glauben, Soldat sei Soldat, und der Verlust eines einzelnen Mannes habe keinen Einfluß auf das Ganze. Allein der Schluß von andern Armeen auf die unsrige passt hier gar nicht. Wenn ein gut dressirter Soldat entläuft und durch einen eben so gut geübten ersezt wird, ist dies freilich einerlei. Wenn aber ein Soldat durchgeht, den man zwei Jahre hindurch zu Waffenübungen gebildet und ihm bereits Fertigkeit in gewissem Grade beigebracht hat, und dieser entweder gar nicht, oder aber schlecht ersezt wird, so giebt dies in der Länge nachtheilige Folgen.

Hat man nicht öfter gesehn, daß durch die Nachlässigkeit der Offiziere im kleinen Dienst ganze Regimenter ihren Ruf verloren haben, und durch Desertion erstaunlich geschmolzen sind. Ein solcher Verlust schwächt die Armee grade zu einer Zeit, wo es am meisten darauf ankömmt, daß sie zahlreich ist. Wendet Ihr nicht hierauf Eure grösste Aufmerksamkeit, so gehn die besten Kräfte verloren, und Ihr

seid

seid nicht im Stande, diesen Abgang zu ersetzen.

Zwar giebt es Leute genug in meinen Landen, hier frägt sich's aber, ob auch Viele, die das Maaß haben, und gesezt, dies wäre auch, sind sie denn gleich dressirt? Daher ist es eine der wesentlichsten Pflichten eines Generals, der entweder eine Armee oder ein abgesondertes Korps kommandirt, das Desertiren zu verhüten. Das geschieht nun dadurch, wenn man

Erstlich, das Lager nicht zu dicht bei einem Busch, oder Walde, nimmt, wofern anders die Umstände es nicht nöthig machen.

Zweitens, öftrer visitiren läßt.

Drittens, häufige Husarenpatrullen ausschikt, die beständig um das Lager streifen müssen.

Viertens, des Nachts Jäger in das Getraide postirt, und gegen Abend die Feldposten der Kavallerie verdoppeln läßt, damit die Kette verstärkt wird.

Fünftens, wenn man nicht zugiebt, daß der Soldat sich debandirt, sondern die Offiziere anhält, ihre Leute in Reih' und Gliedern nach Stroh und Wasser zu führen.

Sechstens, das Marodiren, die Mutter aller Unordnungen, scharf bestraft.

Siebentens, an den Marschtagen die Wachten in den Dörfern nicht eher zurükzieht, als bis die Armee schon unter dem Gewehr steht.

Achtens, wenn den Soldaten bei härtester Strafe verboten wird, während des Marsches ihre Glieder oder ihre Division zu verlassen.

Neuntens, wenn man alle nächtliche Märsche vermeidet, wofern nicht wichtige Ursachen sie nothwendig machen.

Zehntens, wenn man seitwärts Husarenpatrullen gehn läßt, indem die Infanterie durch ein Gehölz passirt.

Elftens, wenn man an den Aus- und Eingang eines Defilées Offiziere stellt, welche die Soldaten wieder in ihre Glieder zu treten nöthigen.

Zwölftens, wenn man den Soldaten sorgfältig die Rükmärsche verbirgt, die man zu thun sich genöthigt sieht, oder sich wenigstens eines scheinbaren Vorwandes bedient, der dem gemeinen Mann schmeichelt.

Dreizehntens, wenn man beständig Acht darauf giebt, daß es den Truppen an nichts Nothwendigem fehlt, und sie stets mit Brod, Fleisch, Branntwein, Bier u. s. w. versorgt.

Vierzehntens, wenn man, sobald Desertion bei einem Regimente, oder einer Kompagnie, einreissen will, sogleich die Ursachen untersucht, um zu wissen, ob der Soldat seine Löhnung, und andre ihm ausgemachte kleine Erkenntlichkeiten richtig bekommt, oder ob sein Hauptmann sich einiger Unterschleife schuldig macht.

Eben so sorgfältig muß man auf die Beobachtung der strengsten Mannszucht halten. Man wird vielleicht sagen, dafür muß ja jeder Obriste bei seinem Regimente sorgen. Aber das reicht noch nicht hin. Bei einer Armee muß alles bis zur möglichsten Vollkommenheit getrieben werden, um zu zeigen, daß alles, was in der Armee geschieht, das Werk eines einzigen Mannes sei.

Der grösste Theil einer Armee besteht aus trägen, sorglosen Leuten. Giebt nun der Ge-

neral nicht beständig Acht, daß sie ihre Schuldigkeit thun, so geräth diese künstliche und eben daher nicht vollkommne Maschine in Unordnung, und der General hat sodann eine Armee, die nur den Schein der Disciplin trägt.

Man muß sich daher angewöhnen, ohn' Unterlaß zu arbeiten. Wer dies thut, wird sich durch eigne Erfahrung überzeugen, wie nothwendig dies ist, und wie täglich Misbräuche abzustellen sind, welche diejenigen nicht einmal wahrnehmen, die sich nicht Mühe geben, sie kennen zu lernen.

Diese beständige und beschwerliche Applikation auf den Dienst wird zwar einem Generale hart scheinen, aber die Folgen davon werden ihn hinlänglich belohnen. Was für Vortheile kann er mit so guten, wohldisciplinirten und braven Truppen nicht über den Feind davon tragen!

Ein General, den andre Nationen für verwegen halten würden, gilt bei uns nur für einen Mann, der seine blosse Berufspflichten erfüllt. Alles, was Menschen auszuführen nur möglich ist, kann er wagen und unternehmen.

Selbst

Selbst unser gemeine Mann leidet keinen neben sich, der nur einige Schwachheiten hat blikken lassen, die man bei andern Armeen gewiß nicht so genau genommen haben würde. *)

Ich habe Offiziere und gemeine Soldaten stark verwundet gesehen, die demungeachtet ihren Posten nicht verlassen, noch sich zurükziehn wollten, um nur an ihren Blessuren verbunden zu werden. Mit dergleichen Truppen würde man die ganze Welt bezwingen, wenn die Siege ihnen nicht eben so nachtheilig wären, als ihren Feinden. Denn mit ihnen kann man alles

*) In dem Stük sind die Franzosen sehr skrupulös. Ihre Grenadiere zumal dulden keinen Kameraden unter sich, der eine Schwachheit hat blikken lassen, oder der den Verdacht auf sich geladen hat, als ob es ihm an Herz fehle. Alle Truppen überhaupt, welche auf gute Mannszucht halten, sie mögen von einer Nation sein, von welcher sie wollen, werden ein Gleiches thun.

G. K. Fäsch. †)

†) Kurfürstlich-Sächsischer Generalmajor der Infanterie, Ritter des St. Heinrichsordens, Chef des Ingenieurkorps und Direktor des Militär Oberbauamts, starb den ersten Mai dieses Jahres in einem Alter von siebenundsiebenzig Jahren zu Dresden.

alles unternehmen, wofern man es nur nicht an Lebensmitteln fehlen läſſt.

Wenn Ihr marſchirt, müſſt Ihr dem Feinde durch Geſchwindigkeit zuvorzukommen ſuchen. Greift Ihr ihn mit unſern Leuten in einem Walde an, ſo treiben ſie ihn ſicher heraus; erſteigt Ihr einen Berg, ſo werfet Ihr mit ihnen die gewiß, die ſich oben befinden und Widerſtand leiſten, und dann giebt es nichts, als Gemetzel. Laſſt Ihr unſre Kavallerie anrükken, ſo haut ſie zuverläſſig den Feind nieder, und richtet ihn zu Grunde.

Da aber tüchtige Truppen nicht allein hinlänglich ſind, und ein General durch ſeine Unwiſſenheit alle die Vortheile einbüſſen kann, die er in Händen hat, ſo werd' ich von den Eigenſchaften eines guten Generals reden, und Vorſchriften geben, deren Nutzen ich zum Theil durch eigne Erfahrung habe einſehn lernen, und auch andre, die mir von groſſen Generalen ſind mitgetheilt worden.

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Von der Subsistenz einer Armee und dem Feldkommissariate.

Ein gewisser General sagt, um ein Korps in guten Stand zu setzen, müsse man vom Magen anfangen, denn dies sei die Grundlage aller Operationen. Ich theile diese Materie in zwei Stükke. In dem ersten zeig' ich, an welchen Oertern und wie man Magazine anlegen soll, und im zweiten, wie man sein Magazin nutzen und transportiren muß.

Die erste Regel ist die: man muß die vornehmsten Magazine im Rükken der Armee und, wo möglich, in einer befestigten Stadt anlegen. In den Kriegen in Schlesien und Böhmen hatten wir unser grosses Magazin in Breslau, weil die Oder es uns leicht machte, das Magazin mit frischen Vorräthen zu versehn.

Legt man die Magazine vor der Armee an, so leidet man Gefahr, sie beim ersten Ueberfall zu verlieren, und dann ist man ohne alle Hülfs-

mit-

mittel. Errichtet man sie aber eins hinter dem andren, so führt man den Krieg mit Vorsicht, und ein kleines Unglük kann nicht den gänzlichen Untergang nach sich ziehn.

Die Magazine in der Kurmark müssen zu Spandau und Magdeburg angelegt werden. Das Magdeburgische Magazin dient wegen der Elbe zu einen Offensivkrieg gegen Sachsen, so wie Schweidnitz gegen Böhmen.

Bei der Auswahl der zum Proviantwesen erforderlichen Beamten muß man sehr sorgfältig zu Werke gehn; sind sie Betrüger oder Diebe, so leidet der Staat beträchtlichen Verlust. Deshalb muß man ihnen rechtschafne Leute zu Vorgesezten geben, die genaue Obacht auf sie haben, und öftere Kontrolle führen.

Die Anlegung der Magazine geschieht auf zweierlei Art. Man befiehlt dem Adel und den Bauern nach den Magazinen Getraide hinzuschaffen, das man ihnen nach der Kammertaxe bezahlt, oder ihnen an den aufgelegten Kontributionen erläßt. Wenn das Land keinen Ueberfluß an Getraide hat, so schliesst man mit Lieferanten über gewisse Quantitäten Kontrakte.

Dies

Dies ist die Sache des Kommissariats, das sie auch unterzeichnen muß. Zur Fortschaffung des Mehls und der Fourage auf den Kanälen und Flüssen hat man besonders eingerichtete Fahrzeuge.

Nur im höchsten Nothfall muß man sich der Lieferanten bedienen. Denn an Gewinnsucht übertreffen sie noch die Juden. Sie steigern den Preis der Lebensmittel, und verkaufen sie übermässig theuer.

Damit die Armee, wenn sie aus den Standquartier in's Feld rükt, mit allem nöthigen Mundvorrath versorgt sei, so muß man zeitig Magazine anlegen. Wartet Ihr damit zu lange, so verhindert der Frost entweder den Transport zu Wasser, oder die Wege werden so schlimm und grundlos, daß man nur mit den grössten Schwierigkeiten Magazine anlegen kann.

Ausser den Brodwagen, welche den Regimentern das Brod auf acht Tage nachführen, hat das Proviant seine eigne Karren, welche der Armee auf einen Monath Proviant nachführen können. Inzwischen muß man sich, wenn es möglich ist, der Flüsse bedienen, denn diese allein können Ueberfluß bei einer Armee erhal-

ten. Die Proviantwagen müssen mit Pferden bespannt sein. Wir haben uns einmal der Ochsen dabei bedient, aber mit grossem Nachtheil.

Die Proviantwagenmeister müssen besonders für die Erhaltung der Pferde sorgen, und der General muß es sich angelegen sein lassen, mit darauf zu sehen. Denn durch den Abgang dieser Pferde verringert sich die Anzahl der Proviantkarren, mithin auch die Zufuhr der Lebensmittel zur Armee.

Noch eine andre triftige Ursach, für diese Pferde zu sorgen, ist die, daß sie, wenn sie nicht gut verpflegt werden, nicht Kräfte genug behalten, so viele Beschwerlichkeiten zu ertragen. Mithin läuft man während des Marsches Gefahr, nicht nur die Pferde, sondern auch die Wagen mit dem darauf befindlichen Mehlvorrath zu verlieren. Ereignet sich ein solcher Verlust öfterer, so können dadurch Plane rükgängig werden, die auf's beste angelegt waren. Daher darf kein General unterlassen, auf diese für ihn so wichtige Gegenstände genau Obacht zu haben.

In einem Kriege gegen Sachsen muß man zur Erleichterung der Zufuhr sich der Elbe,

und

und in Schlesien der Oder bedienen. In Preussen hat man die See, in Böhmen und Mähren aber nur die Achse.

Zuweilen errichtet man in Einem Strich drei bis vier Niederlagen von Lebensmitteln. So machten wir es 1742 in Böhmen. Wir haben Magazine zu Pardubiz, Nimburg, Podiebrad, und Brandeis angelegt, um dadurch im Stande zu seiu, dem Feind zur Seite zu bleiben, und ihm nach Prag zu folgen, wenn er dahin marschirt wäre.

In dem lezten Feldzuge, den wir in Böhmen thaten, lieferte Breslau nach Schweidnitz, dieses nach Jaromirs, und von da aus ward die Armee versorgt.

Ausser den Proviantwagen, führte die Armee eiserne Bakösen mit sich, deren Anzahl ich vermehren ließ, weil sie nicht hinreichend war. Bei allen Rasttagen muß man Brod zum voraus bakken; in allen Expeditionen, die man unternimmt, muß jedesmal auf zehn Tage Brod oder Zwiebak mitgenommen werden. Der Zwiebak ist sehr nüzlich, unsre Soldaten essen ihn aber nur in Suppen, und wissen sich dessen nicht recht zu bedienen.

Wenn man in feindlichen Landen marschirt, so läßt man seinen Mehlvorrath in einer der Armee nahe gelegnen Stadt, worein man deswegen Garnison legt. Wir haben 1745 unsern Vorrath an Mehl in Böhmen erst zu Neustadt, und hernach zu Jaromirs, gegen Ende des Feldzugs aber zu Trautenau gehabt. Wären wir weiter vorgerükt, so hätten wir nirgends anders, als zu Pardubiz, eine sichre Niederlage finden können.

Ich habe für jede Kompagnie Handmühlen machen lassen, die von grossem Nutzen sein werden. Getraide findet man überall, mittelst dieser Mühlen kann man es durch die Soldaten mahlen lassen, die das Mehl an die Feldkommissariate abliefern, und dagegen gebaknes Brod aus den Magazinen empfangen. Dadurch bewirkt man nicht nur Ersparnisse für die Magazine, sondern kann sich auch länger in einem Lager halten, als man es sonst zu thun vermögend seln würde. Ueberdies werden wir auch nicht nöthig haben, so viele Konvoyen kommen zu lassen und auch weniger Bedekkung bedürfen.

Da hier einmal der Konvoyen Erwähnung geschehen ist, so will ich noch alles hinzufügen, was diese Materie betrift. Man macht die Eskorten stärker oder geringer nach Maasgabe des Feindes, den man zu fürchten hat. Man läßt Detaschements von Infanterie in die Städte rükken, wo die Konvoyen passiren, um ihnen Unterstützung zu geben; man schikt auch wohl öfters grosse Detaschements ab, um die Konvoyen zu dekken, wie wir in Böhmen gethan haben. In allen Ländern, die gebirgig und zu Hinterhalten gelegen sind, dekt man die Konvoyen am sichersten durch Infanterie. Auch giebt man ihnen einige Husaren zu, die den Marsch dekken, und von den Orten Nachricht geben müssen, wo der Feind im Hinterhalte liegen könnte.

In ebnem Lande hab' ich mich mehr der Infanterie als der Kavallerie bedient, und das allemal mit dem besten Erfolge. Wegen näherer Belehrung von Eskortirungen verweis' ich auf mein Militairreglement, und setze nur noch hinzu, daß der kommandirende General nie genug Vorsicht brauchen kann, um seine Konvoyen zu sichern. Eine gute Art, sie zu dekken

ist die, daß man zum voraus die Defiléen okkupire, wo der Konvoy passiren muß, und daß man die Truppen, welche sie dekken sollen, bis auf eine halbe Meile vorwärts, nach der Seite gegen den Feind zu, postire. Dadurch werden die Konvoyen nicht nur gedekt, sondern auch maskirt.

Dritter Abschnitt.

Von den Marketendern; von Bier und Brantwein.

Wenn man eine Unternehmung gegen den Feind ausführen will, so muß das Kommissariat alles Bier und Brantwein, das man unterwegs trift, zusammenbringen lassen, damit die Armee wenigstens für die ersten Zeiten wohl damit versorgt werden könne. Sobald die Armee in Feindes Landen ist, muß man sich sofort aller Brauer und Branntweinbrenner, die sich zunächst der Armee befinden, bemächtigen, und hauptsächlich Brantwein brennen lassen, damit die Soldaten an diesem ihnen unentbehrlichen Getränk keinen Mangel leiden.

Was

Was die Marketender anlangt, so muß man sie in Schuz nehmen, sonderlich in feindlichen Landen, wenn die Bauern geflüchtet sind, und ihre Häuser verlassen haben. In dem Fall ist man berechtigt, den Bauer nicht mehr zu schonen. Man schikt Marketender und Soldatenweiber auf Fouragirung aus, um allerhand Feldfrüchte, auch Vieh einzuholen. Alsdann muß man ein wachsames Auge darauf haben, daß eine billige Taxe für die Lebensmittel in der Armee gemacht werde, so daß der Soldat nicht übersezt wird, der Marketender aber zugleich dabei bestehen kann. Noch füg' ich mit an, daß unsre Soldaten im Felde zwei Pfund Brod des Tages, und wöchentlich zwei Pfund Fleisch umsonst bekommen. Zu diesem Behuf läßt man bei den Konvoyen, die zur Armee gesandt werden, zugleich einige Heerden Ochsen mit dahin treiben. Dies ist eine billige Schadloshaltung für die armen Soldaten, insonderheit in Böhmen, wo man den Krieg nicht viel anders, als in einer Wüstenei führt.

Vierter Abschnitt.

Vom rauhen und vom harten Futter.

Hafer, Gerste, Heu und Häkkerling werden hartes Futter genannt, und in die Magazine gebracht. Der Hafer muß nicht dumpfig noch erhizt sein, weil sonst die Pferde dämpfig und roßig, und gleich zu Anfang des Feldzuges zum Dienst unbrauchbar werden. Der Häkkerling treibt den Pferden den Leib auf, ohne daß er sie nährt, und man füttert nur damit, weil es einmal Gebrauch ist.

Daß man das harte Futter in den Magazinen zusammenbringt, geschieht eigentlich in der Absicht, dem Feind in Eröfnung des Feldzugs zuvorzukommen, oder aber auch, wenn man eine weite Expedition vornehmen will. Indessen wird eine Armee an ihre Magazine gleichsam angebunden sein, so lange sie nichts als hartes Futter den Pferden geben kann; denn der Transport der Fourage verursacht wegen des dazu erforderlichen unentbehrlichen Fuhrwerks sehr viele Beschwerlichkeiten, so daß öf-

ters

ters eine ganze Provinz nicht so viel Pferde und Wagen aufbringen kann, als zu Fortbringung der Fourage gebraucht werden. Ueberhaupt macht man von diesen Mitteln bei einem Offensivkriege keinen Gebrauch, wofern man sich der Ströme zum Transport der Fourage nicht bedienen kann.

Im Schlesischen Feldzuge hab' ich meine ganze Kavallerie mit hartem Futter unterhalten; wir marschirten aber nicht weiter, als von Strehlen nach Schweidniz, wo ein Magazin war, und von Schweidniz nach Grotkau, wo wir in der Nähe von Brieg oder der Oder waren. Will man im Winter eine Expedition vornehmen, so lasse man auf fünf Tage Heu binden, welches die Kavallerie auf ihren Pferden transportiren muß. Wenn man in Böhmen oder Mähren Krieg führen will, so muß man warten, bis das Gras heraus ist, oder die ganze Kavallerie geht zu Grunde. Das rauhe Futter fouragirt man vom Felde, und wenn die Aerndte vorbei ist, werden die Dörfer fouragirt.

Wenn man in ein Lager rükt, wo man eine Zeitlang bleiben will, so lässt man die dort

herum befindliche Fourage in Augenschein nehmen, und macht eine Repartition davon, nachdem man zuvor ausgerechnet hat, auf wie viel Tage sie hinreichen kann.

Die grossen Fouragirungen geschehen allezeit unter einer Bedekkung von einem Korps Kavallerie und von Infanterie, welches mit der Nähe vom Feinde, und mit dem, was man von ihm zu fürchten hat, im Verhältniß stehen muß. Die Fouragirungen geschehen entweder von der ganzen Armee, oder flügelweise.

Die Fouragirenden versammlen sich an der Seite des Weges, den sie nehmen sollen, oder auch auf einem Flügel, oder aber auch vor der Fronte, oder hinter der Armee. Die Husaren marschiren voraus; wenn ein Land eben ist, so folgt die Kavallerie, sind aber Defilées, so marschirt die Infanterie zuerst, ungefähr der vierte Theil der Fouragirenden folgt der Avantgarde, darauf kommt die Eskorte, die allemal aus Kavallerie und Infanterie bestehen muß, sodann wieder Fouragirer, dann wieder ein Detaschement, und so immer weiter bis zum Schluß, welchen die Arriergarde macht, und auf welche ein Trupp Husaren folgt.

Anmerk. Die Infanterie nimmt bei allen ihren Eskortirungen ihre Feldstükke mit sich, und die Fouragirenden müssen allemal mit ihren Karabinern und Degen bewafnet sein.

Wenn man an den Ort kommt, wo man fouragiren will, formirt man eine Kette, postirt die Batallione an den Dörfern, hinter den Zäunen, oder hohlen Wegen, mischt die Eskadronen Kavallerie unter die Infanterie und behält in der Mitte eine Reserve, die bei der Hand sein muß, jeden Posten zu unterstüzen, wo der Feind durchzudringen versuchen möchte. Die Husaren scharmuziren mit dem Feind, um ihn zu amüsiren, und von der Fouragirung zu entfernen.

Wenn die ganze Fouragirung dergestalt gemacht ist, alsdann vertheilt man das Feld zum Fouragiren korpsweise unter die Fouragirenden; die sie kommandiren, müssen wohl Acht haben, daß die Bunde groß und gehörig befestigt werden. Wenn die Pferde beladen sind, so werden die Fouragirenden truppweise mit kleinen Eskorten nach dem Lager zurükgeschikt, und wenn alles weg ist, versammelt sich das Gros des Korps, und macht nebst den Husaren die Arrieregarde. Die Fouragirung in den Dörfern

geschieht fast auf gleiche Art, doch mit dem Unterschiede, daß die Infanterie sich um das Dorf herum postirt, die Kavallerie aber zur Seite hinterwärts auf ein Terrän, wo sie agiren kann. Man fouragirt nicht mehr als Ein Dorf auf einmal, hernach ein anders, damit diejenigen, welche die Fouragirung dekken, sich nicht aus einander streuen.

In bergigen Ländern sind die Fouragirungen am beschwerlichsten. Der grösste Theil der Bedekkung muß daselbst gänzlich aus Infanterie und Husaren bestehn.

Wenn man in einem Lager stehn bleiben will, das nicht weit vom Feinde ist, so sucht man sich der zwischen beiden Lagern befindlichen Fourage zu bemächtigen. Alsdann fouragirt man auf eine Meile um das Lager herum, und nimmt die am weitesten entlegne Fourage zuerst, um die, welche nächst am Lager ist, zulezt zu sparen. Wenn man aber nur ein Lager zum Marsch oder zur Passage bezieht, so fouragirt man im Lager und in der Nachbarschaft.

Wenn man grosse Fouragirungen von rauhem Futter vornimmt, so bin ich der Meinung,

daß

daß man nicht zu weitläufige Bezirke auf einmal fouragire, sondern dies vielmehr auf zweimal, und gleich nach einander thue. Auf diese Art wird die Kette desto stärker, und die Fourageurs sind ausser Gefahr; dagegen, wenn man einen zu weiten Bezirk nimmt, so wird die Kette schwach, und man läuft sonach Gefahr, gesprengt zu werden.

Fünfter Abschnitt.

Wie man die Beschaffenheit eines Landes kennen lernt.

Man hat zweierlei Arten, sich ein Land bekannt zu machen. Die erste, und mit der man den Anfang machen muß, ist die, daß man sich die Landkarte von der Provinz, in welcher man Krieg führen will, wohl bekannt mache, und die Namen der grossen Städte und Flüsse, desgleichen der bergigen Gegenden dem Gedächtnisse einpräge.

Nachdem man sich dergestalt eine allgemeine Idee von einem Lande gemacht hat, so muß man zu einer speziellen Kenntniß der darin befindlichen Oerter und Gegenden schreiten. Diese erfordert, daß man wisse, wie die Landstrassen gehn, wie die Lagen der Städte beschaffen sind, und ob dieselben vertheidigt werden können, wenn man sie nemlich einigermassen befestigt, oder ob dies nicht möglich ist; von welcher Seite man solche attakiren kann, auf den Fall, daß sich der Feind ihrer bemächtigt hätte, auch wie viel Garnison zu ihrer Vertheidigung gehört.

Man muß die Plane der festen Plätze haben, und deren Stärke und Schwäche daraus erlernen; muß den Lauf der Ströme, und die verschiednen Tiefen derselben kennen, wie weit sie niemlich schifbar, und wo Fuhrten vorhanden sind; muß wissen, was für Ströme im Frühjahre nicht zu passiren, im Sommer aber ausgetroknet sind. Diese Kenntniß muß sich sogar bis auf die Hauptmoräste erstrekken.

In einem ebnen und platten Lande muß man die fruchtbaren Gegenden von denen, die es nicht sind, unterscheiden, und bemerken, was

der

der Feind für Märsche darin thun kann, oder auch, wie man selbst seinen Marsch nehmen muß, um von einer grossen Stadt zur andern, oder von einem Fluß zum andern kommen zu können; imgleichen muß man die besten Lager aufnehmen, welche auf diesen Wegen bezogen werden können.

Die flachen und ebnen Länder lernt man geschwinder kennen, weil man sie als auf einer vor sich ausgebreiteten Landkarte, sehen kann; dagegen sind die waldigen und bergigen Länder schwerer kennen zu lernen, weil die Aussicht immer beschränkt ist.

Um diese wichtige Kenntniß zu erlangen, reitet man auf die Berge mit der Karte in der Hand, und nimmt zugleich alte Leute aus den benachbarten Dörfern, auch Jäger und Hirten, mit sich; trift man einen Berg an, der höher ist, wie die andern, so muß man ihn besteigen, um sich von dem Strich Landes, welchen man auf demselben übersehn kann, eine Idee zu machen. Man muß sich nach allen Wegen erkundigen, sowohl um zu wissen, in wie viel Kolonnen man marschiren kann, als auch, um voraus Entwürfe zu machen, durch was für

einen

einen Weg ein feindliches Lager zu forciren ist, wenn sich etwa eins an dergleichen Orte sezte, oder auch, wie man in die Flanke des Feindes kommen könnte, wenn er sein Lager anderswo aufschlüge.

Insbesondre muß man mit Fleiß die Oerter rekognoscíren, wo man defensive Lager aufschlagen könnte, im Fall man dergleichen benöthigt wäre; ferner die Gegenden in Augenschein nehmen, wo man eine Schlacht liefern, und die Oerter, welche der Feind besetzen kann.

Vor allen Dingen muß man sich die wichtigsten Posten, die Schluchten und Hohlwege, auch die vornehmsten Positionen von allen Gegenden genau einprägen, und zugleich auf alle Operationen Rükſicht nehmen, die in solchen Gegenden gemacht werden könnten, damit man auf den Fall, wenn der Krieg sich einmal in diese Gegend zieht, nicht verlegen ist, sondern von allen daselbst zu treffenden Maasregeln schon einen völligen Entwurf im Kopfe hat.

Diese Kenntnisse müssen genau kombinirt und reiflich überdacht werden, und man muß sich dazu so viele Zeit nehmen, als so wichtige Gegen-

genstände erfordern. Gelangt man nicht das erstemal zu seinem Zwek, so muß man noch einmal an diese Arbeit gehn und alles auf's genauste untersuchen.

Ich setze noch als einen allgemeinen Grundsaz fest, daß alle Lager, man mag sie nun zum Angrif oder zur Vertheidigung wählen, Wasser und Holz in der Nachbarschaft haben müssen, und daß, wenn schon die Fronte solcher Lager stark gedekt ist, dennoch allemal der Rükken offen und frei bleiben muß.

Wenn es die Nothwendigkeit erfordert, sich Kenntnisse von einem benachbarten Lande zu erwerben, die Umstände es aber nicht zulassen, daß man solches auf vorgedachte Art besehen kann, so muß man geschikte Offiziere unter allerhand Vorwänden hinschikken, sie sich auch, wenn es nöthig ist, verkleiden lassen, und sie über alles, was sie bemerken sollen, instruiren, alsdann bei der Zurükkunft sich diejenigen Oerter, oder die Lager, deren Gegenden sie untersucht haben, auf eine Landkarte verzeichnen; so oft man aber mit seinen eignen Augen sehen kann, muß man dies zu thun nie unterlassen.

Sechster Abschnitt.

Vom Coup d'Oeil, oder dem militäri-schen Ueberblik.

Was man eigentlich den Coup d'Oeil eines Generals nennt, besteht in zweierlei:

Das erste ist das Talent, der schnellen Beurtheilung, wie viele Truppen ein Terrän fassen kann. Dies lernt man blos aus der Praxis, und nachdem man selbst einige Lager abgestochen hat; das Auge gewöhnt sich hieran dergestalt, daß man sich in seinen Ausmessungen, bis etwa auf eine Kleinigkeit, nicht betrügt.

Das zweite Talent, das dem ersten weit vorsteht, ist, daß man sogleich im ersten Moment alle Vortheile berechnet, die man von einem Terrän haben kann. Dies Talent kann man sich erwerben und vervollkommnen, wofern man mit einem glüklichen militärischen Genie geboren ist.

Der Grund zu dieser Art Coup d'Oeil ist unstreitig die Fortifikation; diese hat ihre Re-

geln

geln, welche man auf die Positionen der Armeen anwendet, und daher wird ein geschikter General von der geringsten Höhe, von einem Hohlwege, von einem Graben, von einem Moraste u. s. w. Vortheil zu ziehn verstehn.

Da nun in einem Quadrat von einer Meile wohl zweihundert Positionen genommen werden können, so wird das Auge eines Generals bei dem ersten Anblik das Beste davon zu nehmen wissen, er wird auf die geringste Anhöhe steigen, um das Terrän zu besichtigen, um seine Position zu wählen, so wie er, ebenfalls nach den Regeln der Fortifikation, die schwächsten Oerter in der Schlachtordnung seines Feindes gewahr werden wird.

Wenn die Zeit es erlaubt, so ist es von grossem Belange für einen General, die Schritte des Terräns zu zählen, das seine Armee okkupirt, nachdem die Hauptposition genommen ist.

Die Grundsätze der Fortifikation lehren uns noch folgende Vortheile:

Daß wir sorgfältig die Höhen zu okkupiren, und sie so zu wählen suchen, daß sie nicht von andern Höhen dominirt werden.

Daß man die Flügel appüyirte, um seine Flanken zu dekken.

Daß man diejenigen Oerter okkupire, die zu einer Vertheidigung geschikt sind, und daß man dagegen keine nehme, die ein Krieger, der sich Ruhm erworben hat, nicht ohne Gefahr, diesen Ruhm auf das Spiel zu setzen, behaupten kann.

Nach denselben Regeln beurtheilt man die schwachen Oerter des Feindes, es sei nun, daß diese Schwäche von der üblen Lage der Oerter, wo er seine Position genommen, entstehe, oder von der schlechten Vertheilung der Truppen, oder auch von der Schwäche seiner Vertheidigungsanstalten.

Dieser Umstand führt mich auf die Art und Weise, wie die Truppen vertheilt werden müssen, um von dem Terrän Nutzen zu ziehn.

Siebenter Abschnitt.

Von der Vertheilung der Truppen.

Die Kenntniß und die Wahl eines Terrän sind wesentliche Stükke, aber man muß davon dergestalt Nutzen zu ziehn wissen, daß man seine Truppen in die schiklichsten Gegenden vertheile. Unsre Kavallerie, welche dressirt ist, um mit Nachdruk zu agiren, muß Pläne haben. Die Infanterie ist in allen Orten gleich gut. Das Feuer, das sie macht, dient zur Vertheidigung, und ihr Bajonet zum Angrif. Weil man aber in dem Lager seine Sicherheit nehmen muß, da die nahe Nachbarschaft des Feindes augenbliklich ein Treffen veranlassen kann, so richtet man jederzeit sein erstes Augenmerk auf Vertheidigungsanstalten.

Die mehresten heutigen Schlachtordnungen sind nach dem alten Fuß. Man folgt immer der Methode von ehedem, ohne sich nach dem Terrän zu richten, und macht daher eine falsche Anwendung.

Jede Armee muß nach den Orten, die für sie tauglich sind, in Schlachtordnung gestellt werden. Man wählt die Pläne für die Kavallerie; dies aber ist noch nicht genug, denn wenn diese Pläne nur tausend Schritte lang ist, und ein Holz sie begrenzt, so muß man supponiren, daß der Feind in leztres einige Infanterie werfen wird, um unter deren Feuer seine Kavallerie wieder stellen zu können. Auf solchen Fall muß man seine Disposition ändern, und an das Ende seines Flügels Infanterie setzen, damit diese wieder die Kavallerie unterstützen könne.

Man stellt zuweilen alles, was man von Kavallerie hat, auf einen Flügel, zuweilen in das zweite Treffen, zu einer andern Zeit aber sichert man die beiden Flügel durch eine oder zwei Brigaden Infanterie.

Die vortheilhaftesten Posten für eine Armee sind die Höhen, Kirchhöfe, hohlen Wege und Graben, und wenn man seine Truppen auf die Art disponirt, so hat man nie Angriffe zu besorgen.

Wenn man seine Kavallerie hinter einen Morast postirt, so kann man nichts von ihr erwar-

erwarten; sezt man sie aber nahe an ein Holz, so kann der Feind Truppen haben, die von da aus auf die Kavallerie schiessen und sie in Unordnung bringen, ohne daß sie einmal im Stande ist, sich zu wehren.

Dieselbe Ungelegenheit entsteht in Ansehung der Infanterie, wenn man sie auf eine Ebne stellt, ohne ihre Flanken zu sichern. Diesen Fehler wird der Feind benutzen, und die Infanterie von der Seite angreifen, auf welcher sie sich nicht wehren kann.

Man muß sich daher jedesmal nach den Orten richten, wo man sich befindet. In bergigen Ländern werd' ich meine Kavallerie in das zweite Treffen bringen, und sie nur allein an den Orten brauchen, wo sie agiren kann, es wäre denn, daß es etliche Eskadrone wären, um der feindlichen Infanterie in die Flanke zu fallen, wenn sie einen Angrif auf mich wagen wollte.

Ein allgemeiner Grundsaz ist der, daß man bei allen wohlangeführten Armeen, wenn das Land eben ist, eine Reserve von Reiteret, wenn aber das Terrän durchschnitten und schwierig ist,

eine Reserve von Infanterie mit einigen Eskadronen Dragoner und Husaren mache.

Die grosse Kunst in Vertheilung der Truppen auf einem Terrän besteht darin, sie so zu placiren, daß sie frei agiren, und durchgehends nüzlich sein können.

Villeroi,*) dem vielleicht diese Regel unbekannt war, beraubte sich selbst, als er sich in der Pläne von Ramillies formirte, seines gan-

*) François de Neufville, Düc de Villeroi und Beaupreau, Pair und Marechal von Frankreich, Ritter des Königlichen Ordens, war 1645 geboren und stammte aus einem alten ansehnlichen Hause. Er that seinen ersten Feldzug in Ungarn, kommandirte die Französische Armee in Flandern von 1695 bis zum Ryswikschen Frieden, hernach auch noch verschiedentlich am Rhein, in der Lombardei und in den Niederlanden. Durch den Ueberfall von Cremona, in welcher Festung ihn Prinz Eugen im Jahre 1702 gefangen nahm, und durch den Verlust der 1706 bei Ramillies vorgefallnen Schlacht, ward sein Ruhm ganz zu Grunde gerichtet. Nach Ludwig's XIV. Tode ward er Oberhofmeister seines Thronfolgers und starb im Juli 1730.

Ramillies, ein Dorf im Herzogthume Brabant, in dem Quartiere von Löwen, das in der Geschichte durch die Schlacht merkwürdig geworden ist, die am

Pfingst-

ganzen linken Flügels, den er hinter einen Morast stellte, wo er nicht agiren, vielweniger den rechten Flügel unterstützen konnte.

Achter Abschnitt.

Von den Lagern.

Um zu wissen, ob das Lager, das man inne hat, gut gewählt sei, muß man versuchen, ob man durch eine kleine Bewegung den Feind dahin bringen kann, eine grössre vorzunehmen, oder aber, ob er nach einem Marsch, den man unternimmt, mehrere zu machen sich gezwungen sieht.

Diejenigen, welche die wenigsten Märsche zu thun haben, sind am besten kampirt.

Ein kommandirender General muß sein Lager selbst wählen, weil von dieser Wahl der

Pfingsttage 1706 zwischen der alliirten und Französischen Armee zum Vortheil der erstern vorfiel.

Erfolg seiner Unternehmungen abhängt. Es wird dieser Ort zuweilen sein Kampfplatz, und weil in diesem Theile der Kriegskunst sehr viel zu beobachten ist, so werd' ich ziemlich in's Detail gehn müssen.

Von der Art, wie die Truppen in einem Lager kampiren müssen, werd' ich nichts anführen, sondern ich verweise deshalb auf mein Militärreglement. Hier aber will ich nur von Hauptgegenständen der Kriegskunst reden, und was den General selbst angeht.

Bei allen Lagern, die man nimmt, hat man zwei Absichten, die, sich zu vertheidigen, und die, den Feind anzugreifen.

Die Lager, worin sich eine Armee zusammenzieht, sind von der ersten Art, und bei solchen richtet man seine Absichten auf die Bequemlichkeit der Truppen. Diese kampiren korpsweise nicht weit von dem Magazine, jedoch dergestalt, daß die Armee jedesmal in kurzer Zeit sich in Schlachtordnung stellen könne. Weil auch dergleichen Lager von dem Feind entfernt sind, so hat man darin nichts zu befürchten.

Der

Der König von England *) kampirte daher, weil er diese Vorsicht nicht beobachtete, sehr unbehutsam an den Ufern des Mains, der Französischen Armee gegenüber, und lief darüber Gefahr, bei Dettingen geschlagen zu werden.

Die Hauptregel, welche man bei Ausstekkung aller Lager beobachten muß, besteht darin, daß man eine Gegend aussucht, wo die Truppen Holz und Wasser in der Nähe haben.

Was uns anlangt, so verschanzen wir unser Lager, wie ehmals die Römer, sowohl um dadurch die nächtlichen Unternehmungen der leichten Truppen, die der Feind in grosser Menge hat, zu vermeiden, als auch um die Desertion zu verhindern; denn ich habe allezeit ge-

*) König Georg II., der sich 1743 an die Spitze des vereinigten Heeres stellte, lagerte sich der Französischen Armee gegenüber an den Ufern des Mains.

Dettingen, ein Kurmainzisches Dorf, im Vicedomamte Aschaffenburg nahe am Main belegen und unter die Cent Seeligenstadt gehörig. Den siebenundzwanzigsten Juni 1743 fiel in dieser Gegend zwischen der Französischen und vereinigten Armee ein hitziges Treffen vor.

funden, daß, wenn unsre Redans ganz um das Lager herum durch Linien zusammengehängt waren, wir weniger Desertion gehabt haben, als wenn diese Vorsicht nicht war beobachtet worden. Dieses scheint lächerlich zu sein, ist aber demungeachtet wahr.

Die Stand- oder Stillelager sind diejenigen, wo man entweder auf bequeme Zeit zum Fouragiren wartet, oder aber auch noch auf den Feind lauret, und will, daß er sich deklariren soll, um sich nach seinen Manövers zu richten. Weil man in solchen Lagern nur ruhig zu sein verlangt, so nimmt man sie so, daß sie entweder durch einen Fluß, oder aber durch einen Morast gedekt sind; kurz, auf solche Art, daß das Lager von vorn nicht anzugreifen ist. Das Lager bei Strehlen war von der Art. Sind die vor dem Lager liegende Flüsse oder Bäche klein, so macht man Krippen, um sie zu verstärken.

Der kommandirende General muß in diesen Arten von Lager, da er nichts vom Feind zu besor-

Strehlen, eine schöne Stadt an der Ohlau im Schlesischen Fürstenthum Brieg, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Das Lager, von dem hier geredet wird, ward von der Preussischen Armee 1741 bezogen.

sorgen hat, keinesweges müssig sein. Er kann und soll dann seine ganze Aufmerksamkeit auf die ihm untergebne Truppen richten, und seine Musse auf die genaue Beobachtung der schärfsten Mannszucht verwenden. Er muß untersuchen, ob der Dienst nach aller Strenge und dem Reglement gemäß geschieht; ob die Offiziere auf den Wachten ihre Pflichten erfüllen, ob sie auch alles wissen, was sie auf ihren Posten zu thun haben; ferner, ob alle Wachten, sowohl von der Kavallerie, als Infanterie, nach den von mir gegebnen Vorschriften ausgesezt sind. Die Infanteristen müssen wöchentlich dreimal exerziren, die Rekruten aber alle Tage. Zuweilen muß er ganze Korps zusammen manövriren lassen.

Die Kavallerie muß gleichfalls exerziren, wofern sie nicht auf Fouragirung ist, und der General muß darauf halten, daß die jungen Pferde sowohl, als die neuen Reiter gut dressirt werden. Er muß die vollzählige Beschaffenheit eines jeden Korps genau untersuchen, die Pferde besehn, die Offiziere loben, welche für dieselben Sorgfalt haben, den andern aber, welche nachlässig sind, die schärfsten Verweise geben.

Denn

Denn man muß nicht glauben, daß eine grosse Armee sich selbst anfeure. Sie hat träge, nachläßige Leute in nicht geringer Anzahl. Diese beständig anzutreiben und zu ihrer Pflicht anzuhalten, ist des Generals Obliegenheit.

Bedient man sich auf die Art der Stilllager, so haben sie ihren unendlichen Nutzen, und die Ordnung und Gleichheit im Dienste, welche man dadurch erneuert, erhält sich hernach den ganzen Feldzug hindurch.

Die Lager, wo man fouragirt, werden zuweilen nahe, zuweilen weit vom Feinde genommen. Ich will hier nur von den ersten reden.

Man wählt dazu die fruchtbarsten Gegenden, und nimmt ein Terrän, das an sich von Natur fest ist, oder durch Aufwerfung einiger Werke dazu gemacht wird. Die Lager, wo man fouragiren will, müssen fest sein, wenn sie in der Nähe vor dem Feinde stehn. Denn man muß das Ausschikken zum Fouragiren nicht anders ansehn, als ob man Detaschements gegen den Feind aussendete. Zuweilen befindet sich der sechste Theil, zuweilen gar die Hälfte der Truppen auf Fouragirung. Dies giebt dem Feinde

eine

vortrefliche Gelegenheit, Euch zu Eurem Nachtheil anzugreifen, wenn ihn die Festigkeit des Lagers nicht davon zurükhält.

Gesezt aber auch, Ihr hättet eine vortreffliche Stellung und allem Anscheine nach vom Feinde nichts zu befürchten, so giebt es doch noch andre Vorsichtigkeitsregeln, die man niemals vernachlässigen muß. Man muß die Tage und Oerter, wenn und wo man fouragiren will, sehr geheim halten, und dem General, der das kommandiren soll, die Disposition nicht eher, als des Abends spät zustellen.

Ueberdies muß man so viele Parteien ausschikken, als man nur immer kann, um von den Bewegungen des Feindes unterrichtet zu sein; und wofern es sonst möglich ist, muß man die Fouragirungen an denselben Tagen zu machen suchen, wenn der Feind die seinigen macht, weil man alsdann weniger zu riskiren hat. Inzwischen muß man darauf nicht zu sehr bauen, denn der Feind kann, wenn er wahrnimmt, daß Ihr mit ihm zugleich fouragiren wollt, zwar eine Fouragirung ansagen, sie aber gleich wieder zurükkommen lassen, und Euch alsdann auf den Hals fallen.

Das Lager, das der Prinz Karl von Lothringen *) hinter Königingrâz genommen hatte **), war von Natur nicht anzugrei-

*) Karl Alexander Herzog von Lothringen, Bruder des Kaisers Franz I., war Kaiserlicher Feldmarschall und Statthalter in den Niederlanden. Ein merkwürdiger Mann in der Geschichte des jetzigen Jahrhunderts! Sowohl durch seinen 1744 glüklich bewerkstelligten Uebergang über den Rhein, als auch durch mehrere wohlausgeführte Unternehmungen, hat er sich als einen vorzüglichen Feldherrn bewährt.

**) Der Karte nach scheint das Lager bei Königingrâz unangreifbar zu sein. Personen, die von Prag und Jaromirs herkommen, werden es ebenfalls dafür halten. Untersucht man aber die Gegend genau, so wird man gewahr, daß dies nur so lange seine Richtigkeit hat, als man von der Stadt Königingrâz Meister ist. Diese Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe dem Zusammenflusse des Adlerstroms und der Elbe grade gegenüber, und kommandirt das Lager von allen Seiten. Sie ist nur mit einer blossen Mauer umgeben. Einen Büchsenschuß davon, jenseits des Adlerflusses, liegt ein kleiner Hügel, der die Stadt und das Lager dominirt.

Hätte die Preussische Armee an eben dem Tage, da sie bei Slatina das Lager bezog, oder den Tag darauf die Stadt angegriffen, oder sich blos des ebengedachten Hügels bemeistert, so würden sich die Oest-

greifen, und zum Fouragiren sehr bequem. Das, welches wir bei Chlom okkupirten, war durch Kunst befestigt, nemlich durch den Verhak, den ich auf dem rechten Flügel machen, und durch die Reduten, die ich aufwerfen ließ, um die Fronte der Infanterie zu dekken.

Man verschanzt auch sein Lager, wenn man eine Festung belagern, einen schweren Paß oder Passage vertheidigen, und den Mängeln des Terräns durch Fortifikationen abhelfen will, um sich vor allen Ueberfällen des Feindes zu dekken.

Die

reicher in diesem Lager nicht haben halten können. Sie kannten die Schwäche und Stärke dieses Postens zu gut. Daher hatten sie alle Anstalten getroffen, ihn zu verlassen, und die Panduren, die in der Stadt zur Besatzung lagen, hatten Befehl, sich zurükzuziehn, wenn der Feind zu deren Angrif Anstalten machen würde. Dies Lager ward nur unangreifbar, weil man Prinz Karl'n Zeit gelassen hatte, die Stadt zu befestigen und das Lager zu verschanzen.

Käsch.

Chlom, ein Dorf im Königingrätzer Kreise. Das Lager, dessen hier Erwähnung geschieht, ward im Sommer 1745 von der Preussischen Armee bezogen.

Die Regeln, die ein General bei Anlegung aller Verschanzungen zu beobachten hat, sind folgende:

Er muß die Gegenden gehörig aussuchen, und sich aller Moräste, Flüsse, Unterwassersetzungen und Verhakke gehörig bedienen, um die Verschanzungen unzugänglich zu machen. Es ist besser, daß man sie zu eng, als zu weitläufig anlegt, weil nicht sowohl die Verschanzungen den Feind aufhalten, als die Truppen, die man ihm entgegen stellt.

Ich würde also nie eine Verschanzung machen, woferr ich sie nicht überall mit einer Kette von Bataillonen besetzen, und überdies noch eine Reserve von Infanterie behalten könnte, um mich mit dieser dahin zu wenden, wo es die Noth etwa erforderte.

Die Verhakke sind auch nur in so weit gut, als sie von der Infanterie vertheidigt werden können.

Hauptsächlich muß man darauf Acht geben, daß die Kontrevallationslinien gut appuyirt sind. Gemeiniglich stossen sie an einen Fluß, auf welchen Fall man den Graben der Verschanzung

in

in den Fluß hineinführen, und ihn auch so tief machen muß, daß man ihn nicht durchwaten kann.

Beobachtet man diese Vorsicht nicht, so läuft man Gefahr, von rükwärts angegriffen zu werden.

Wenn man eine Festung belagert, und sich hinter die Linien sezt, muß man vornemlich darauf bedacht sein, sich zum voraus mit genugsamen Lebensmitteln zu versorgen.

Die Verschanzungen müssen ferner gut flankirt sein, damit der Feind auf jedem Ort, wo er angreift, vier bis fünf sich durchkreuzende Feuer auszustehn habe. Die Verschanzungen in den engen Pässen, oder in den Schluchten der Gebirge, erfordern viele Sorgfalt und Vorsicht, insonderheit, daß man seine Flanken wohl appuyire. Man legt zu dem Ende auf beiden Flügeln Reduten an, und zuweilen besteht die Verschanzung selbst aus Reduten, damit das Korps, welches man dahin legt, nicht zu befürchten habe, daß man es umgehen und im Rükken angreifen könne.

Geschikte Generale wissen den Feind zu nöthigen, gewisse Orte anzugreifen; diese befestigen sie alsdann doppelt, zum Beispiel durch Vertiefung der Gräben, durch Pallisaden, die sie da-

selbst setzen lassen, durch Spanische Reiter an den Barrieren, auch dadurch, daß sie Brustwehren von genugsamer Stärke machen lassen, um den Kanonenkugeln zu widerstehn, imgleichen daß sie an den Orten, die am meisten exponirt sind, Wolfsgruben machen lassen.

Inzwischen würd' ich allemal lieber eine Observationsarmee haben, um die Belagerung zu dekken, als ein verschanztes Lager, und dies darum, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß die alte Methode der Verschanzungen gar nicht zuverlässig ist.

Der Prinz de Condé *) sah seine Verschanzung vor Arras durch Türenne **) forcirt.

*) Louis de Bourbon der Zweite, Prinz de Condé, Duc d'Enguien, erster Prinz vom Geblüt, war einer der grössten Feldherren des vorigen Jahrhunderts. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre gewann er die Schlacht bei Rocroy, und leistete der Krone Frankreich bis 1686 nüzliche Dienste. In diesem Jahre starb er im fünfundsechzigsten seines Alters den elften December.

**) Henri de la Tour, Vicomte de Türenne, Marechal von Frankreich, aus dem berühmten Hause Bouillon, ward im September 1611 geboren. Seine ersten Feldzüge that er unter den Truppen der Generalstaaten

sirt. *) Condé forcirte hingegen die, welche Türenne, wo ich mich nicht irre, um Valenciennes **) gemacht hatte, und von dieser Zeit an bedienten sich diese beiden grossen Meister in der Kriegskunst keiner Verschanzungen weiter, sondern dekten durch ihre Observationsarmeen die Belagerung.

ten; die Brüder seiner Mutter, die Prinzen Moriz und Friedrich Heinrich von Oranien waren seine Lehrer. Durch seine nachherigen muthigen Unternehmungen machte er ihnen Ehre; er ward einer der berühmtesten und glüklichsten Feldherren seines Jahrhunderts. Eine Kanonenkugel aus dem Teutschen Lager raubte ihm in seinem fünfundsechzigsten Jahre das Leben, als er den siebenundzwanzigsten Juli 1675 bei dem Dorfe Nasyach rekognoscirend ritt.

*) Dies geschah, als Condé 1654 mit der Spanischen Armee diese Hauptstadt der Französischen Grafschaft Artois belagerte. Türenne grif die Verschanzungen an, und Condé musste die Belagerung mit vielem Verlust aufheben.

**) Der angeführte Fall hat seine völlige Richtigkeit. Der Marechal Türenne und der Marechal de la Ferte belagerten Valenciennes, einen festen Plaz in Hennegau. Don Juan von Oestreich, der nebst Condé'n die Spanische Armee kommandirte, eilte herbei, grif die Verschanzungen an, entsezte die Stadt und nahm den Marechal la Ferte gefangen.

Jezt werd' ich von den Defensionslagern reden, die nur allein wegen des Terräns fest sind, und die keinen andern Zwek haben, als die Angriffe des Feindes zu verhindern.

Wenn dies Terrän dem Gebrauch vollkommen entsprechen soll, welchen man davon machen will, so wird erfordert, daß die Fronte und die beiden Seiten von gleicher Stärke sind, und daß auf dem Rükken alles frei und offen bleibe.

Dahin gehören diejenigen Höhen, welche eine übermässige Fronte haben, und bei welchen die Flanken durch Moräste gedekt sind. So war das Lager von Marschwiz beschaffen, in welchem der Prinz Karl von Lothringen stand, darum, daß durch einen morastigen Fluß die Fronte und Flanken durch Teiche gedekt waren. Eben so war das Lager bei Konopitsch, wo wir 1744 kampirten.

Man sezt sich auch unter den Schuz eines festen Plazes, wie es der Feldmarschal Neuperg

Marschwiz, ein Schlesisches Dorf. Dies Lager ward 1741 bezogen.

Konopitsch, ein Böhmisches Dorf.

perg *) that, welcher, als er bei Molwiz geschlagen wurde, ein vortrefliches Lager bei der Stadt Neisse nahm. Ein General, der eine solche Stellung nimmt, ist freilich, so lange er sich darin behaupten kann, vor jedem Angrif sicher; wenn aber der Feind marschirt, um ihm in den Rükken zu kommen, so sieht er sich genöthigt, seinen Posten zu verlassen.

Es muß also der General, der defensiv gehn will, und deshalb feste Lager nimmt, schon seine Disposition zum voraus dergestalt gemacht haben, daß, wenn der Feind ihm in den Rükken kömmt, er nichts weiter nöthig hat, als in ein anders hinter sich befindliches Lager zu marschiren. Böhmen ist ein Land von festen Lagern, und man ist oft wider seinen Willen genöthigt, dergleichen

*) Wilhelm Reinhard, des H. R. R. Graf von Neuperg, Kaiserl. Königl. Generalfeldmarschal und Hofkriegesraths Präsident, verlor den 10ten April 1741 bei Molwiz in Schlesien die Schlacht gegen die Preussen, und zog sich unter die Stükke der Schlesischen Festung Neisse zurük. Er war ein vorzüglicher Günstling des Kaisers Franz I; wegen seiner Negotiationen beim Belgrader Frieden ist er in der Geschichte der neuern Zeiten bekannt.

daselbst zu nehmen, weil dieses Königreich von Natur ein zum Kriegführen sehr schwieriges Land ist.

Ich wiederhole inzwischen noch einmal, daß ein General sich wohl in Acht zu nehmen habe, damit er nicht durch eine schlechte Wahl seiner Posten einen unzuverbessernden Fehler begehe, noch sich in ein Cûl de sac setze, ich meine ein Terrän, aus welchem er nicht anders, als durch ein Defilée kommen kann. Denn wenn sein Feind geschikt ist, so schliesst er ihn ein, und weil er wegen ermangelnden Terräns nicht schlagen kann, so muß er alsdann die grösste Beschimpfung erdulden, die einem Soldaten widerfahren kann, die, das Gewehr zu strekken, ohne sich vertheidigen zu können.

Bei den zur Dekkung eines Landes bestimmten Lagern sieht man nicht auf die Stärke der Gegend selber, sondern vielmehr auf die Gegenden, welche der Feind angreifen und wo er durchdringen kann. Diese okkupirt man also mit einem Lager. Man muß aber nicht alle und jede Wege, durch welche der Feind kommen kann, behaupten, sondern nur denjenigen, der ihn zum Ziele führt; denjenigen, wo man wenig vom

Fein-

Feinde zu besorgen hat, und wo man ihm viele Besorgnisse erregen kann; kurz den Ort, der den Feind zu grossen Umwegen und Märschen nöthigt, und der Euch in den Stand sezt, durch kleine Bewegungen allen seinen Absichten vorzubeugen.

Das Lager bei Neustadt vertheidigt ganz Nieder-Schlesien wider alle Unternehmungen, welche eine in Mähren befindliche Armee machen kann. Die Stellung, die man daselbst nehmen muß, ist die, daß man die Stadt Neustadt und den Fluß vor sich hat. Wollte der Feind zwischen Ottmachau und Glaz durchbrechen, so darf man sich nur von Neustadt zwischen Neisse und Ziegenhals ziehen, und ein festes Lager nehmen, wodurch der Feind von Mähren abgeschnitten wird.

Aus eben der Ursach wird er sich nicht unterstehen, nach der Gegend von Kosel zu gehn; denn wenn ich mich alsdann zwischen Troppau und Jägerndorf setze, so koupir' ich ihm abermals alle seine Konvoyen. Zwischen Liebau

Neustadt, eine kleine Schlesische Stadt im Fürstenthum Oppeln am Flusse Prudnitz.

und Schönberg *) ist ein Lager von eben der Wichtigkeit, um ganz Nieder-Schlesien gegen einen Einfall aus Böhmen zu dekken.

Man richtet sich an dergleichen Orten so gut, als man kann, nach den Regeln, die ich davon gegeben habe.

Ich füge noch zweierlei hinzu, daß nemlich

Erstlich, keine Zelter auf dem Ort, den man sich zu seinem Wahlplaz ausersehn hat, aufgeschlagen werden müssen;

Zweitens, daß ein Wahlplaz nicht weiter als einen halben Flintenschuß von Euch entfernt sei, wenn Ihr einen Fluß vor Euch habt.

Die Mark Brandenburg ist ein Land, welches durch kein Lager gedekt werden kann, weil es mehr als sechs Meilen in der Länge eben ist, auch überall offen steht. Um es nun gegen Sachsen zu vertheidigen, so muß man Wittenberg wegnehmen, und sich daselbst lagern, oder sich nach der Expedition richten, die im Winter 1745 geschah. Auf der Seite gegen Hannover kann man,

*) Im Schlesischen Gebirge gegen Böhmen.

man, wenn man das Lager bei Werben bezieht, die ganze umliegende Gegend dekken und vertheidigen.

Die offensiven Lager müssen vorwärts, und auf den Flügeln gedekt sein, und zwar aus der Ursach, weil man nichts von den Truppen erwarten kann, wenn man nicht die Vorsicht gehabt hat, ihre Flanke zu dekken, als welches der schwächste Theil von allen Armeen ist.

So war das Lager bei Czaslau, vor der Bataille 1742 beschaffen.

Ich muß noch hinzusetzen, daß wir zwar allezeit die Dörfer, die sich auf unsern Flügeln, oder vor unserm Lager befinden, besetzen; wir ziehn aber die Truppen an dem Tage heraus, da es zu einer Affäre kommt, weil bei uns, wie bei unsern Nachbaren,

Werben, eine kleine Stadt an der Elbe in der Altmark. Auf dem nahliegenden Werder fliesst die Havel in die Elbe.

Czaslau, die Hauptstadt im Czaslauer Kreise in Böhmen. Die Schlacht fiel in der Gegend dieser Stadt, bei dem Dorfe Chotusiz vor, den 17ten Mai 1742. Die Oestreicher wurden hier von den Preussen geschlagen; das Treffen war entscheidend.

baren, die Dörfer nur von Holz und schlecht gebaut sind, so daß, wenn der Feind sie in Brand schießt, die Truppen verloren sein würden. Eine Ausnahme von dieser Regel findet alsdann statt, wenn sich gemauerte Häuser oder Kirchhöfe in diesen Dörfern befinden, und keine hölzerne Häuser in der Nähe.

Inzwischen, da unser Princip ist, anzugreifen, und nicht defensiv zu gehen, so müssen wir dergleichen Posten nur dann besetzen, wenn sie vor unsrer Fronte sind, oder vor unsern Flügeln liegen, weil sie alsdann die Attake von unsern Truppen beschützen, dem Feinde aber während der Bataille vielen Schaden thun können.

Vor allen Dingen muß ich noch hinzufügen, daß, so oft kleine Flüsse, oder Moräste, bei den Lagern sind, man dieselben sofort untersuchen lassen muß, damit man nicht einen unrechten *Point d'appui* nehme, auf den Fall, daß man den Fluß durchwaten kann, oder durch den Moraſt zu kommen ist.

Villars *) ward zum Theil deshalb bei Ma-

*) Louis Hector Duc de Villars, Pair und Marechal von Frankreich, war einer der geschiktesten Feldherren

Malplaquet geschlagen, weil er einen Morast, der zur Linken war, für unwegsam hielt; man fand aber, daß es eine trokne Wiese war, über welche unsre Truppen ihm in die Flanke fielen. Man muß alles mit eignen Augen sehn, und nicht glauben, daß dergleichen Untersuchungen unbedeutend sind.

ren unsers Jahrhunderts. Sein Ruhm gründet sich auf die Schlachten bei Friedlingen im Jahre 1702, bei Hochstädt im Jahre 1703, auf die Einnahme der Linien bei Stollhofen im Jahre 1707, und der Verschanzung bei Denain 1712, auf seine Politik und die durch grosse Eroberungen berühmt gewordne Feldzüge. Er starb den siebzehnten Juni 1734 zu Turin im zweiundachzigsten Jahre.

Malplaquet liegt im Oestreichschen Antheil der Grafschaft Hennegau in den Niederlanden; durch das blutige Treffen, das in dessen Nähe im Jahre 1709, zwischen der alliirten und Französischen Armee vorfiel, ist es in der Geschichte bekannt geworden.

Neun-

Neunter Abschnitt.

Von den Sicherheitsanstalten, die man in seinem Lager treffen muß.

Die Infanterieregimenter dekken die Fronte des ersten Treffens. Ist ein Fluß vor uns, so müssen die Pikette bis an dessen Ufer gesezt werden.

Die Pikette vom zweiten Treffen müssen Euren Rükken dekken.

Die Pikette werden durch die Redans gedekt, welche man, mittelst leichter Verschanzungen, eins an das andre hängt. Hierdurch wird Euer Lager so verschanzt, wie es bei den Römern Gebrauch war.

Man besezt die Dörfer, die auf den Flügeln liegen, oder die, welche auf eine Viertelmeile vorwärts andre Passagen vertheidigen.

Die Feldwachen von der Kavallerie werden nach den Regeln postirt, die ich in meinem Reglement gegeben habe. Wir haben von achtzig Eskadronen nicht mehr als dreihundert Mann

zur

zur Wache gegeben. Ich nehme jedoch hiervon den Fall aus, wenn man sehr nahe am Feinde steht, wie wir vor der Bataille von Hohenfriedberg, als wir nach Schweidniz gingen, *) und bei unserm Einmarsch in die Lausiz, wie wir nach Naumburg am Queiß zogen. Bei dergleichen Avantgarde müssen die Truppen gemischt sein. Zum Beisptel zweitausend Husaren, funfzehnhundert Dragoner, und zweitausend Grenadiere.

Allemal, wenn Ihr dergleichen Korps vorausenden wollt, muß der General, der sie kommandirt, geschikt sein. Und weil er nicht vorausgeht, um zu schlagen, sondern nur um Nachrichten einzuziehn und zu ertheilen, so muß er allemal gute Lager nehmen, entweder hinter Defiléen oder Holzungen, davon er Meister ist. Er muß beständig Patrullen zum Rekognosciren aus-

Hohenfriedberg, ein Städtchen im Schlesischen Fürstenthum Schweidniz, ist wegen der Schlacht, die den vierten Juni 1745 vorfiel und sich zum Vortheil der Preussen, wider die vereinigten Oestreicher und Sachsen, endigte, bekannt.

*) Dies geschah zu Ende Novembers 1745.

ausschikken, damit er zu allen Stunden unterrichtet ist, was in dem feindlichen Lager passirt.

Ueberdies müssen die Husaren, die Ihr im Lager bei Euch habt, auf Eure Flanken und hinterwärts patrulliren, mit Einem Worte, Ihr müsst es an keiner Vorsicht fehlen lassen, wodurch Ihr Euch vor allen Unternehmungen des Feindes sicher stellen könnt.

Wenn sich viele Truppen zwischen Euch und Eure Avantgarde setzen, so müsst Ihr derselben zu Hülfe marschiren, denn es ist ein Zeichen, daß der Feind eine Absicht auf Eure Avantgarde hat.

Um alles zu sagen, was sich über diese Materie sagen lässt, so sez' ich noch hinzu, daß die Generale, welche kantonniren, dies in keinen andern Dörfern thun sollen, als die zwischen den beiden Treffen liegen. Alsdann ist nichts zu befürchten.

Zehn-

Zehnter Abschnitt.

Wie und weshalb man Detaschements ausschikken muß.

Es ist eine alte Regel in der Kriegskunst, die ich hier nur wiederhole, daß dem, der seine Macht theilt, die einzelnen Korps geschlagen werden. Wenn Ihr eine Bataille liefern wollt, so zieht so viele Truppen zusammen, als Ihr nur immer könnt, denn man kann sie nie nüzlicher gebrauchen. Diese Regel ist so sicher, daß alle die Generale, welche sie ausser Acht liessen, jederzeit Ursach gehabt haben, es zu bereuen.

Das Detaschement von Albemarle, *) welches bei Denain geschlagen wurde, verursachte,

*) Arnold Just von Keppel Graf von Albemarle, General der Kavallerie in Diensten der Generalstaaten, der den dreizehnten Mai 1718 in seinem neunundvierzigsten Jahre verstarb. Er stammte aus einem alten adlichen Geschlecht in Geldern, und war bei dem Könige Wilhelm III von Grosbrittannien Page gewesen. Dieser ernannte ihn zum Grafen und vermachte ihm

sachte, daß der grosse Eugen *) seinen ganzen Feldzug verlor. Stahremberg **) verlor in Spanien die Bataille bei Villaviciosa, als

ihm zweimalhunderttausend Gulden und eine Herrschaft. Er ward den dreiundzwanzigsten Juli durch den Marechal de Villars bei Denain geschlagen, einem Dorfe im Französischen Antheil von Hennegau mit einem Fräuleinstifte. Er gerieth sogar selbst in Gefangenschaft. Dies verlorne Treffen zog die wichtigsten Folgen nach sich.

*) Selbst der mittelmässigste Geschichtskenner weiß, sobald er diesen Namen hört, daß die Rede von dem grossen Krieger ist, der den siebenundzwanzigsten April 1736 zu Wien, mit Lorbeern bedekt, verstarb. Er hieß **Eugen Franz**, Prinz von Savoyen, Graf von Soissons, und war der vornehmste Kaiserliche General, dem selbst seine Feinde den wohlerlangten Ruhm eines tapfern und vorsichtigen Generals nicht streitig gemacht haben.

**) Hier ist die Rede vom Kaiserlichen Feldmarschall Guido Reichsgrafen von Stahremberg, der sich in Ungarn, in Katalonien durch die bei Saragossa und Almenar erfochtne Siege, und überhaupt in dem Spanischen Erbfolgekrieg durch sein tapfres Betragen bekannt gemacht hat, und 1737 den siebenten März im achtzigsten Jahre gestorben ist.

Villaviciosa, ein kleiner Ort in Neukastilien, zwischen Guadalaxara und Cifuentes belegen. Die Schlacht fiel den zehnten December 1710 vor.

als er sich von den Englischen Truppen absonderte.

In den lezten Feldzügen, welche die Oestreicher gegen die Türken in Ungarn thaten, war ihnen das Detaschiren sehr nachtheilig. Der Prinz von Hildburghausen *) wurde bei Banjalucca geschlagen, und Wallis **) bekam

*) Joseph Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus, Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Kaiserl. Königl. Generalfeldmarschall, Ritter des goldnen Vliesses, Gouverneur der Festung Komnern, u. s. w., ein Zögling des Prinzen **Eugen**. Sowohl bei dem Rükmarsch aus Italien im Jahre 1735, als 1719 hat er sich in Sicilien und den Ungarischen Kriegen hervorgethan. Er kommandirte 1757 die Reichsarmee, ward aber in der Schlacht bei Rosbach geschlagen. Der Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Hildburghausen starb 1780, und unser Greis ward Vormund und Regent. Nach dem Willen des jeztregierenden **Herzogs** behielt er, wie Leztrer schon volljährig geworden war, noch immer die Regierung seiner Lande. Der **Prinz-Regent** starb den 4ten Jänner dieses Jahres im 85sten seines Lebens mit dem Ruhm eines sehr grossen Menschenfreundes und thätigen Beförderers der Wissenschaften und Künste.

Banjalucca, eine grosse Stadt und gute Festung im Königreiche Bosnien, dem Türkischen Kaiser gehörig. Der **Prinz von Hildburghausen** belagerte diesen festen Plaz 1737; die Türken schlugen ihn, und er musste die Belagerung aufheben.

**) Der ehmalige Kaiserl. Königl. Generalfeldmarschall Franz Wenzel Graf von Wallis, der hier gemeint wird,

bekam eine Niederlage am Ufer der Timok. Die Sachsen wurden bei Kesselsdorf *) geschlagen, weil sie den Prinz von Lothringen nicht an sich gezogen hatten, wie sie hätten thun können. **) Ich hätte bei Soor geschlagen

kommandirte nicht als Chef in dem Treffen an der Timok — einem kleinen Flusse in Servien — sondern der (gleichfalls schon verstorbne) Generalfeldmarschall Ludwig Andreas, Reichsgraf von Khevenhüller, dieser würdige Zögling des grossen Eugen. Er stand mit einem abgesonderten Korps am Ufer der mehrgedachten Timok, als am siebenundzwanzigsten September 1737 ihn mehr als zwanzigtausend Türken angriffen. Er verlor einen Theil seines Lagers und musste sich zurükziehn.

*) Dies Dorf, das zwei Stunden von Dresden im Prokuratoramte Meissen liegt, ist durch die Schlacht berühmt geworden, die am funfzehnten December 1745 in dessen Gegend zwischen der Preussischen und Sächsischen Armee vorfiel, wovon Erstere vom Feldmarschall Fürsten Leopold von Anhalt, und Leztere vom Feldmarschall Friedrich August, Grafen von Rutowsky angeführt ward.

**) Das stand nicht in ihrer Macht. Ihr kommandirender General hatte drei Offiziere an den Prinz Karl geschikt, und eine Verstärkung von ihm verlangt. Da aber dieser aus politischen Ursachen solches nicht für nöthig fand, so versprach er es zwar allemal, sezte sich aber demungeachtet nicht in Bewegung. Käsch.

Soor, ein Böhmisches Dorf im Königsgrätzer Kreise, unweit Trautenau. Den dreissigsten September

ber

schlagen zu werden verdient, wenn nicht die Geschiklichkeit meiner Generale, und die Tapferkeit meiner Truppen, mich davor bewahret hätte.

So müsste man gar nicht detaschiren, wird man mir hierauf sagen. Zuweilen, antworte ich. Es ist aber immer ein sehr delikates Manöver, das man nicht anders, als aus wichtigen Ursachen, und wenn es die Umstände leiden wollen, unternehmen muß.

Wenn Ihr offensiv agirt, so detaschirt niemals. Seid Ihr in einem ofnen Lande, und zugleich Meister von etlichen festen Plätzen, so detaschirt nur, um Eure Konvoyen zu sichern.

So oft Ihr in Böhmen oder Mähren Krieg führt, so seid Ihr schlechterdings genöthigt, zu detaschiren, um Eure Lebensmittel sicher an Euch zu bringen, indem die Kette von Gebirgen, welche Eure Konvoyen passiren müssen, erfordern, daß Ihr Korps dahin schikt, die so lange da kampiren und bleiben, bis Ihr

ber 1745 grif der Prinz Karl von Lothringen den König von Preussen in dessen Gegend mit einer überlegnen Macht an, ward aber geschlagen.

genugsame Lebensmittel habt, um einige Monathe subsistiren zu können, und bis Ihr Meister von einem festen Platze in des Feindes Lande seid, wo Ihr Eure Magazine anlegen könnt.

Während der Zeit, daß Ihr dergleichen Detaschements ausschikt, müsst Ihr feste Lager nehmen, in welchen Ihr abwarten könnt, daß Eure Detaschements wieder zu Euch stossen. Ich rechne die Avantgarde nicht unter die Zahl der Detaschements, weil dieselbe in der Nähe der Armee steht, und man sie niemals zu weit vorwagt.

Wenn man defensiv gehen muß, so sieht man sich oft gezwungen zu detaschiren. Die Detaschements, die ich in Oberschlesien hatte, waren daselbst in Sicherheit; weil sie, wie schon oben erwähnt ist, Festungen in der Nähe hatten. *)

Die

*) Dies geschah in den Feldzügen von 1744 und 1745. In dem erstern ward das Korps durch den General Heinrich Karl von der Marwiz, der 1744 starb, und in dem leztern durch den Generallieutenant, Christoph Ernst, Grafen von Nassau kommandirt, der 1755 mit Tode abging.

Die Offiziere, welche Detaschements kommandiren, müssen entschlossen, kühn und vorsichtig sein. Ihr Chef giebt ihnen Generalinstruktionen, sie aber müssen sich selbst zu rathen wissen, ob sie auf den Feind vorrükken, oder sich zurükziehn sollen, nachdem es nemlich die Umstände erfordern.

Vor überlegner Macht müssen sie sich stets zurükziehn, doch, wenn diese auf ihrer Seite ist, müssen sie davon Gebrauch zu machen suchen.

Zuweilen ziehn sie sich des Nachts bei Annäherung des Feindes zurük, und wenn sie dieser auf der Flucht glaubt, kehren sie schnell um, greifen ihn mit Ungestüm an, und werfen ihn.

Die leichten Truppen müssen sie nicht anders als verachten.

Ein Offizier, der ein Detaschement kommandirt, muß zuerst für seine Sicherheit sorgen; sobald dies geschehn ist, muß er Anschläge auf den Feind machen. Wenn dieser ruhig schlafen will, muß jener ihn nicht dazu kommen lassen, sondern allezeit Projekte auf ihn machen. Wenn er zwei oder drei glüklich ausführt, so bringt

er seinen Feind dahin, daß er sich blos vertheidigungsweise verhält. Sind dergleichen Detaschements in der Nähe von der Armee, so unterhalten sie mittelst einer Stadt, oder eines Holzes, mit derselben Gemeinschaft.

Ein Vertheidigungskrieg leitet natürlicherweise zum Detaschiren.

Generale von weniger Erfahrung wollen alles sicher behalten, weisere aber sehn nur auf die Hauptsache, suchen grossen Unglüksfällen auszuweichen, und leiden einen kleinen Verlust, um einem grössern zu entgehen.

Wer zuviel schont, kömmt nie zum Zwek.

Unser Hauptaugenmerk muß daher immer die feindliche Armee sein, deren Absicht man errathen, und sich ihr mit allen Kräften entgegen setzen muß.

Wir verliessen Oberschlesien 1745, um der Plünderung der Ungarn auszuweichen, um uns mit mehrerm Nachdruk den Dessein des Prinzen von Lothringen zu widersetzen, und wir detaschirten nicht eher, bis wir zuvor denselben geschlagen hatten. Der General

Nas

Nassau *) jagte hierauf die Ungarn in Zeit von vierzehn Tagen aus ganz Oberschlesien.

Einige Generale detaschiren, wenn sie den Feind angreifen wollen, damit solche detaschirte Korps während der Affäre ankommen, und dem Feind in den Rükken fallen mögen.

Dies ist aber gefährlich. Solche Detaschements können sich auf dem Wege verirren, und zu spät oder zu früh eintreffen. Karl XII.

*) Christoph Ernst Graf von Nassau, Königl. Preussischer Generallieutenant der Kavallerie, Chef eines Dragonerregiments, Ritter des schwarzen Adlerordens, war ein geborner Schlesier und trat 1741 aus Sächsischen in Preussische Dienste. In dem Feldzuge in Böhmen kommandirte er 1744 die Avantgarde und that sich besonders durch die Einnahme von Kosel in der Schlacht bei Hohenfriedberg und durch Befreiung der Besatzung von Prag hervor, die 1744 meist eingeschlossen war. Er starb den neunzehnten September 1755 zu Sagan in Schlesien im neunundsechzigsten Jahre seines Alters.

Karl XII., König von Schweden, ist in der Geschichte des jetzigen Jahrhunderts so bekannt, daß es überflüssig wäre, nur Eine von seinen grossen Unternehmungen anzuführen. Er war der Schrek seiner Feinde, wagte aber zuviel und ward in der Belagerung von Friedrichshall erschossen.

detaschirte den Abend vor der Schlacht bei Pultava, das Detaschement verirrte sich, und ward geschlagen. Wie der Prinz Eugen Cremona überfallen wollte, so verfehlte er seinen Coup, weil das Detaschement des Prinzen von Vaudemont *), welches das Thor am Poofluſſe angreifen sollte, zu spät ankam.

Am

Paltava, eine in der Ukräne belegne, mittelmässige und wohlbefestigte Stadt. Sie liegt auf dem hohen Ufer des Flusses Worksla. Der König Karl XII. grif im Jahre 1709 das verschanzte Russische Lager an, ward aber geschlagen, auch selbst verwundet. Er musste nach der Türkei flüchten, und sechszehntausend Schweden waren genöthigt, sich zu Kriegsgefangnen zu ergeben.

Cremona, eine grosse und befestigte Stadt im Herzogthume Mailand. Prinz Eugen hatte ein heimliches Verständniß in dieser Festung und kam 1702 unvermuthet in dieselbe, nahm den Marechal de Villeroi gefangen, konnte aber, weil das Vaudemontsche Detaschement zu spät eintraf, die Stadt nicht behaupten.

*) Karl Thomas Prinz von Vaudemont, Kaiserl. General der Kavallerie, Ritter des goldnen Vliesses, Chef eines Kürassierregiments. Er stammte aus Herzogl. Lothringischem Geblüt, that sich in den Ungarischen und Italienischen Feldzügen besonders hervor, und starb den zwölften Mai 1704 zu Ostiglia am hitzigen Fieber. Der Treue gegen den Kaiser opferte er seine eigne Vortheile auf.

Am Tage der Schlacht muß man nicht detaschiren, ausser in dem Fall, worin es Türenne bei Kolmar that. Er lies nemlich sein erstes Treffen gegen die Fronte der Armee des Kurfürsten Friedrich Wilhelm's *) anrükken, während der Zeit, daß sein zweites Treffen sich durch die hohlen Wege nach der Flanke dieses Fürsten zog, dieselbe attakirte, und sie zum Weichen brachte. Auf die nemliche Art verfuhr der Marechal de Luxembourg **)

E 5 bei

Kolmar, eine grosse Stadt im Elsas, die ehmals eine freie Reichsstadt war, nachher aber an Frankreich abgetreten ward. Dies Treffen fiel im Jahre 1675 vor.

*) Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hat sich durch seine weise Staatseinrichtungen und seine herzhaften Kriegsoperationen des Beinamens der Grosse, vollkommen würdig gemacht. Ihn kann man als denjenigen betrachten, der den Grund zu dem Ansehn legte, in welchem das Preussische Haus jezt steht.

**) François Henri de Montmorenci, Duc de Luxembourg, Pair und Marechal von Frankreich, stammt aus einem der ältesten und berühmtesten Häuser in Frankreich, that sich besonders bei der Erobrung der Franche-Comté hervor und 1672 in dem Feldzuge gegen die Holländer. Die von ihm gewonnenen Schlachten bei Fleurus, Neerwinden und Steinkerken, brachten seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Sein

Tod

bei der Schlacht von Fleury, wo er unter Begünstigung des sehr hoch stehenden Getraides, ein Korps Infanterie passiren, und auf die Flanke des Fürsten von Waldek *) fallen

Tod erfolgte den vierten Jänner 1695 im siebenundsechzigsten Jahre.

Fleury, auch Fleurus, eine Abtei in der Grafschaft Namur unweit Charleroy, die wegen zwei Schlachten merkwürdig ist. Im Jahre 1622 schlug in dieser Gegend der Herzog Christian von Braunschweig und Graf Ernst von Mansfeld den Spanischen General Gonsalvez von Cordua, und im Jahre 1690 den ersten Juli der Marechal de Luxembourg den Fürsten von Waldek.

*) Georg Friedrich des H. R. R. Fürst von Waldek, Johannitermeister, Domprobst zu Halberstadt und Generalfeldmarschall in Diensten des Kaisers, wie auch der Generalstaaten. Er war aus dem alten, noch blühenden, Reichsfürstlichen Hause von Waldek und den achten März 1620 geboren worden. Er stand in Fränkischen Diensten und that sich in den Ungarischen Feldzügen, in der Schlacht bei St. Gotthard, beim Entsaz von Wien, hernach am Rhein und in den Niederlanden hervor. Die Plünderungssucht der Soldaten hatte an dem Verlust der Schlacht bei Fleurus den grössten Antheil, inzwischen kam der Sieg den Franzosen so theuer zu stehen, daß sie sich in dem ganzen übrigen Feldzuge nicht mehr durften sehen lassen.

Lu-

len ließ. Durch dies Manöver gewann er die Schlacht. Dies geschah in dem Feldzuge von 1690.

Man muß nicht eher detaschiren, als erst nach geschehner Bataille, um die Konvoyen zu sichern, es müsste denn sein, daß die Detaschements nur höchstens bis eine halbe Meile von der Armee blieben.

Zum Schluß dieses Abschnitts muß ich noch erinnern, daß diejenigen Detaschements die gefährlichsten und tadelnswürdigsten sind, wodurch die Armee auf ein Drittel oder gar auf die Hälfte geschwächt wird.

Ludwig XIV. sagte selbst: Luxembourg habe geschlagen und sei geschlagen worden. Dieser Fürst von Waldek starb den neunzehnten November 1692 im zweiundsiebenzigsten Jahre.

Elfter Abschnitt.

Von den Kriegslisten.

Im Kriege spielt man bald den Löwen, bald den Fuchs. List gelingt öfters da, wo Gewalt Schifbruch leiden würde. Daher ist es schlechterdings nöthig, sich beider zu bedienen, weil öfters Gewalt durch Gewalt abgetrieben werden kann, dagegen zum öftern die Gewalt der List weichen muß.

Die verschiednen Arten der Kriegslisten sind unendlich, und ich habe nicht Lust, sie hier alle anzuführen. Der Zwek von allen aber ist einerlei, und besteht darin, den Feind dahin zu bringen, die Fehltschritte zu thun, die man gern von ihm gethan haben möchte. Durch ihre Beihülfe verbirgt man also seinen eigentlichen Plan, und macht statt dessen dem Feinde Vorspiegelungen, welche das Ansehn haben, als wenn man ganz andre Absichten hätte.

Wenn die Truppen im Begrif sind, sich zu versammlen, so lässt man sie verschiedne Kon-

tre-

tremärsche thun, um den Feind zu beunruhigen, und um ihm den Ort zu verbergen, wo man eigentlich seine Truppen zusammenziehn und gleich darauf losbrechen will.

Wenn man in einem Lande ist, wo Festungen sind, so lagert man sich an einem Ort, der zwei oder drei feste Plätze zugleich bedroht. Wirft der Feind in alle zugleich Truppen, so schwächt er sich, und man benuzt einen solchen Moment, um auf ihn los zu fallen. Wirft er sich aber nur auf Eine Seite, so wendet man sich nach dem Plaz; wohin er keinen Sukkurs geschikt hat, und belagert denselben.

Seid Ihr Willens, Euch von einer wichtigen Passage Meister zu machen, oder aber einen Fluß zu passiren, so müsst Ihr Euch von dieser Passage, oder aber von dem Ort, den Ihr zu passiren gesonnen seid, entfernen, um den Feind nach Eurer Seite hin zu ziehn. Wenn Ihr sonach alles voraus veranstaltet, und dem Feinde einen Marsch abgewonnen habt, so wendet Euch unvermuthet nach dem Ort, wohin Ihr Euch endlich wenden wollt, und bemeistert Euch desselben.

Wollt Ihr Euch mit dem Feinde schlagen, und es hat das Ansehn, als wollte er dies vermeiden, so lasst aussprengen, Eure Armee habe sich geschwächt, oder stellt Euch, als fürchtet Ihr Euch vor dem Feinde. Dies Blendwerk machten wir vor der Schlacht bei Hohenfriedberg. Ich ließ nemlich die Wege nach Breslau bessern, als ob ich bei Annäherung des Prinzen von Lothringen in vier Kolonnen dahin marschiren wollte. Seine Eigenliebe kam mir hierbei zu statten. Er erfüllte meinen Wunsch, rükte aus den Gebirgen in die Plane, und ward geschlagen.

Man zieht zuweilen sein Lager enger zusammen, so daß es viel schwächer zu sein scheint, man macht kleine Detaschements, die man für beträchtlich ausgiebt, damit der Feind unsre Schwäche verachten, und sich aus seinem Vortheile begeben möge.

Wär' ich 1745 Königingrätz und Pardubitz wegzunehmen gesonnen gewesen, so hätt' ich nur zwei Märsche durch die Grafschaft Glatz gegen Mähren thun dürfen. Der Prinz Karl von Lothringen würde gewiß dahin marschirt sein, weil diese Bewegung ihn

in

in Besorgniß wegen Mähren gesezt haben würde, woher er seine Lebensmittel zog, und er hätte sicher Böhmen verlassen. Denn der Feind wird immer unruhig, wenn man Oerter zu belagern droht, vermöge welcher er Zusammenhang mit seiner Hauptstadt hat, oder die Städte, wo sich seine Proviantmagazine befinden.

Hat man nicht die Absicht, sich zu schlagen, so giebt man sich für stärker aus, als man wirklich ist, und thut, als wäre man ganz ruhig.

Die Oestreicher sind in diesem Stük rechte Meister, und bei ihnen muß man deshalb in die Schule gehn.

Ihr stellt Euch bei Eurem Sicherthun, als läge Euch sehr daran, mit dem Feinde handgemein zu werden. Ihr breitet überall aus, als ob Ihr die verwegensten Plane hättet, und oft glaubt der Feind, daß, wenn Ihr kämt, er eben nicht das beste Spiel mit Euch haben würde, und hält sich daher seiner Seits ebenfalls vertheidigungsweise.

Ein solcher Krieg besteht zum Theil darin, gute Posten auszusuchen, und sie nicht eher,

als im höchsten Nothfall, zu verlassen. Wenn dies geschehn muß, so zieht sich das zweite Treffen zuerst zurük, und das erste folgt ganz unvermerkt; und weil Ihr Defiléen vor Euch habt, so hat der Feind keine Gelegenheit, von Eurem Rükzuge Nutzen zu ziehn. Auf dem Rükzuge selbst wählt man sich schiefe Stellungen, die dem Feinde allerhand Gedanken erregen. Seine Besorgnisse machen ihn furchtsam, Euch aber führen sie zu Eurem Zwek.

Eine andre Kriegsliſt ist die, wenn man dem Feind eine grosse Fronte präsentirt; nimmt er den falschen Angrif für den rechten, so ist er verloren.

Durch List nöthigt man auch den Feind zu detaschiren, und geht ihm zu Leibe, sobald er seine Detaschements gemacht hat.

Eine der besten Kriegslisten ist die, daß man seinen Feind, wenn die Truppen auseinander und in die Winterquartiere zu gehn im Begrif sind, einschläfert, und sich zurükzieht, um nachher desto besser vorzudringen.

Man vertheilt zu dem Ende seine Truppen dergestalt, daß man sie in aller Geschwindigkeit wie-

wieder zusammenziehen kann, um alsdann auf des Feindes Quartier zu fallen. Gelingt dies, so ersezt man in einer Zeit von vierzehn Tagen, alle die Verluste, die man den ganzen Feldzug hindurch gehabt hat.

Man lese die beiden lextern Feldzüge von Türenne, und studire sie zum öftern. Es sind Meisterstükke von Kriegslisten in den neuern Zeiten. Die Listen, deren sich die Alten im Kriege bedienten, sind den leichten Truppen zu Theil geworden. Sie stellen Hinterhalte und suchen ihren Feind durch eine verstellte Flucht in Defilées zu lokken, um ihn alsdann niederzuhauen. Jezt sind wohl wenig Generale so unerfahren, sich in dergleichen grosse Hinterhalte verleiten zu lassen.

Dies begegnete indes doch Karl'n XII. bei Pultava durch Verrätherei eines Kosakkischen Fürsten *) und Peter'n I. **) widerfuhr ein

*) Hier ist die Rede von Mazeppa, dem Hettman der Kosakken. Er hatte Karl'n Geld und Lebensmittel versprochen, hielt aber nicht Wort. Um seine Untreue zu bestrafen, belagerte der König von Schweden die Stadt Pultava, in der sich die Schätze dieses Hettmans befanden, ward aber geschlagen.

**) Kaiser Peter I., der Schöpfer der Russischen Monarchie, starb, mit vielfachem Ruhm bedekt, den achten

ein Gleiches am Pruth *) durch die Schuld eines dortigen Fürsten. Beide hatten ihnen Lebensmittel versprochen, die hernach keiner von ihnen schaffen konnte.

Da ich mich aber die Art, wie man den Krieg durch Parteien und durch Detaschements führen kann, in meinem Militärreglement weitläufig ausgelassen habe, und nichts hinzuzusetzen wüsste, so verweis' ich diejenigen dahin, die dies in ihr Gedächtnis wieder zurükrufen wollen.

Was die Kunst betrift, den Feind zu Absendung von Detaschements zu nöthigen, so kann man nur den herrlichen Feldzug lesen, wel-

Februar 1725 im dreiundfünfzigsten Jahre. Karl XII. war sein Lehrer in der Kriegskunst, das heisst, er nüzte jeden Fehler, den Peter beging, und dieser ward in jedem Feldzug durch Schaden klüger.

*) Dieser Strom fliesst in die Moldau. Der Hospodar der Moldau konnte der Russischen Armee nicht Lebensmittel genug liefern, und die Türken hatten den Rükweg abgeschnitten. Nur der Geldgeiz des Groswessirs, der sich bestechen und zum Frieden bereden ließ, rettete das Russische Heer vom gänzlichen Untergange und der Schande, sich zu Kriegsgefangnen zu ergeben. Dieser Vorfall ereignete sich 1711.

welchen der Marechal de Luxembourg gegen den König von England *) in Flandern gethan hat, und der sich mit dem Treffen bei Neerwinden 1690 endigte.

*) Wilhelm III., König von Großbrittannien, der 1702 den neunzehnten März im zweiundfunfzigsten Jahre verstarb. Sowohl als Prinz von Oranien, als auch nach seiner Thronbesteigung, kommandirte er die alliirten Armeen wider Frankreich und hinterließ den Ruhm eines gleich grossen Meisters in der Staats- und Kriegskunst.

Neerwinden, ein Dorf im Herzogthume Brabant, und zwar in dem Quartier von Löwen. Diese Schlacht fiel den neunundzwanzigsten Juli 1693 vor. Der Sieg ward durch den Verlust von funfzehntausend Todten und zehntausend Verwundeten erkauft.

Zwölfter Abschnitt.

Von Spionen, wie man sich ihrer bei allen Gelegenheiten bedienen soll, auch wie man Nachrichten vom Feind erlangen kann.

Wenn man jederzeit des Feindes Plane voraus wüsste, so würde man demselben mit einer schwächern Armee auch allemal überlegen sein. Alle diejenigen, die Armeen kommandiren, arbeiten daran, sich diesen Vortheil zu verschaffen, aber es gelingt nicht immer. Es giebt viererlei Arten von Spionen.

Erstlich, geringe Leute, die sich mit diesem Metier befassen.

Zweitens, doppelte Spione.

Drittens, Spione von Belang, und endlich

Viertens, diejenigen, die man zu diesem unglüklichen Metier nöthigt.

Der gewöhnliche Schlag von Kundschaftern, nemlich Bürger, Bauern, Priester u. s. w.

welche

welchen man in des Feindes Lager abschikt, kann blos dazu gebraucht werden, den Ort auszukundschaften, wo der Feind stehe. Ihre Berichte sind mehrentheils so verworren und unverständlich, daß man dadurch ungewisser wird, als man es gewesen sein würde, wenn man in der grössten Unwissenheit vom Feinde geblieben wäre.

Die Aussage der Deserteure ist gemeiniglich nicht besser. Der Soldat weiß wohl, was bei dem Regimente, wo er steht, vorfällt, weiter aber nichts, und die Husaren, die meistentheils von der Armee abwesend und voraus kommandirt sind, wissen zuweilen selbst nicht, wo ihre Armee kampirt. Indessen lässt man doch ihre Aussagen niederschreiben, und dies ist noch das einzige Mittel, einigen Nutzen davon zu ziehen.

Der doppelten Spione bedient man sich, um dem Feinde falsche Nachrichten aufzuheften. In Schmiedeberg war ein Italiener, der den Oestreichern zum Spion diente. Ihm ward weiß gemacht, daß wir bei Annäherung des Feindes uns nach Breslau zurükziehen würden;

Schmiedeberg, eine Bergstadt im Schlesischen Fürstenthume Jauer, im Hirschberger Kreise.

er verſicherte dies dem Prinz von Lothrin-gen und ward betrogen. Eugen hatte eine geraume Zeit den Postmeister von Versailles in Sold. Dieser Nichtswürdige machte die Briefe und Ordres auf, die der Hof an die Generalität abgehen ließ, und schikte die Abschriften an Eugen, welcher sie mehrentheils früher bekam, als selbst derjenige, der die Französische Armee kommandirte. Lüxembourg hatte einen Sekretär vom König Wilhelm gewonnen, der ihm von allem Nachricht gab. Der König entdekte es, und zog nur allen erdenklichen Vortheil aus dieser so delikaten Sache. Er zwang nemlich diesen Verräther, an Lüxembourg zu schreiben, daß die Alliirten des folgenden Tages eine grosse Fouragirung machen würden, und die Franzosen wären daher beinahe zu Steinkerken überfallen, auch wohl gänzlich geschlagen worden, dafern sie nicht ganz ausnehmend gefochten hätten.

Uns

Steinkerken, ein Dorf im Oestreichischen Antheil von Hennegau, an den Grenzen von Brabant. Das Treffen fiel den dritten August 1692 vor. Die Franzosen verloren mehr Leute, wie die Alliirten, behielten aber das Feld.

Uns würde es schwer fallen, in einem Kriege wider die Oestreicher dergleichen Spione zu haben, und zwar nicht sowohl, daß sich bei ihnen nicht eben, wie anderwärts, Leute bestechen lassen sollten; sondern vielmehr deshalb, weil ihre leichte Truppen, die ihre Armee, wie eine Wolke, umgeben, niemanden undurchsucht passiren lassen.

Dies brachte mich auf die Idee, ein Paar von ihren Husarenoffizieren zu gewinnen. Durch sie läßt sich der Briefwechsel folgendergestalt unterhalten. Die Husaren pflegen nach geendetem Scharmützel eine Art von Stillestand zu machen. Bei dieser Gelegenheit können die Briefe leicht abgegeben werden.

Will man den Feinden falsche Zeitungen zubringen lassen, oder auch von ihnen Nachricht haben, so bedient man sich folgendes Mittels. Man läßt einen Soldaten, dem man trauen kann, aus dem Lager zum Feinde gehn, der ihm alles berichten muß, was man glauben machen will, oder man läßt auch durch denselben Zettel in dem feindlichen Lager ausstreuen, um die Truppen zur Desertion zu verleiten.

Der Ausgeschikte kommt hernach durch einen Umweg zu Eurem Lager wieder zurük.

Kann man in den Landen des Feindes gar kein Mittel finden, um Nachrichten von ihm zu haben, so ist noch ein Ausweg übrig, den man einschlagen kann. Doch ist er hart und grausam. Man sucht nemlich einen bemittelten und ansässigen Bürger, der Frau und Kinder hat, und giebt ihm einen Menschen zu, den man als dessen Knecht verkleidet, der aber der Sprache des Landes kundig sein muß. Ersterm nun nöthigt man, Lezterm als Knecht oder Kutscher mit sich zur feindlichen Armee zu nehmen, unter dem Vorwande: er wolle sich über Gewaltthätigkeiten beschweren, die ihm widerfahren wären. Man schärft dem Bürger zugleich ein, den ihm anvertrauten Menschen wieder mit sich zurükzubringen, wenn er im feindlichen Lager sich zur Gnüge aufgehalten hat. Falls er dies nicht thäte, droht man ihm, daß seine Frau und Kinder niedergehauen, sein Haus aber geplündert und angesteckt werden solle.

Ich bin gezwungen gewesen, mich dieses Mittels zu bedienen, als wir im Lager bei .... standen, und es gelang mir.

Zu alle dem füg' ich noch hinzu, daß man in Bezahlung der Spione freigebig, ja verschwenderisch sein muß. Ein Mensch, der um Euch zu dienen, den Strik wagt, verdient schon dafür belohnt zu werden.

Dreizehnter Abschnitt.

Woraus man des Feindes Absichten ziemlich bestimmt errathen könne.

Das sicherste Mittel, die Absichten des Feindes vor Eröfnung des Feldzuges zu entdekken, ist wohl, daß man auf den Ort Acht giebt, den er zur Anlegung seiner Proviantmagazine aussucht. Zum Beispiel, wenn die Oestreicher ihre Magazine zu Ollmüz anlegen, so kann man sicher glauben, daß sie Oberschlesien anzugreifen Willens sind. Errichten sie ihre Magazine zu Königingräz, so ist die Gegend von Schweidniz bedroht. Als die Sachsen die

Kurmark angreifen wollten,*) so zeigten ihre Magazine den Weg, den sie dahin zu nehmen gedachten, denn ihre Niederlagen waren zu Zittau, Görlitz und Guben, welches der grade Weg auf Krossen ist.

Das Erste also, wonach man sich zu erkundigen hat, ist das, wo, und an was für Orten der Feind seine Magazine errichtet. Die Franzosen haben, um zu verhindern, daß ihre Feinde nicht hinter ihre Desseins kämen, doppelte Magazine angelegt, nemlich einige an der Maas, und die andren an der Schelde.

Wenn die Oestreicher im Lager stehn, so kann man errathen, wenn sie aufbrechen werden. Sie haben nemlich eine Gewohnheit, von der sie nie abgehn, die, daß der Soldat alle Marschtage kochen muß. Sieht man also Vormittags um fünf oder acht Uhr viel Rauch aufsteigen, so kann man sicher darauf rechnen, daß sie denselben Tag eine Bewegung mit ihrer Armee vornehmen werden.

So

*) Dies sollte im November 1745 geschehn. Der König aber kam seinen Feinden zuvor, ging ihnen in die Lausitz entgegen und vereitelte ihr Vorhaben.

So oft die Oestreicher schlagen wollen, so ziehn sie alle ihre grosse Detaschements von leichten Truppen an sich; sobald man dies gewahr wird, muß man auf seiner Hut sein.

Wenn man einen Posten von ihren Ungarischen Truppen attakirt, und diese halten Stand, so kann man sicher schliessen, daß ihre Armee zu ihrer Unterstützung ganz in der Nähe ist.

Setzen sich ihre leichten Truppen zwischen Euch und ein Detaschement, das Ihr ausgeschikt habt, so könnt Ihr daraus folgern, daß der Feind ein Dessein auf das Detaschement habe, und Eure Maasregeln danach nehmen.

Ich füge noch hinzu, daß, wenn der Feind Euch allemal denselben General entgegensezt, Ihr ihm seine Manieren ablernen, und dessen Desseins durch seine Gewohnheiten und Methoden errathen könnt.

Wenn man hinlängliche Betrachtungen über das Land, das zum Kriegsschauplaz dient, über die Position der Armee, welche man kommandirt, über die Sicherheit seiner Proviantmagazine, über die Stärke der Festungen, und über die Mittel, welche der Feind hat, oder nicht hat,

um leztre zu attakiren, über den Schaden, den seine leichte Truppen Euch verursachen können, wenn sie der Feind auf Eure Flanke, oder auf Euren Rükken, oder sonst wo placirt, oder wenn er sich deren bedient, um eine Diversion zu machen, wenn, sag' ich, man alle diese Punkte reiflich in Erwägung zieht, so kann man darauf rechnen, daß ein geschikter Feind genau das thun wird, was Euch am meisten schaden wird, daß dies seine Absicht ist, und daß man sich derselben sofort, wie man kann, entgegensetzen muß.

Vierzehnter Abschnitt.

Von unserm Lande, von neutralen und feindlichen Ländern, von dem Religionsunterschiede, und wie man sich in allen diesen verschiednen Fällen zu benehmen habe.

Man führt den Krieg in dreierlei Art von Ländern, nemlich in seinen eignen, in neutralen oder in feindlichen.

Wär'

Wär' es mir blos um meinen Ruhm zu thun, so würd' ich nie anders, als in meinen eignen Ländern Krieg führen. Der Vortheile, die man da findet, sind zu viele. Jederman dient Euch darin zum Spion. Der Feind kann keinen Schritt thun, ohne verrathen zu werden. Man kann ganz kühn grosse Detaschements abschikken und sie alles ausführen lassen, was sich im Kriege nur bewerkstelligen läßt. Wird man geschlagen, so agirt jeder Bauer als Soldat, und harselirt den Feind. Diese Erfahrung machte der Kurfürst Friedrich Wilhelm nach der Schlacht bei Fehrbellin. Die Bauern schlugen mehr Schweden todt, als in der Schlacht selbst geblieben waren. Ich meines Orts habe es nach der Bataille von Hohenfriedberg gesehn, wo

Fehrbellin, ein Städtchen in der Mittelmark Brandenburg am Rhinflusse, über welchen hier ein Paß ist. Im Jahre 1675, den achtzehnten Juni, grif der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit sechstausend Reitern und sechshundert Dragonern zwischen den Dörfern Linum und Hakenberg, eine halbe Meile von Fehrbellin, die Schweden an, die aus acht Regimentern Infanterie und sechs Regimentern Kavallerie bestanden. Er tödtete über zweitausend, nahm zweihundert gefangen und schlug sie in die Flucht.

wo die Einwohner der Schlesischen Gebirge viele Flüchtlinge von der Oestreichischen Armee zu Kriegsgefangnen einbrachten.

Wird der Krieg in einem neutralen Lande geführt, so scheint der Vortheil zwischen beiden Theilen gleich zu sein, und kommt es immer darauf an, wer von beiden die Freundschaft und das Vertrauen der Landeseinwohner gewinnen kann.

Man hält deshalb in einem solchen Lande strenge Mannszucht, verbietet das Marodiren und alle Plünderungen, und bestraft dergleichen nach aller Schärfe.

Man beschuldigt den Feind der schlimmsten Absichten, die er gegen das Land hege. Ist es Protestantisch, wie Sachsen, so spielt man die Rolle eines Beschützers der Lutherischen Religion, und sucht dem Herzen des gemeinen Mannes, der in seiner Einfalt gar leicht zu hintergehen ist, Fanatismus einzuhauchen. Ist das Land Römischkatholisch, so spricht man von nichts, als von Toleranz, predigt Mässigung, und wirft alle Schuld der Erbitterung zwischen den Christlichen Sekten auf die Prediger, die doch in den wesentlichsten Glaubenspunkten mit einander einstimmig wären.

Wegen der Parteien, die man ausschikken will, muß man sich nach dem Schuz richten, den man bei den Einwohnern des Landes findet. Man kann in seinem eignen Lande alles damit hasardiren, in einem neutralen aber muß man behutsam gehen, wofern man nicht der Neigung der Landleute, oder doch des grössern Theils derselben versichert ist.

In einem ganz feindlichen Lande, wie Böhmen und Mähren, muß man sich nur auf ein sichres Spiel einlassen, aus den vorhin angeführten Ursachen seine Parteien nicht in zu grosse Gefahr setzen, und bei jedem Schritte um sich sehn. Die leichten Truppen dienen alsdann mehrentheils zur Dekkung der Konvoyen.

Man muß sich nicht einbilden, die Gewogenheit der dortigen Einwohner jemals gewinnen zu können. Nur die Hussiten im Königingrätzer Kreise sind die Einzigen, von denen man Vortheil ziehen kann. Der Adel und die Gutsbesizer sind Verräther, wenn sie sich gleich stellen, als wären sie gut für uns gesinnt. Mit den Pfaffen und mit den Amtshauptleuten hat es gleiche Beschaffenheit. Ihr

Intereſſe iſt mit dem des Erbhauſes Oeſtreich genau verknüpft, und da dies Intereſſe mit dem unſrigen nicht übereinſtimmt, ſo kann und muß man ſich nie auf ſie verlaſſen.

Noch habt Ihr Ein Hülfsmittel übrig, — den Fanatiſmus. Man kann nemlich das Volk auf ſeine Seite bringen, wenn man ihm Gewiſſensfreiheit verſpricht, und ihm auf eine gute Art zeigt, daß es von den Pfaffen und vom Adel bedrängt werde. Alsdann kann man ſicher auf das Volk rechnen. Das heiſſt: Himmel und Hölle für Euer Intereſſe aufregen. Seit der Zeit, da dieſer Aufſaz iſt verfertigt worden, hat die Kaiſerin Königin die Laſt der Auflagen der Mähriſchen und Böhmiſchen Unterthanen beträchtlich verſtärkt. Man könnte vielleicht auch dieſen Umſtand benuzen, um ſich die Neigung der Unterthanen zu erwerben, zumal wenn man ihnen mit der Hofnung ſchmeichelte, ſie nach der Einnahme des Landes gelinder zu behandeln.

Funf-

Funfzehnter Abschnitt.

Von allen den Märschen, welche eine Armee thun kann.

Eine Armee marschirt entweder um Eroberungen in dem feindlichen Lande zu machen, oder um ein vortheilhaftes Lager zu okkupiren, oder um einen Sukkurs an sich zu ziehn, oder auch um eine Schlacht zu liefern, oder um sich vor dem Feind zu retiriren.

Es ist eine Hauptregel, daß man, sobald man für die Sicherheit des Lagers gesorgt hat, sofort alle Wege, die aus solchem gehen, und alle Gegenden umher rekognosciren lasse, um im Stande zu sein, seine Dispositionen nach den verschiednen Ereignissen zu machen, die sich zutragen können. Man schikt zu dem Ende, unter allerhand andern Vorwänden, grosse Detaschements aus, nebst Ingenieurs und Regimentsquartiermeistern. Diese müssen sich an alle die Oerter begeben, welche zugänglich sind, die Situationen aufnehmen, und zu gleicher Zeit rekognosciren, wo man marschiren

kann. Man giebt diesen Detaschements Jäger mit, die sich diese Wege aufzeichnen müssen, damit, im Fall der kommandirende General dahin marschiren wollte, sie die Kolonnen führen können.

Jene Offiziere statten sodann von der Situation des Lagers, von den Wegen, die dahin führen, von der besondern Beschaffenheit des Terräns, von den Gebüschen, Bergen, oder Flüssen, die man daselbst antrift, ihren Bericht ab Wenn der kommandirende General dergestalt von allen diesen Lokalumständen unterrichtet ist, so macht er seine Dispositionen danach. Sie werden folgendermaassen geordnet, wenn der Feind sich nicht allzunahe befindet.

Ich supponire hierbei, daß vier Wege nach dem neuen Lager führen. Die Avantgarde bricht heute Abends unter Kommando des Herrn
S.Pl. N. N. um acht Uhr auf. Sie besteht aus sechs
No. I. Bataillonen Grenadiere, einem Regimente Infanterie, zwei Regimentern Dragonern, jedes zu fünf Eskadronen gerechnet, und aus zwei Regimentern Husaren. Alle Furierschützen von der Armee gehn mit. Die Avantgarde nimmt

nichts

nichts als ihre Zelter mit, und ihre grosse Equipage bleibt bei der Armee. Die Avantgarde rükt zwei Meilen voraus, um das Defilée, den Fluß, den Berg, die Stadt, das Dorf zu okkupiren, woselbst sie die Annäherung der Armee erwartet, und alsdann rükt sie in das neue Lager, welches sie abstekken läßt.

Die Armee selbst folgt morgen früh um drei S. Pl. Uhr in vier Kolonnen. Die Wachen in den No. II. Dörfern ziehn wieder zu ihren Regimentern zurük. Die Kavallerie vom rechten Flügel beider Treffen marschirt rechts ab, und macht die erste Kolonne. Die Infanterie vom rechten Flügel beider Treffen marschirt auch rechts ab, und formirt die zweite Kolonne. Die Infanterie vom linken Flügel von beiden Treffen defilirt zur Rechten, und macht die dritte Kolonne, und die Kavallerie vom linken Flügel, die gleichfalls rechts defilirt, formirt die vierte Kolonne. Die Infanterieregimenter aus dem zweiten S. Pl. Treffen, und die drei Regimenter Husaren unter No. II. Kommando des General N. dekken die nachfolgende Bagage hinter den beiden Kolonnen Infanterie. Zu derselben werden vier Adjutanten kommandirt, die Acht haben müssen, daß

Staatliche Bibliothek Bamberg

die Wagen in guter Ordnung und so dicht, wie nur möglich, auf einander folgen.

Der General, der die Arrierregarde kommandirt, muß in Zeiten den Chef von der Armee wissen lassen, im Fall er einigen Sukkurs nöthig hätte.

Die vier Kolonnen werden durch die Jäger geführt, welche die Wege rekognoscirt haben. Vor jeder Kolonne marschirt ein Detaschement von Zimmerleuten, wie auch die Wagen mit den Balken, Riegeln und Brettern zum Brükkenbau bei kleinen Flüssen.

Die Kolonnen müssen bei dem Marsch darauf Acht haben, daß die ersten Glieder in gleichen Reihen bleiben.

Die Generale müssen darauf sehen, daß ihre Bataillone sich geschlossen halten, dicht auf einander marschiren, und wohl zusammenhängen, auch daß die Offiziere, welche die Pelotons kommandiren, ihre Distanz gut beobachten.

Wenn man ein Defilée zu passiren hat, müssen die ersten Rotten langsam marschiren, oder Halte machen, um den hintersten Zeit zu

lassen,

lassen, das Defilée zu passiren, und ihre Distanz wieder zu nehmen. Auf diese Art werden gemeiniglich solche Dispositionen gemacht.

Wenn Defiléen, Holzungen oder Gebirge zu passiren sind, so theilt Ihr die Kolonnen; die Tête besteht aus lauter Infanterie, hinter welcher die Kavallerie schliesst.

Ist eine Pläne im Centrum, so weist man diese der Kavallerie an, und die Infanterie macht die Kolonnen auf beiden Enden, welche durch das Gehölz marschiren. Dies aber versteht sich nur von einem Marsch, wo der Feind nicht so nahe ist. Auf den Fall muß man, um die ganze Schlachtordnung nicht zu zerreissen, zufrieden sein, einige Grenadierbataillone vor die Spitze der Kavallerie zu placiren.

Will man, daß ein Sukkurs sicher zur Armee stossen soll, so ist das sicherste Mittel, ihm durch ein schwieriges Terrän entgegen zu gehn, und sich vor dem Feind zurükzuziehn, um eine Schlacht zu vermeiden.

Durch die Ueberlegenheit, welche man vermittelst des an sich gezognen Sukkurses erhält,

gewinnt man das Terrän bald wieder, das man, so zu sagen, dem Feind nur geliehen hat.

Wenn man nach der Position des Feindes paralele Märsche zu thun genöthigt ist, so geschieht dies entweder zur Rechten, oder zur Linken, und zwar in zwei Treffen, deren jedes eine Kolonne formirt, und eine Avantgarde vor sich hat. Man beobachtet übrigens dieselben Formalitäten, die ich vorgeschrieben habe.

Auf die Art geschahen alle die Märsche, die wir von Frankenberg bis nach Hohenfriedberg thaten, und wir marschirten rechts ab.

Ich ziehe diese Disposition allen andern vor, weil die Armee, wenn ich nur links- oder rechtsum machen lasse, sogleich in Schlachtordnung steht, und weil dies die schnellste Art aufzumarschiren ist. Ich werde mich derselben allezeit bedienen, wenn ich die Wahl habe, den Feind zu attakiren. Bei Hohenfriedberg und bei Soor hab' ich diesen Vortheil erfahren. Man muß

Frankenberg, ein Dorf im Schlesischen Fürstenthume Münsterberg, und zwar im Frankensteiner Kreise belegen. Der Marsch, dessen hier gedacht wird, geschahe im Juni 1745.

muß nur bei dieser Art von Marsch darauf Acht haben, daß man dem Feinde nicht die Flanke blos stelle.

Wenn der Feind sich in Marsch sezt, um eine Schlacht zu liefern, so entledigt man sich des Gepäks und schikt es unter einer Eskorte nach einer nächst belegnen Stadt. Alsdann macht man eine Avantgarde, die nicht mehr als eine kleine Viertelmeile von der Armee entfernt sein muß.

Wenn die Armee gegen den Feind marschirt, so müssen die Kolonnen sich nicht nur nicht einander vorrükken, sondern auch, indem sie sich dem Schlachtfelde nähern, sich genugsam ausdehnen, damit die Truppen nicht mehr und nicht weniger Terrän haben, als sie, um sich wirklich stellen zu können, bedürfen. Dies ist eine sehr schwere Sache; gemeiniglich haben etliche Bataillone kein Terrän, oder aber die Generale geben ihnen zu viel.

Der Marsch, der treffenweise geschieht, zieht niemals eine Unbequemlichkeit nach sich, und deshalb hab' ich ihn stets als den besten gewählt.

Die Märsche, die man, um eine Schlacht zu liefern, thut, erfordern viele Vorsicht, und ein General hat Ursach, auf der Hut zu stehn. Er

muß das Terrän von Distanz zu Distanz rekognosciren, jedoch ohne sich dabei in Gefahr zu setzen, damit er verschiedne Positionen in seinem Kopfe fertig habe, deren er sich auf den Fall bedienen könne, wenn ihm der Feind entgegen käme.

Man bedient sich der Kirchthürme, oder der Anhöhen, um ein Terrän zu rekognosciren, und öfnet sich den Weg zu denselben durch die leichten Truppen, die man vor der Avantgarde hersendet.

Gewöhnlich wird ein Rükzug folgendermaassen veranstaltet. Man entledigt sich, einen oder zwei Tage vor dem Aufbruch, seines Gepäks, und schikt es unter einer guten Eskorte weg.

Man richtet sich in Ansehung der Kolonnen nach der Anzahl der Wege, die man nehmen kann, und den Marsch der Truppen nach der Beschaf-

S.Pl. fenheit des Landes. Ist es eben, so macht die
No.
III. Kavallerie die Avantgarde; ist es uneben, bergig, oder voll Defiléen und Waldungen, so gehört dies für die Infanterie. Wenn es ein Land voller Plänen ist, so marschirt die Armee in vier Kolonnen. Die Infanterie vom rechten Flügel des zweiten Treffens defilirt rechts, das zweite Treffen von der Kavallerie des rechten Flügels folgt,

folgt, und diese machen die vierte Kolonne. Die Infanterie des rechten Flügels vom ersten Treffen defilirt rechtsab, und folgt derselben auch der rechte Flügel Kavallerie des ersten Treffens. Dies macht die dritte Kolonne. Die Infanterie des linken Flügels vom zweiten Treffen formirt mit der Kavallerie die zweite Kolonne; die Infanterie vom linken Flügel des ersten Treffens mit der Kavallerie aber die erste Kolonne.

Auf die Art macht die ganze Kavallerie die Arrieregarde, und man muß sie aus Vorsicht durch die Husaren, so viel man ihrer hat, unterstützen lassen.

Wenn Ihr auf Euren Rükzügen Defiléen zu passiren habt, so müsst Ihr dieselben den Abend vor Eurem Marsch durch Infanterie besetzen lassen, und diese so stellen, daß sie die Truppen überflügelt, die bei ihrem Rükzuge durch das Defilée kommen, damit es frei bleibt.

Ich nehme an, daß Ihr mit zwei Kolonnen marschiren müsst, so defilirt die Kavallerie vom rechten Flügel links, und das zweite Treffen zuerst, welches die Tête von der zweiten Kolonne macht; die Infanterie vom zweiten Treffen, wel-

dem das erste folgt, schliesst sich an gedachte Kavallerie. Die Kavallerie vom linken Flügel defilirt links, das zweite Treffen bricht zuerst auf, und macht die Tête von der ersten Kolonne. Zu diesen stösst die Infanterie vom linken Flügel, die links defilirt, das zweite Treffen marschirt zuerst, welches dann Eure zweite Kolonne formirt.

Sechs Bataillone, zu welchen man die leztern vom ersten Treffen nimmt, und die von zehn Eskadronen Husaren unterstüzt werden, machen die Arrieregarde. Die sechs Bataillone stellen sich vor das Defilée in zwei Treffen, und zwar *en échiquier*, wie der Plan No. IV. zeigt.

S. Pl. No. IV.

Während der Zeit, daß die Armee das Defilée passirt, müssen die Truppen, welche auf der andern Seite des Defilée sind, nothwendig die leztern vorwärts postirten Truppen überflügeln, um diese durch ihr Feuer zu dekken.

Wenn die ganze Armee passirt ist, so passirt die erste Linie der Arrieregarde durch die Intervallen der andern Linie, und wirft sich in das Defilée, und wenn diese fort ist, so macht die zweite Linie dasselbe Manöver, unter Dekkung

des

des Feuers, das die auf der andern Seite postirten Truppen machen, welche alsdann den leztern folgen, und wieder die Arrieregarde machen müssen.

Das schwierigste Mandver von allen ist, in Gegenwart des Feindes im Retiriren einen Fluß zu passiren. Ich kann kein bessres Beispiel anführen, als unsern Rükzug, den wir 1745 bei Kollin über die Elbe machten. Indessen, weil man nicht allezeit Städte an solchen Orten findet, supponire ich, daß man nicht mehr als zwei Brükken habe; in dem Fall muß man an einer guten Verschanzung arbeiten lassen. Diese muß beide Brükken einschliessen, und überdem an der Spitze jeder Brükke ein kleiner Abschnitt gemacht werden.

Wenn dies geschehn ist, so schikt man Truppen und viele Kanonen auf die andere Seite des Ufers. Man muß dazu ein Ufer aussuchen, das etwas erhaben, aber nicht zu steil ist, um von da das vorwärts liegende Ufer dominiren zu können. Darauf besezt man die grosse Verschanzung mit Infanterie. Sodann passirt die Infanterie zuerst, die Kavallerie macht die Arrie-

Arrieregarde, und retirirt ſich *en échiquier* durch die Verſchanzung, welche die erſtere dekt.

Wenn alles herüber iſt, ſo beſezt man die beiden kleinen Brükkenſchanzen mit Infanterie, und die Infanterie der Verſchanzung verläſſt dieſelben, und retirirt ſich.

Wenn der Feind dieſe Truppen verfolgen will, ſo muß er das Feuer der beiden Brükkenſchanzen, und der Mannſchaft, die auf jener Seite des Ufers placirt iſt, aushalten.

Wenn die in der Verſchanzung geſtandne Infanterie den Fluß paſſirt iſt, ſo werden die Brükken abgebrochen, und die in den Brükkenſchanzen befindlichen Truppen paſſiren den Fluß in Schiffen, unter dem Schuz der Korps, die am jenſeitigen Ufer poſtirt ſind, und die ſodann näher anrükken, um jene deſto beſſer zu vertheidigen.

Sobald die Pontons auf die Wagen geladen ſind, ſo ſezen ſich dieſe lezztern Truppen in Marſch. Man kann auch Flatterminen in den Winkeln der Verſchanzungen anbringen, welche die lezztern Grenadiere, indem ſie den Fluß paſſiren, auffliegen laſſen.

Sech-

Sechzehnter Abschnitt.

Was für Vorsicht man auf einem Rükzuge gegen die Husaren und Panduren zu nehmen habe.

Die Husaren und Panduren sind blos denen furchtbar, die sie nicht kennen. Sie sind nur brav, wenn Hofnung zur Beute sie beseelt, oder aber, wenn sie Schaden thun können, ohne sich selbst der Gefahr Preis zu geben.

Die erste Art der Bravour üben sie gegen die Konvoyen und gegen die Bagage aus, und die andre gegen die Korps, die genöthigt sind, sich zu retiriren. Diese harsellren sie beständig.

Unsre Truppen haben keinen harten Angrif von ihnen zu befürchten; weil aber diese Art zu scharmuziren den Marsch der Truppen aufhält, und sie hier und da auch Leute todt schiessen, die man ganz ohne Noth verliert, so will ich die Art anzeigen, die ich für die beste halte, sich ihrer zu entledigen.

Wenn man seinen Rükzug durch Plänen macht, so jagt man die Husaren durch einige

Kano-

Kanonenschüsse weg, und die Panduren vermittelst der Husaren oder Dragoner, vor welchen sie sich sehr fürchten. Die beschwerlichsten Rükzüge, wo die Panduren am meisten Schaden thun können, sind die, welche man durch Holzungen, Defiléen, oder über Berge nehmen muß. Es ist alsdann fast unvermeidlich, daß man nicht Leute verlieren sollte.

In dem Fall muß die Avantgarde die Höhen okkupiren, und Face gegen den Feind machen. Zugleich müsst Ihr während Eures Marsches Truppen auf die Flanken senden, welche, indem sie die Armee cotoyiren, sich allezeit auf den Höhen oder in den Gehölzern halten. Man hat auch einige Eskadrone Husaren bei der Hand, die man agiren lässt, so oft es das Terrän einigermaassen verstatten will.

Man muß aber in solchen Gelegenheiten nie Halte machen, sondern den Marsch in Einem fortsetzen, denn verweilt man, so opfert man seine Leute ganz unnöthig auf. Die Panduren legen sich auf die Erde, und thun Schüsse, davon man nicht sieht, wo sie herkommen. Ist die Armee fort, und müssen ihr sodann die Arrieregarde nebst den detaschirten Korps folgen,

mit:

mithin die Anhöhen verlassen, so bemächtigen sich die Panduren derselben, und weil sie da sicher sind, so schiessen sie auf die, welche sich zurükziehn. Weder das Kartätschen- noch das Musketenfeuer kann ihnen sonderlichen Schaden thun, weil sie sich hinter Anhöhen und Bäumen verstekken, oder auch auf der Erde liegen.

Ich habe zwei dergleichen Rükzüge im Jahre 1745 gemacht, den einen durch das Thal von Liebenthal, als ich nach Staudenz marschirte, den andren von Trautenau nach Schazlar. Ungeachtet aller nur ersinnlichen Vorsicht, hatten wir bei dem erstern sechzig Mann Todte und Verwundete, und bei dem andern mehr als zweihundert.

Wenn der Rükzug durch schwierige Wege geschieht, so muß man kleine Märsche thun, um

Staudenz, ein Dorf im Königingrätzer Kreise. Dieser Marsch geschahe den neunzehnten September 1745.

Schazlar, ein Flekken im Königingrätzer Kreise, gegen die Böhmische Grenze zu. Dieser Marsch wurde den sechzehnten Oktober 1745 vorgenommen.

um sowohl desto geschwinder, als auch besser seine Maasregeln nehmen zu können. Eine Teutsche Meile muß alsdann der weiteste Marsch sein, und weil man nicht zu eilen hat, kann man zuweilen die Panduren forciren, sonderlich, wenn sie so unvorsichtig sind, und sich in kleine Büsche legen, die man umzingeln kann.

Siebzehnter Abschnitt.

Wie unsre leichte Infanterie gegen die Husaren und Panduren fechten müsse.

Wir pflegen einen Posten, den die leichten Truppen besezt haben, mit stürmender Hand anzugreifen; denn da sie beim Fechten nicht beisammen bleiben, so können sie sich gegen regelmässige Truppen nicht halten. Man muß sie ohne alle Schonung behandeln, blos einige Truppen auf die Flanken des Korps werfen, das gegen sie anmarschirt, um dasselbe zu dekken,

und

und wenn man nur heftig auf sie eindringt, so jagt man sie, wohin man will.

Unsre Dragoner und Husaren attakiren sie geschlossen, mit dem Säbel in der Faust; dergleichen Attake können sie nicht aushalten, auch hat man sie allezeit geschlagen, ohne sich an ihre Anzahl zu kehren, die auf ihrer Seite allezeit grösser war.

Achtzehnter Abschnitt.

Durch was für Bewegungen man den Feind nöthigen kann, ein Gleiches zu thun.

Wenn man glaubt, es sei genug, sich nur mit seiner Armee zu bewegen, um den Feind zu nöthigen, daß er seiner Seits ein Gleiches thue, so betrügt man sich sehr. Nicht die Bewegung selbst, sondern die Art, wie man sie macht, kann den Feind dazu vermögen. Der Feind, der Kriegserfahrung hat, lässt sich durch Schein-

bewegungen nicht hintergehen. Nur solide Stellungen allein bewegen ihn zum Nachdenken und zum Aufbruch.

Daher muß man das Land, den General, mit welchem man zu thun hat, die Oerter, wo seine Magazine sind, die Städte, an welchen ihm am meisten gelegen ist, und die, woher er seine Fourage zieht, wohl kennen, alle diese Umstände mit einander gehörig kombiniren, und danach seine wohlüberdachten Projekte machen.

Der General, dem seine Imagination die meisten Hülfsquellen an die Hand giebt, und der am öftersten etwas gegen seinen Feind wagt, wird in die Länge Vortheile über den Nebenbuhler seines Ruhms gewinnen.

Beim Anfang eines Feldzuges wird derjenige, der seine Armee am ersten zusammenzieht, und sie vorrükken läßt, um eine Stadt anzugreifen, oder einen Posten zu nehmen, den andern allemal nöthigen, sich nach seinen Bewegungen zu richten, und auf seine Vertheidigung bedacht zu sein.

Wollt Ihr während des Feldzuges Euren Feind zum Aufbruch nöthigen, so müsst Ihr dazu triftige Ursachen haben. Diese können darin bestehn, daß Ihr entweder die Stadt, bei welcher der Feind gelagert steht, wegnehmen, oder ihn nöthigen wollt, sich nach einem unfruchtbaren Lande hinzuziehn, wo er nicht anders, als mit Mühe, subsistiren kann; oder daß Ihr Euch Hofnung macht, ein Treffen anzufangen, das Euch besondre grosse Vortheile zuwege bringen kann.

Wenn Ihr dergleichen Ursachen habt, so müsst Ihr auf ein Projekt zu deren Erreichung arbeiten; indem Ihr es aber macht, müsst Ihr auch sehr sorgfältig untersuchen, ob nicht die Märsche, die Ihr deshalb thun, und die Lager, die Ihr nehmen wollt, Euch nebst der Armee in eine grössre Verlegenheit setzen könnten, als die ist, worin sich der Feind befindet. Zum Beispiel, daß Ihr Euch von einem schlecht befestigten Ort, wo Ihr Eure Lebensmittel habt, entfernt, welchen die leichten Truppen in Eurer Abwesenheit auf den ersten Anlauf wegnehmen können. Oder daß Ihr Euch in eine Position setzt, da der Feind durch eine Bewegung seiner

Seits Euch von Eurem Lande und von Euren Städten koupiren kann, oder auch, wenn Ihr Euch in ein Land werft, das Ihr wegen Mangel der Fourage, bald wieder zu verlassen Euch genöthigt seht.

Wenn Ihr alle diese Projekte reiflich überlegt, so müsst Ihr zugleich die Möglichkeit der Unternehmungen berechnen, welche der Feind gegen Euch ausführen kann, und die, welche er nicht zu bewerkstelligen im Stande ist; alsdann müsst Ihr Eure Projekte machen, es sei nun, daß Ihr Euer Lager neben einer von des Feindes Flanken nehmt, oder nur Euch nach der Provinz zieht, wo er seine Lebensmittel hernimmt, oder ihn von seiner Hauptstadt koupirt, oder seine Magazine in Gefahr zu setzen, oder Positionen zu nehmen sucht, die ihm seine Fourage knapper machen.

Um hiervon ein Beispiel zu geben, welches allen meinen Offizieren bekannt ist, so will ich den Plan vorlegen, vermöge dessen wir den Prinz Karl von Lothringen im Jahre 1745 hätten nöthigen können, Königingrätz und Pardubiz zu verlassen. Aus dem Lager von Dublez hätten wir links marschiren, die Graf-

schaft

schaft Glaz seitwärts liegen lassen, und uns auf Hohenmauth ziehen müssen. Die Oestreicher, die ihr Magazin zu Deutschbrodt hatten, und ihre mehrsten Lebensmittel aus Mähren zogen, wären dadurch gezwungen worden, gegen Landskron zu marschiren, und uns Königingräz und Pardubiz zu überlassen. Dadurch wären die Sachsen von ihrem Lande abgeschnitten worden, und sie hätten, um es zu dekken, sich von den Oestreichern trennen müssen.

An diesem Marsch hinderte mich der Gedanke, daß, wenn ich schon Königingräz besezt hätte, ich dadurch nichts gewonnen haben würde; denn wenn auch die Sachsen nach Hause gegangen wären, so hätt' ich meines Orts mich doch genöthigt gesehn, ebenfalls zu detaschiren, und den Fürsten von Anhalt *) zu verstärken. Ueberdies hätt' ich

*) Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, ältester Königl. Preuß. Generalfeldmarschall, der den neunten April 1747 verstarb. Er kommandirte im Sommer 1745 das Kampement bei Dieskau, welches die Preussischen Lande vor einem Einfall der Sachsen dekken sollte.

nicht Lebensmittel zu Glaz genug gehabt, um den ganzen Feldzug hindurch aus diesem einzigen Magazine subsistiren zu können.

Die Diversionen, die man durch Detaschements macht, vermögen den Feind gleichfalls zum Aufbruch. Alles, worauf der Feind nicht vorbereitet gewesen ist, bringt ihn in Verwirrung und dazu, daß er sein Lager aufhebt.

Dahin gehören die Märsche über Gebirge, die der Feind für unausführbar hält, die man aber doch fast durchgängig bewerkstelligen kann, imgleichen die Passagen über Flüsse, wenn sie, ohne daß es der Feind merkt, geschehen. Man lese die Feldzüge vom Prinzen Eugen von 1701. Wir wissen, was für eine Unordnung bei der Französischen Armee 1744 entstand, als sie der Prinz Karl von Lothringen durch den Uebergang über den Rhein überfiel.

Ich schliesse mit der Anmerkung, daß die Ausführung solcher Unternehmungen immer dem Plan entsprechen muß, und daß ein General, wenn er kluge und auf solide Grundsätze beruhende Dispositionen entwirft, seinen Feind immer nöthigen wird, vertheidigungsweise zu gehn, und von ihm selber abzuhängen.

Neun-

Neunzehnter Abschnitt.

Vom Uebergang über Flüsse.

Wenn der Feind einmal auf der andern Seite eines Stroms steht, welchen Ihr passiren wollt, so ist Eure Gewalt vergebens, und Ihr müsst Eure Zuflucht zur List nehmen. Man muß den Uebergang Cäsar's über den Rhein, den des Prinz Eugen's über den Poo, *) oder den über den Rhein vom Prinz Karl von Lothringen **) zum Muster nehmen, wenn es ein grosser Fluß ist, den man zu passiren hat.

Cajus Julius Cäsar, dieser in der Römischen Geschichte so berühmte Feldherr, war der Erste, welcher im Jahre der Welt 3699 eine Brükke über den Rhein schlug.

*) Dieser Uebergang über den Poo, den grössten Fluß in Italien, geschahe den siebzehnten Juli 1706.

**) Ward 1744 bewerkstelligt und öfnete dem Königl. Ungarischen Heere den Weg, um im Elsaß und in den benachbarten Französischen Staaten Eroberungen zu machen.

Diese Feldherren schikten einige Detaschements ab, um den Feind zu hintergehen, und ihm den Ort zu verbergen, welchen sie zu ihrer Passage gewählt hatten. Sie liessen Anstalten zu Erbauung von Brükken an Oertern machen, wo sie nicht Willens waren, überzusetzen, und ihre Hauptarmee kam durch einen nächtlichen Marsch zu einem Vorsprung, dessen sie nöthig hatten, um den Fluß zu passiren, bevor es die Truppen wahrnehmen konnten, die sie daran verhindern sollten.

Um über Flüsse passiren zu können, wählt man gemeiniglich die Gegenden, wo Inseln sind, weil dadurch die Unternehmung ungemein erleichtert wird. Auch sieht man es gern, wenn man jenseits des Ufers Holzung oder andre Hindernisse finden kann, die den Feind abhalten, Euch anzugreifen, eh' Ihr herausrükt.

Man muß bei solchen Unternehmungen ganz vorzügliche Aufmerksamkeit haben, und die angemessensten Maasregeln nehmen, damit die Schiffe oder Pontons, und alle übrige dazu gehörige Geräthschaften, insgesammt zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle sein, und jeder Pontonier oder Schiffer, unterrichtet sei, was

er

er zu thun habe, auf daß man Unordnungen verhüte, die gar leicht bei dergleichen nächtlichen Expeditionen entstehn.

Darauf schikt man Truppen jenseit des Ufers, um Posto zu fassen. Bei allen Passagen über breite Flüsse muß man sorgfältig die beiden Enden der Brükke verschanzen, und sie mit Truppen gehörig versehen. Man befestigt auch die nächstliegenden Inseln, um diese Verschanzungen zu behaupten, damit während der Zeit, daß diese Operationen gegen den Feind erfolgen, dieser Eure Brükken nicht wegnehmen, noch ruiniren könne.

Wenn die Flüsse schmal sind, so wählt man, um sie zu passiren, diejenigen Oerter, wo der Fluß eine Krümme hat, wo das Ufer hoch und von einer Seite dominirt ist, auf welches man so viele Kanonen auffahren lässt, als die Gegend erlaubt, und es mit Infanterie besezt.

Unter diesem Schuz schlägt man seine Brükken, und passirt sie darauf. Und da die Krümme, welche der Fluß macht, das Terrän verengt, so muß man nur ganz wenig vorwärts rükken, und immer mehr Terrän gewinnen, nachdem

nemlich immer mehr und mehr Truppen passiren, und das Terrän koupiren können. Giebt es Furthen im Flusse, so lässt man für die Kavallerie, damit sie bequem hindurch kann, am Ufer gelind abschüssige Wege anlegen.

Zwanzigster Abschnitt.

Wie man Flüsse zu vertheidigen habe.

Nichts ist so schwer, wo nicht gar unmöglich, als dem Feinde die Passage über einen Fluß zu verwehren, hauptsächlich wenn die Strekke, wo der Angrif geschehen kann, zu weit ausgedehnt ist. Ich würde nie dies Geschäft über mich nehmen, wenn das Terrän, das ich vertheidigen sollte, über vier Meilen lang wäre, und wenn nicht ein oder zwei Forts in dieser Distanz am Ufer lägen. Der Fluß müsste auch keine watbare Stellen haben.

Wenn aber auch alles dergestalt beschaffen wäre, so gehört doch eine gewisse Zeit dazu, sich

gegen

gegen die Unternehmungen des Feindes vorzubereiten.

Die Dispositionen, die man alsdann zu machen hätte, würden ungefähr folgende seiu:

Man läßt alle Fahrzeuge und Schiffe wegnehmen, die sich auf dem Flusse befinden, und dieselben nach den beiden Reduten bringen, blos in der Absicht, daß der Feind sich ihrer nicht bedienen kann. Alsdann muß man die beiden Ufer des Flusses rekognosciren, um diejenigen Oerter zu bemerken, welche die Passage dekken könnten, und sie zugleich demoliren lassen. Man zeichnet sich alle die Oerter auf, welche die Passage des Feindes begünstigen können, und macht, nach Beschaffenheit des Terräns, seinen Angrifsplan. Nachher läßt man grosse und breite Wege für verschiedne Kolonnen längst dem Ufer seiner Defensionslinie machen, um bequem und ohne Aufenthalt gegen den Feind anrükken zu können.

Nachdem man alle diese Anstalten getroffen hat, so muß man mit seiner Armee in dem Centrum dieser Linie sich so lagern, daß man nicht mehr, als vier Meilen, zu marschiren

hat,

hat, um zu den beiden äussersten Enden kommen zu können.

Man macht ferner sechszehn kleine Detaschements, unter Kommando der geschiktesten und wachsamsten Husaren- oder Dragoneroffiziere der Armee, wovon achte unter Kommando eines Generals die Seite zur Rechten, und achte unter Kommando eines andern Generals, die zur Linken unter sich zu vertheilen haben. Man macht diese Detaschements, um von den Bewegungen des Feindes, und von dem Orte benachrichtigt zu werden, wo er passiren will. Diese Detaschements müssen den Tag über Feldwachen halten, um alles, was passirt, zu entdekken, und des Nachts müssen sie von einer Viertelstunde zur andern nahe am Fluß patrulliren, und sich nicht retiriren, sie müssten denn ganz deutlich gesehen haben, *) daß der Feind eine Brükke schlägt, und seine Avantgarde passirt ist.

Ge-

*) Wenn man berechnet, wie viel Zeit dazu erfordert wird, dem kommandirenden Generale die Nachricht von dem Uebergange des Feindes zu überbringen, von dem hier vorausgesezt wird, daß er an dem äussersten Ende des einen oder andern Flügels der ganzen Fronte sei unternommen worden, und zugleich die Zeit berechnet, welche die Armee braucht,

Gedachte beide Generale, und die beiden Kommendanten in den Reduten, müssen des Tags viermal ihren Rapport an den kommandirenden Chef der Armee abstatten. Auf dem Wege von ihnen bis zur Armee muß man Relais anlegen, damit die Rapporte desto geschwinder überbracht werden können, und damit man sofort Nachricht habe, wenn der Feind passirt.

Die Schuldigkeit des Generals erfordert in dem Fall, daß er augenblicklich dahin marschire. Zu dem Ende muß er seine Bagage schon weggeschaft haben, und allezeit im Begrif stehn aufzubrechen.

Da

braucht, dahin zu marschiren: so wird man sehen, daß nach dieser Berechnung der Feind Zeit genug habe, mit allen seinen Truppen über den Fluß zu gehn, ehe noch die Hälfte der Armee, welche, wenn sie aus ihrem Centrum aufbricht, vier Teutsche Meilen zu marschiren hat, ankommen und ihm den Uebergang streitig machen kann. Denn vier Teutsche Meilen machen acht Stunden Weges. Keine Truppen in der Welt aber, sie mögen noch so leicht zu Fusse sein, werden sie in weniger Zeit zurüklegen, besonders bei Nacht, als wovon hier die Rede ist. Wenn diese Bewegung möglich sein sollte, so müsste man, statt der jeztgedachten acht Teutschen Meilen, nur acht Lieues für die Fronte der ganzen Armee annehmen.

Fäsch.

Da er alle Dispositionen deshalb schon vorhin fertig hat, so stellt er dieselben seinen unterhabenden Generalen sofort zu, und wählet lediglich diejenigen, die auf den Ort der Attake abzielen. Er muß eilig marschiren, und alle seine Infanterie vorwärts nehmen, weil sich voraussetzen läßt, daß sich der Feind verschanzt habe. Darauf muß er ihn auf das lebhafteste und ohne weitern Anstand attakiren. Auf die Art kann er sich den glänzendsten Erfolg versprechen.

Die Uebergänge über kleine Flüsse sind schwerer zu verhindern. Man muß die Oerter, wo man durchwaten kann, durch hineingeworfne Bäume unbrauchbar machen. Ist aber das Ufer von der Seite des Feindes höher, als das diesseitige, so ist aller Widerstand vergeblich.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Wie man Städte überfällt.

Die Städte, die man überfallen will, müssen übel bewahrt und schlecht fortificirt sein. Wenn sie Wassergraben haben, so können sie nicht anders, als in Winterszeit überfallen werden.

Man überfällt Städte mittelst einer ganzen Armee. Dies geschah mit Prag 1741 *). Oder man überrascht sie, nachdem man die Garnison durch eine lange Blokade eingeschläfert hat. So machte es der Prinz Leopold von Anhalt **) mit

*) Der Ueberfall dieser Hauptstadt von Böhmen geschahe den sechsundzwanzigsten November 1741, durch die vereinigte Französische, Sächsische und Baiersche Truppen. Sie ward an drei Orten angegriffen, überdem auch noch ein falscher Angrif gethan.

**) Leopold Maximilian des H. R. R. Fürst von Anhalt-Dessau. Er erwarb sich in den Feldzügen in Schlesien und Böhmen, sowohl durch den Ueberfall von Glogau, als durch die in den Schlachten bei Molwiz, Chotusiz, Hohenfriedberg und Soor erwiesne

mit Glogau.*) Man überraſcht ſie ferner mittelſt Detaſchements, wie der Prinz Eugen mit Cremona**) verſuchte, und wie es den Oeſtreichern mit Koſel glükte.

Die Hauptregel, die man bei den Anſtalten zu einem Ueberfall zu beobachten hat, iſt die,

wieſne Tapferkeit ganz beſondern Ruhm und ſtarb den ſechzehnten December 1751 als Königl. Preuſſiſcher Generalfeldmarſchall.

*) Grosglogau wurde in der Nacht vom zweiten zum fünften Mai 1741 glüklich erobert. Fürſt Leopold hatte zu dieſem Ueberfall den Entwurf gemacht. Die Eroberung dieſer Schleſiſchen Feſtung koſtete nicht mehr als neun Todte und achtunddreiſſig Verwundete.

**) Dieſer Ueberfall, der dem Marechal de Villeroi ſeine Freiheit koſtete, geſchah den erſten Februar 1702. Koſel, eine kleine Stadt im Schleſiſchen Fürſtenthume Oppeln, die der König Friedrich II. von Preuſſen durch den Generalmajor von Wallsave zu einer Feſtung hat machen laſſen. Das Schloß und Zubehör gehört dem Grafen von Plattenberg, dem es vom Kaiſer Karl VI. iſt geſchenkt worden. Der Ueberfall, deſſen oben gedacht wird, geſchahe den ſiebenundzwanzigſten Mai 1745. In eben dem Jahre ward ſie nach einer kurzen Belagerung von dem Preuſſiſchen Generallieutenant von Naſſau wieder eingenommen.

die, daß man die Fortifikationswerke des Platzes und das Innere der Stadt wohl kenne, um den Angrif nach der Lokalsituation zu machen.

Der Ueberfall von Glogau war ein rechtes Meisterstük. Alle, die dergleichen unternehmen wollen, können ihn als Muster betrachten.

Der von Prag war nicht so ausserordentlich; denn da die Besatzung eine gar weitläufige Stadt zu vertheidigen hatte, so war es nicht zu bewundern, daß man sich ihrer durch vielfältige Angriffe bemeisterte.

Kosel und Cremona wurden durch Verrätherei eingenommen, und zwar erstere durch einen Offizier aus der Besatzung, der desertirt war, und den Oestreichern entdekte, daß der Graben noch nicht fertig wäre. Sie passirten denselben und nahmen den Ort ein.

Bei kleinen Städten sprengt man die Thore mit Petarden, doch ist es nöthig, daß man vor alle übrige Thore Detaschements schikke, damit sich der Feind nicht retten könne. Wenn man Kanonen hierbei brauchen will, so muß

man sie so stellen, daß die Kanoniere vor dem kleinen Gewehr gedekt sind, oder man läuft Gefahr, die Kanonen zu verlieren.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Von den Treffen und Schlachten.

Die Oestreicher in ihrem Lager zu überfallen, hält sehr schwer. Ihre leichte Truppen, die sie allezeit um sich haben, halten Euch davon ab. Wenn zwei Armeen nahe aneinander stehn, so entscheiden sie gemeiniglich entweder ihre Sache bald, oder aber es okkupirt eine von beiden einen unangreifbaren Posten, der sie vor Ueberfällen dekt. Dergleichen ereignen sich also nur selten zwischen beiden Armeen, aber zwischen Detaschements ist dies ganz gewöhnlich.

Wenn man einen Feind in seinem Lager überfallen will, muß er gar nicht erwarten, daß man ihn überfallen könne, und sich entweder auf seine Ueberlegenheit, oder auf die

Festig-

Festigkeit seines Postens, oder auf seine gute Kundschaft, oder endlich auch auf die Wachsamkeit seiner Truppen gänzlich verlassen.

Ehe man einen Plan entwerfen kann, muß man zuvor das Land und die Stellung des Feindes kennen, wie auch genau von allen Wegen unterrichtet sein, die nach dessen Lager gehn, und danach seine Hauptdispositionen machen, die sich alle auf die Kenntniß der kleinsten Umstände gründen müssen. Man sucht die allergeschiktesten und der Wege am besten kundige Jäger aus, um die Kolonnen anzuführen.

Insonderheit muß man seine Absichten geheim und verschwiegen halten, weil Heimlichkeit die Seele von dergleichen Ueberfällen ist.

Seine leichte Truppen läßt man unter andern Vorwänden vorausgehn, in der That aber, daß nicht ein Böswicht von Deserteur Euch verrathe.

Diese Husaren verhindern auch, daß die Patrullen vom Feinde sich nicht zu nahe wagen, noch die Bewegungen Eurer Armee gewahr werden.

Man muß sodann seinen unter sich habenden Generalen die Instruktion, und zwar über alle Fälle geben, dergestalt, daß jeder General weiß, was er bei jedem Vorfall zu thun habe.

Wenn des Feindes Lager in einer Plâne liegt, so kann man eine Avantgarde von Dragonern formiren, welchen man Husaren zugiebt. Diese fallen dann vereinigt mit verhängten Zügeln in des Feindes Lager, bringen alles in Unordnung, und hauen nieder, was ihnen vorkommt.

Man muß diese Leute mit der ganzen Armee unterstützen, seine Infanterie vorwärts nehmen, und vor allen Dingen die Infanterie den Flügeln der feindlichen Kavallerie entgegensetzen.

Die Attake der Avantgarde muß eine halbe Stunde vor Tagesanbruch den Anfang nehmen, die Armee aber alsdann nur achthundert Schritte entfernt sein.

Während des Marsches muß alles sehr still sein, kein Wort gesprochen, und den Soldaten das Tabakrauchen verboten werden.

Sobald die Attake anfängt, und der Tag anbricht, muß die Infanterie in vier bis sechs Kolonnen vertheilt sein, und ganz grade auf das Lager marschiren, um die Avantgarde zu unterstützen.

Vor Anbruch des Tages muß man nicht schiessen, denn man könnte sonst mehr eigne Leute als Feinde verwunden; sobald man aber sehen kann, muß man auf die Oerter feuern lassen, wo die Avantgarde noch nicht Verwüstungen angerichtet hat, vornemlich aber auf die feindliche auf den Flügeln befindliche Kavallerie. Dadurch sehn die Reiter, weil sie nicht Zeit haben, weder ihre Pferde zu satteln, noch zu zäumen, sich genöthigt, zu Fusse wegzulaufen, und ihre Pferde im Stiche zu lassen.

Der Feind muß bis über das Lager hinaus verfolgt werden, und man detaschirt die ganze Kavallerie auf ihn, um seine Unordnung und Verwirrung zu benutzen.

Sollte der Feind sein Gewehr im Stiche gelassen haben, so muß man in dessen Lager ein grosses Detaschement zur Wache postiren, sich auch nicht mit Plündern aufhalten, son-

dern vielmehr den Feind mit aller nur ersinnlichen Hitze verfolgen, und zwar um so mehr, weil man nicht so leicht eine so schöne Gelegenheit wieder finden kann, die feindliche Armee gänzlich zu Grunde zu richten, und während des ganzen Feldzuges Meister zu sein.

Das Glük bot mir eine sehr günstige Gelegenheit vor der Schlacht bei Molwiz dar; denn wir kamen an den Marschall von Neuperg, *) ohne auf jemanden von seinen Leuten zu stossen. Seine Truppen kantonnirten in drei Dörfern, allein ich hatte zu der Zeit nicht Einsicht genug, dies zu benutzen.

Ich hätte damals das Dorf Molwiz zwischen zwei Kolonnen Infanterie nehmen und es nachher attakiren müssen; zu gleicher Zeit aber nach den andern beiden Dörfern, wo die Oestreichische Kavallerie war, Dragoner detaschiren sollen, um erstere in Verwirrung zu bringen, und um die feindliche Kavallerie am Aufsitzen zu verhindern. Ich bin versichert, daß ihre ganze Armee hernach verloren gewesen sein würde.

Ich

*) Im April 1741.

Ich habe vorhin gesagt, was für Vorsicht wir deshalb in unserm Lager nehmen, und wie wir es bewahren müssen. Wenn aber ungeachtet aller dieser Vorsicht der Feind sich der Armee nähern sollte, so rieth' ich Euch:

Die Truppen hurtig auf dem Terrän, das ihnen dazu angewiesen ist, in Schlachtordnung zu stellen, der Kavallerie aber, auf ihrem Posten zu bleiben, und ihr Pelotonfeuer mit aller möglichen Lebhaftigkeit zu machen, bis zu Anbruch des Tages, da die Generale sehen müssten, was sie zu thun hätten, ob man vorrükken müsste, ob unsre Kavallerie siegreich gewesen, oder aber geschlagen sei, und was sie weiter unternehmen könnte.

Bei solchen Gelegenheiten muß ein jeder General seine Partie selbst ergreifen und für sich agiren, ohne die Befehle des als Chef kommandirenden Generals abzuwarten.

Was mich anlangt, so würd' ich nie mitten in der Nacht angreifen, weil die Dunkelheit derselben allerhand Unordnungen nach sich zieht, und weil viele Soldaten ihre Pflicht nicht anders thun, als wenn man sie unter Augen hat, und sie Strafe befürchten müssen.

Auf der Insel Rügen grif Karl XII. 1715 den Fürsten von Anhalt bei der Nacht an, als dieser nur erst sich ausgeschift hatte. Der König von Schweden hatte auch Ursach dies zu thun, denn er wollte seine grosse Schwäche verbergen, die man bei Tage würde entdekt haben; er hatte nicht mehr als viertausend Mann, womit er zwanzigtausend Mann angrif, und geschlagen ward.

Seinen Rükken und seine Flanke zu sichern, und dem Feind die Flanke abzugewinnen, ist eine Hauptregel im Kriege. Dies geschieht durch verschiedne Mittel, inzwischen läuft alles auf Ein Prinzipium hinaus.

Wenn Ihr genöthigt seid, einen verschanzten Feind anzugreifen, so thut das gleich, und lasst ihm nicht Zeit, seine Arbeit zur Vollkommenheit zu bringen. Denn was den ersten Tag gut wäre, wird öfters den zweiten schlecht; ehe Ihr aber angreift, so rekognoscirt erst selbst des Feindes Posten. Die ersten Dispositionen, nach welchen Ihr Eure Attake gemacht haben würdet, werden den Erfolg von Eurem Vorhaben erleichtern oder aber erschweren.

Die mehrsten Verschanzungen werden weggenommen, weil sie nicht wohl appuyirt sind. Die von Türenne ward auch genommen, sowohl als die von : : *), wo der Fürst von Anhalt genugsames Terrän fand, um sie von hinten anzugreifen. Die Verschanzung von Malplaquet ward durch das Gehölz, das auf der Linken vom Marechal Villars war, auf eben die Art angegriffen. Wäre man gleich bei Anfang der Schlacht auf diese Attake gefallen, so würden die Alliirten bis auf funfzehntausend Mann ihrer Seits erspart haben.

Ist die Verschanzung an einem Fluß appuyirt, wo er watbar ist, so muß man sie auf dieser Seite angreifen. Die zu Stralsund, welche die Schweden errichtet hatten, ward genommen, weil man sie an dem Ufer der See, wo sie watbar war, angrif, mithin die Schweden zwang, sie zu verlassen.

Wenn die Verschanzungen des Feindes von grossem Umfange sind, und die zu deren Vertheidigung bestimmten Truppen sich zu sehr ausge-

*) Wahrscheinlich wird die auf dem Schellenberge angelegte hier verstanden.

breitet haben, so macht man unterschiedne Angriffe, und bemeistert sich ihrer ganz gewiß; doch muß man in solchem Fall seine Dispositionen vor dem Feind verbergen, damit er sie nicht im voraus gewahr werde, und Euch sodann seine ganze Macht entgegen setze.

Nachstehende Dispositionen von dem Angrif einer Verschanzung wird Euch der Plan No. VI erklären.

G Pl. No. VI.

Ich formire nemlich eine Linie von zwanzig Bataillonen, meinen linken Flügel appuyir' ich an den Fluß.

Ich nehme zwölf Bataillone zum Angrif auf den linken Flügel, wo ich durchbrechen will, und acht Bataillone auf den rechten. Die Truppen, die angreifen sollen, sind mit Intervallen *en échiquier* formirt; meine Infanterie macht die dritte Linie, und meine Kavallerie vierhundert Schritte hinter der Infanterie die vierte. Auf die Art hält meine Infanterie den Feind in Respekt, und ist im Stande, die geringste falsche Bewegung, die der Feind macht, zu benutzen.

Diese Attaken müssen ihre besondre Dispositionen haben, und zu jeder eine gewisse Anzahl

Ar-

Arbeiter mit Schippen, Hakken und Faschinen gegeben werden, um den Graben auszufüllen, und um in der Verschanzung Oefnungen für die Kavallerie zu machen, sobald man in solches hineinkommt.

Die Infanterie, die den Angrif thut, muß nicht schiessen, und, so wie sie sich der Verschanzung bemeistert hat, sich in Schlachtordnung auf der Brustwehr stellen, und auf den Feind feuern.

Die Kavallerie rükt alsdann durch die von den Arbeitern gemachten Oefnungen hinein, formirt sich, und greift den Feind an, wenn sie dazu stark genug ist. Wird sie zurükgetrieben, so stellt sie sich wieder unter dem Feuer der Infanterie, bis daß endlich die ganze Armee eingedrungen ist, und den Feind völlig verjagt hat.

Ich habe schon gesagt, und wiederhole nochmals, daß ich meine Armee nie verschanzen würde, es sei denn, daß ich eine Belagerung unternehme, und dennoch würd' es besser sein, dem zum Sukkurs anrükkenden Feind entgegen zu gehn.

Wir wollen aber einmal einen Augenblik annehmen, daß wir uns verschanzen wollten. In

dem

dem Fall ist folgendes die allervortheilhafteste Art.

Man behält noch zwei oder drei grosse Reserven von Infanterie zurük, um sie in der Schlacht nach dem Ort schikken zu können, wo der Feind seine grösste Macht braucht. Man
S Pl. versieht die Brustwehren mit Bataillonen und
No. VI. sezt eine Reserve dahinter, so daß leztere von allen Seiten ihnen allemal bei der Hand sein können. Die Kavallerie ist hinter der Reserve in ein Treffen rangirt.

Die Verschanzung muß wohl appuyirt werden, damit man sie nicht von hinten angreifen könne. Wenn sie an einen Fluß stösst, so muß der Graben der Verschanzung weit in den Fluß hineingeführt werden, damit man sie nicht umgehen könne.

Stösst diese Verschanzung an ein Gehölz, so macht man auf dieser Seite eine Redute an die Verschanzung, und vorwärts einen so starken Verhau, als nur immer möglich ist.

Die Redans müssen auf das allerbeste, und, so gut man kann, flankirt werden.

Man

Man macht den Graben sehr breit und tief, und vervollkommnet täglich die Werke der Verschanzung, entweder dadurch, daß man die Brustwehren verstärkt, den Eingang der Batterieen mit Pallisaden besezt, oder Wolfsgruben setzen lässt, oder auch, daß man das ganze Lager mit Spanischen Reitern umgiebt.

Euer grösster Vortheil besteht in der Wahl des Orts, und in gewissen Regeln der Befestigungskunst, die man beobachten muß, um den Feind zu nöthigen, daß er Euch mit einer kleinen Fronte, und bei Eurer Verschanzung nur die festesten Werke angreifen kann.

Um Euch davon einen bessern Begrif zu machen, müsst Ihr den Plan No. VII. nachsehn. S. Pl. No VII.

Die vor Eurer Verschanzung befindliche Armee wird durch diese Vorschrift auf der einen Seite enger gemacht, und Ihr präsentirt demjenigen, der Euch angreift, eine Fronte, die ihn überflügelt. Auf Eurem rechten Flügel kann er Euch nicht angreifen, weil er sonst die Batterieen, die auf jener Seite des Flügels stehen, in der Flanke', und zugleich die Redute von dem Centrum im Rükken haben würde. Er hat also

keine

keine andre Attake vor sich, als die von der Redute im Centrum, und muß überdas noch dieselbe von der Seite des Verhaks machen.

Weil Ihr diesen Angrif erwartet, so lasst die Redute unter allen Werken am stärksten befestigen. Da Ihr also nur Ein Werk zu befestigen habt, so wird Eure Aufmerksamkeit durch nichts anders zerstreut.

Der Plan von No. VIII. zeigt eine andre Art von Verschanzungen, die aus vorspringenden und einwärts gehenden Reduten bestehn. Diese flankiren sich, und sind durch eine Verschanzung zusammen gefügt.

Bei dieser Art von Befestigung bilden die vorspringenden die Angrifspunkte, und da deren nur einige sind, so kann man diese um so geschwinder vervollkommnen, als wenn man die ganze Fronte gleich stark befestigen müsste.

Das Musketenfeuer von den vorspringenden Reduten muß sich durchkreuzen, und daher keine sechshundert Schritte von der andern entfernt seiu.

Unsre Infanterie vertheidigt eine Verschanzung durch ganze Bataillonfeuer; jedem Soldaten

ten werden hundert Schüsse ausgetheilt, und auſserdem zwischen die Bataillone und die ausgehenden Reduten so viele Kanonen, als möglich, gestellt. So lange der Feind entfernt ist, wird er mit Kugeln, auf vierhundert Schritte aber mit Kartätschen beschossen.

Dränge nun aber, ungeachtet der Stärke Eurer Verschanzung und Eures sehr hitzigen Feuers, der Feind an einem Orte dennoch durch, so rükt die Reserve von Infanterie auf ihn los, und jagt ihn zurük. Würde auch sogar diese Reserve zum Weichen gebracht, so muß die Kavallerie ihr Aeuſserstes anwenden, um den Feind zurükzutreiben.

Die meisten Verschanzungen werden forcirt, weil sie nicht regelmäſſig angelegt sind, oder weil diejenigen, die sie vertheidigen, tournirt werden, oder weil die Truppen darin furchtsam sind, oder auch weil derjenige, der attakirt, seine Bewegungen frei, und dabei mehr Antrieb und Verwegenheit hat.

Im Anfange haben die Beispiele gezeigt, daß, sobald eine Verschanzung an Einem Orte forcirt wird, die ganze Armee den Muth verliert, und sie verläſſt.

Ich

Ich glaube inzwischen, daß unsre Truppen mehr Entschlossenheit haben, und den eindringenden Feind zurükjagen würden. Wozu werden aber alle diese glüklichen Erfolge dienen, wenn selbst die Verschanzungen Euch hindern, sie zu nutzen?

Da so viele Unbequemlichkeiten mit den Verschanzungen verknüpft sind, so folgt natürlicher Weise daraus, daß die Linien von noch schlechterem Nutzen sein müssen.

Der Gebrauch derselben ist in den neuern Zeiten durch den Prinz Ludwig von Baden aufgekommen, der dergleichen bei Briel *) ziehn ließ.

Die

Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden-Baden, Kaiserl. und Reichsgeneralfeldmarschall starb, nachdem er sechsundzwanzig Feldzügen, fünfundzwanzig Belagerungen, und dreizehn Hauptschlachten beigewohnt hatte, den vierten Jänner 1707. Er war tapfer, klug und vorsichtig. Ihm fehlte keine Eigenschaft eines Feldherrn, nur den einzigen Fehler hatte er, seine Einsichten allen andern vorzuziehn.

*) Diese im Schwarzwalde bis nach Heilbronn 1693 gezogne Linie hinderte das Eindringen der Französischen Armee, die den Winter über nichts von Belang unternehmen konnte.

Die Franzosen machten nachher Linien in Flandern, während des Erbfolgekrieges.

Ich bleibe dabei, daß sie nichts nützen, weil sie mehr Terrän okkupiren, als man Truppen hat, sie zu besetzen; weil man verschiedne Angriffe darauf formirt, und man daher gewiß sein kann, daß man sie einnimmt; folglich dekken sie das Land nicht, und helfen zu nichts weiter, als daß sie die Truppen, welche man hineinlegt, um ihren guten Ruf bringen.

Wenn die Anzahl unsrer Truppen geringer ist, wie die des Feindes, so muß man deshalb nicht den Muth aufgeben, ihn zu überwinden; aber alsdann müssen die Dispositionen des Generals den Mangel an Leuten ersetzen.

Schwache Armeen müssen koupirte und bergige Länder suchen, wo das Terrän schmal ist, so daß die stärkere Zahl des Feindes, wenn er nicht damit überflügeln kann, ihm unbrauchbar ist, und zuweilen selbst zur Last wird.

Ich füge noch hinzu, daß man die Flügel einer Armee in einem bergigen und koupirten Terrän, besser appuyiren kann, als in Plänen. Wir hätten niemals die Schlacht bei

Soor *) gewonnen, wenn uns nicht das Terrän begünstigt hätte. Denn obgleich die Zahl unsrer Truppen nur bis an die Hälfte der Oestreicher reichte, so konnten sie uns doch nicht überflügeln, und das Terrän brachte eine Art von Gleichheit zwischen den beiden Armeen zuwege.

Meine erste Regel geht also auf die Wahl des Terräns, die zweite auf die Disposition der Schlacht selbst.

Bei dieser Gelegenheit kann man von meiner schiefen Schlachtordnung einen nüzlichen Gebrauch machen. Dadurch wird dem Feinde der eine Flügel zum Angrif entzogen, und der-

jenige

*) Hätte Prinz Karl die Regel befolgt, die uns der Herr de Feuquieres in seinen Anmerkungen über die Schlacht bei Steinkerken giebt, und wär' er mit seiner ersten Linie in Kolonne in das Preussische Lager gedrungen, um die Truppen zu werfen und zu trennen, während der Zeit, daß sich die zweite Linie in Schlachtordnung gesezt hätte, um sie zu unterstützen: so würde das vortheilhafte Terrän diese Armee von diesem Ueberfall nicht gerettet, sondern sie gänzlich zu Grunde gerichtet haben.

jenige verstärkt, der angreifen soll. Hierdurch richtet Ihr Eure ganze Stärke gegen den Flügel des Feindes, den Ihr in die Flanke nehmen wollt.

Eine Armee von hunderttausend Mann, wenn sie in die Flanke gefasst wird, fasst alsdann einen schnellen Entschluß. Man sehe hiervon den Plan No. IX. Mein rechter Flügel thut Alles. Ein Korps Infanterie zieht sich unvermerkt in's Gehölz, um die feindliche Kavallerie auf den Flanken anzugreifen, und die Attake von unsrer Kavallerie zu unterstützen. Einige Husarenregimenter haben den Befehl, dem Feind in den Rükken zu fallen, darauf rükt die Armee vor. Sobald die feindliche Kavallerie geschlagen ist, attakirt die Infanterie in dem Gehölze, die feindliche in der Flanke, während der Zeit, daß Eure Infanterie dieselbe in der Fronte nimmt. S. Pl. No. IX.

Den linken Flügel muß man nicht eher anrükken lassen, bis der linke Flügel des Feindes völlig geschlagen ist.

Durch diese Disposition erlangt man folgende Vortheile:

Erstlich, kann man mit einer kleinen Anzahl Truppen einem überlegnen Korps die Spitze bieten.

Zweitens, greift ein Theil der Armee den Feind von einer entscheidenden Seite an.

Drittens, wenn Ihr geschlagen werdet, so ist nur ein Theil von Eurer Armee geschlagen worden, die übrigen drei Viertel, die noch frisch sind, können zur Dekkung des Rükzuges dienen.

Wenn der Feind einen Posten okkupirt, so muß man dessen Stärke und Schwäche gehörig untersuchen, bevor man die Dispositionen zum Angrif macht, und man entschliesst sich jederzeit zum Angrif des Orts, wo man den wenigsten Widerstand zu befürchten hat.

Die Attaken der Dörfer kosten so viele Menschen, daß ich mir ein Gesez gemacht habe, sie zu vermeiden, wofern nicht eine unwiderstehliche Nothwendigkeit mich dazu treibt, denn man kann den Kern seiner Infanterie dabei verlieren.

Einige Generale behaupten, daß man einen Posten nicht besser, als im Centrum, angreifen
S. Pl. könne; ich habe aber in dem Plan No. X. der-
No. X. gleichen Posten fingirt, und dabei angenommen,

daß

daß der Feind zwei grosse Städte und zwei Dörfer auf seinen Flügeln hat. Gewiß ist es, daß die Flügel, wenn man das Centrum forcirt, verloren gehn, und daß man durch dergleichen Angriffe die glänzendsten Siege gewinnt.

Ich theile Euch hier den Plan davon mit, und setze hinzu, daß, wenn Ihr glüklich durchgedrungen seid, Ihr die Attakke vergrössern müsst, um den Feind zu nöthigen, daß er sich rechts und links replirt.

Bei dem Angrif eines Postens ist nichts furchtbarer, als die mit Kartätschen feuernden Batterieen, die eine schrekliche Verheerung in den Bataillonen anrichten. Ich habe bei Soor und bei Kesselsdorf Batterieen angreifen sehn, und kam dabei auf einen Gedanken, den ich Euch hier mittheilen will.

Ich nehme an, daß man eine Batterie von funfzehn Kanonen wegnehmen müsse, die man nicht tourniren kann. Ich habe gesehn, daß das Feuer der Kanonen, und das von der Infanterie, welches die Batterie vertheidigt, den Zugang zu derselben unmöglich macht. Wir haben die Batterieen der Feinde nicht anders

gewonnen, als durch ihre Fehler. Unsre Infanterie, die sie angrif, wich, nachdem sie halb zu Grunde gerichtet war, zum zweitenmal zurük; die feindliche Infanterie wollte sie verfolgen, und verließ ihren Posten. Dadurch wurden ihre Kanonen unnüz, und unsre Leute, die dem Feind auf dem Fusse folgten, kamen mit ihnen zu gleicher Zeit an die Batterieen, und bemeisterten sich derselben.

Die in diesen beiden Schlachten gemachte Erfahrung hat mich auf den Gedanken gebracht, man müsse in solchen Fällen dem damaligen Beispiel unsrer Truppen folgen, nemlich einen Angrif in zwei Treffen *en échiquier* formiren, und hinter diese, zur Unterstützung, einige Eskadrone Dragoner setzen, sodann dem ersten Treffen den Befehl zu geben, nur schwach zu attakiren, und sich in die Intervallen des zweiten Treffens zurükziehn, damit der Feind, durch diesen Scheinrükzug getäuscht, sie schnell verfolgen und seinen Posten verlassen möge.

Diese Bewegung dient alsdann zum Signal, daß man vorwärts marschiren, und mit
S. Pl. Nachdruk attakiren müsse, so wie diese Dispo-
No. XI. sition aus dem Plan No. XI. zu sehen ist.

Mein

Mein Grundsaz ist, daß ich nie mein gänzliches Vertrauen in einen Posten setze, wofern nicht physisch demonstrirt ist, daß er sich gar nicht angreifen läßt.

Die ganze Stärke unsrer Truppen besteht im Attakiren, und wir würden thöricht handeln, wenn wir ohne Ursach darauf Verzicht thun wollten. Inzwischen muß man bei Besetzung der Posten darauf sehen, daß man die Höhen okkupire, und seine Flügel wohl appuyire.

Alle Dörfer, die sich vor der Armee, oder auf den Flügeln befinden, würd' ich anstekken lassen, zumal wenn nicht der Wind den Rauch in unser eignes Lager treiben kann.

Doch wenn einige massive Häuser vor der Armee liegen, so würd' ich Infanterie hinein werfen, um daraus auf den Feind zu feuern, und ihn während der Schlacht zu belästigen.

Man muß sich sehr hüten, seine Truppen nicht auf ein Terrän zu stellen, wo sie nicht agiren können. Unsre Position bei Grotkau

Grotkau, die Hauptstadt in dem davon so benannten Kreise im Schlesischen Fürstenthum Neisse, gehört seit 1742 dem Könige von Preussen.

am sechsundzwanzigsten Mai 1741 taugte deswegen nichts, weil ihr Centrum und der linke Flügel hinter unzugänglichen Morästen stand. Nur ein Theil des rechten Flügels hatte freies Terrän zu agiren.

Villeroi ward bei Ramillies geschlagen, weil er sich auf die Art postirt hatte: sein linker Flügel war ihm ganz unnüz, und der Feind brauchte seine ganze Stärke gegen den rechten Flügel der Franzosen, der ihr nicht widerstehn konnte.

Ich lass' es zu, daß unsre Truppen so gut, wie andre, vortheilhafte Posten nehmen, und sich ihrer, um eine Bewegung zu machen, oder ihr Geschüz mit Vortheil zu gebrauchen, bedienen; sie müssen aber auf einmal diese Posten verlassen und kühn attakiren, wenn die feindlichen Truppen anrükken.

Der Feind, der, statt zuerst anzugreifen, selbst angegriffen wird, sieht dadurch seine Projekte auf einmal vernichtet. Denn alle Bewegungen, die man in Gegenwart des Feindes ganz unerwartet vornimmt, thun immer sehr gute Wirkung.

Diese Arten von Schlachten gehören schlechterdings unter die besten. Man attakirt an dem Orte, der der schwächste ist.

Ich würde nicht zugeben, daß meine Infanterie bei dergleichen Gelegenheiten feuerte, weil sie dadurch nur würde aufgehalten werden, und weil nicht die Anzahl der todtgeschossnen Feinde uns den Sieg zuwege bringt, sondern vielmehr das Terrän, das man gewinnt.

Das sicherste Mittel, den Sieg davon zu tragen besteht darin, daß man beherzt, und in guter Ordnung auf den Feind los marschirt, und zu gleicher Zeit Terrän zu gewinnen sucht.

Ich füge diesem noch die bekannte Regel hinzu, daß man in koupirten und schwierigen Terräns funfzehn Schritte zu den Distanzen der Eskadrone geben muß; in der Pläne müssen sie hingegen dicht an einander schliessen.

Was die Infanterie anlangt, so muß sie keine andre Intervallen haben, als blos diejenigen, welche für die Kanonen erfordert werden. Nur einzig und allein bei Attaken von Verschanzungen, von Batterieen, oder von Dörfern, oder bei Arrieregarden, die den Rükzug

dekken, muß man die Infanterie und Kavallerie *en échiquier* stellen, damit die Korps sich ohne Unordnung repliiren können; oder aber auch, damit Eure erste Linie gleich und auf einmal verstärkt werden könne, wenn nemlich die zweite durch die Intervallen der ersten Linie einrükt, bei Rükzügen aber, daß die Linien sich ohne Verwirrung zurükziehn und eine die andre allezeit dekken könne. Dies ist Prinzip, das man nie aus den Augen lassen muß.

Ich habe hier Gelegenheit, einige Hauptregeln zu geben, die Ihr zu beobachten habt, wenn Ihr die Armee, es sei auf welchem Terrän es wolle, in Schlachtordnung stellt.

Die erste Regel ist die, daß man gewisse Points de Vue für die Flügel nehmen muß, zum Beispiel, daß der rechte Flügel sich nach dem Kirchthurm N. in grader Linie hinziehen solle. Ueberdas muß der General genau Acht geben, daß seine Truppen nicht eine falsche Position nehmen.

Nicht zu allen Zeiten braucht man, um zu attakiren, so lange zu warten, bis die ganze Armee sich völlig gestellt hat. Die Gelegenheiten,

Vor-

Vortheile zu erlangen, kommen zuweilen geschwind, und man kann sie durch Zögern verlieren.

Demungeachtet ist es nöthig, daß ein beträchtlicher Theil der Armee formirt sei, und man hat allezeit sein Hauptaugenmerk auf die erste Linie zu nehmen, und danach die Schlachtordnung einzurichten.

Sind die Regimenter des ersten Treffens noch nicht zur Stelle, so werden sie aus dem zweiten Treffen ersezt.

Man appuyirt seine beiden Flügel, oder wenigstens einen, und zwar den, mit dem man das Meiste ausrichten will.

Die Schlachtordnungen auf ebnem Felde müssen überall gleiche Stärke haben; denn da der Feind alle seine Bewegungen frei hat, so könnt' er sich eines Korps, das man ihm zur Disposition gelassen hat, bedienen, und Euch viel zu schaffen geben.

Auf den Fall, daß einer von den Flügeln nicht appuyirt ist, ist es die Schuldigkeit des Generals, der das zweite Treffen Dragoner kommandirt, durch seine Leute die erste Linie überflügeln zu lassen, ohne einmal erst Befehl dazu

abzu-

abzuwarten; alsdann müssen die Husaren, welche die dritte Linie machen, wiederum die Dragoner überflügeln. Denn, wenn der Feind ein Manöver macht, um die Kürassiere vom ersten Treffen in die Flanke zu nehmen, so fallen ihm Eure Dragoner und Husaren auf seine Flanke, und Eure Kavallerie hat sodann nichts zu besorgen.

S. Pl. No. XII. Ihr werdet ferner aus dem Plan No. XII. ersehn, daß ich drei Bataillone in die Intervalle des linken Flügels Infanterie meiner beiden Treffen placire. Dies geschieht mehrerer Sicherheit halber; denn gesezt, Eure Kavallerie wird geschlagen, so kann Eure Infanterie sie unterstützen, wovon wir das Beispiel bei Molwiz hatten.

Der General, der die zweite Linie kommandirt, bleibt auf dreihundert Schritte von der ersten Linie. Wenn er in der ersten Linie einige Intervallen sieht, so muß er dieselben sofort durch einige Bataillone aus der zweiten Linie füllen lassen.

In den Plänen muß allezeit eine Reserve von Kavallerie hinter der Mitte der Bataillone sein; zum Kommando dieser Reserve wird aber

ein

ein tüchtiger Offizier erfordert, weil er für sich selbst agiren muß, so daß, wenn er sieht, einer von den Flügeln hat Sukkurs nöthig, er mit seinen Leuten dahin eile, auch im Fall, daß dieser Flügel geschlagen würde, dem verfolgenden Feind in die Flanken falle, und also der Kavallerie Zeit gebe, sich wieder zu setzen.

Die Kavallerie attakirt in vollem Galop, und fängt das Gefecht an.

Die Infanterie marschirt in einem starken Schritt gegen den Feind. Die Kommandeure dieser Bataillone müssen sich angelegen sein lassen, in den Feind zu brechen, und ihn zu werfen suchen, auch nicht eher feuern, als bis er den Rükken wendet.

Fangen die Soldaten an, für sich zu schiessen, so müssen sie das Gewehr wieder schultern, und beständig vorrükken. Das Batallonfeuer auf den Feind muß nicht eher den Anfang nehmen, als bis er die Flucht ergriffen hat.

Eine Schlacht, die auf die Art beginnt, wird sehr geschwind geendet sein.

S.Pl. No. XIII. In dem Plan No. XIII. leg' ich eine neue Schlachtordnung vor. Sie ist dadurch von andern unterschieden, daß Infanteriekorps auf den Flügeln stehn. Diese Bataillone sind dazu bestimmt, die Kavallerie zu dekken, und beim Anfange der Aktion, so wie die Flügel der Infanterie, eine sehr lebhafte Kanonade auf die feindliche Kavallerie zu richten, damit die Unsrigen ein desto bessers Spiel beim Angrif bekommen.

Diese Stellung hat auch noch den Nutzen, daß der Feind, wenn er einen Flügel der Kavallerie geworfen hat, ihn nicht verfolgen kann, weil er sich sonst zwischen zwei Feuer setzen würde.

Ist nun unsre Kavallerie allem Anschein nach siegreich, so nähert sich die Infanterie der vom Feinde, und die Bataillone, die in den Intervallen beider Treffen stehn, machen eine Viertelwendung, und formiren dadurch Eure Flügel.

Diese Bataillone, nebst dem Infanteriekorps, das auf den Flügeln war, nehmen sie alsdann in die Flanke und fallen ihnen dergestalt in den Rükken, daß Ihr leichtes Spiel haben werdet.

Der

Der siegreiche Flügel Eurer Kavallerie muß der vom Feinde keine Zeit lassen, sich wieder zu setzen, sondern sie in guter Ordnung verfolgen, und, so viel sie nur immer kann, von ihrer Infanterie abschneiden.

Ist die Unordnung allgemein, so muß der General der Kavallerie sie durch Husaren verfolgen, diese aber durch die Kürassiere dekken lassen, zugleich aber auch Dragoner nach dem Wege senden, welche die Flüchtigen von der feindlichen Infanterie nehmen, um sie zu koupiren, und eine grosse Anzahl Gefangner zu machen.

Dieser Plan ist von den andern noch darin unterschieden, daß die Eskadrone Dragoner zwischen die Infanterie vom zweiten Treffen gestellt sind, und zwar aus der Ursach, weil ich in allen Aktionen, die ich mit den Oestreichern gehabt, bemerkt habe, daß, wenn das Musketenfeuer eine Viertelstunde gedauert hatte, ihre Infanterie den Rükken wendet, und sich um die Fahnen versammlet.

Bei Hohenfriedberg brach unsre Kavallerie in diese Wirbel ein, und machte eine grosse Anzahl davon gefangen. Wenn also Eure

Dra-

Dragoner bei der Hand sind, so müsst Ihr sie sogleich auf den Feind detaschiren, welcher dadurch ganz unfehlbar wird zu Grunde gerichtet werden.

Man wird fragen, warum ich das Feuern aus dem kleinen Gewehr verbiete und blos das grobe Geschüz brauchen lasse. Hierauf antwort' ich, daß von den beiden Fällen, die ich annehme, einer nothwendig erfolgen muß, entweder, meine Infanterie wird, ungeachtet des Verbots, schiessen, oder meine Befehle vollziehen, und der Feind den Rükken kehren.

In einem oder dem andern Fall muß man die Kavallerie auf ihn detaschiren, sobald er in Verwirrung gerathen ist, worauf die Leute, da sie von einer Seite in die Flanke genommen, von der andern vorwärts angegriffen, und zugleich die zweite Linie der Kavallerie von hinten kouspirt werden, fast alle in Eure Hände fallen müssen.

Dies wird alsdann keine Schlacht, sondern vielmehr eine gänzliche Vernichtung Eurer Feinde sein, insonderheit, wenn sich in der Nähe kein Defilée findet, das ihre Flucht dekken kann.

Ich

Ich schlieſſe diesen Abschnitt mit der Anmerkung, daß, wenn Ihr in Kolonnen zu einer Schlacht oder einem Treffen marschirt, es sei nun rechts oder links, so müssen die Pelotons und Bataillone sehr dicht aufeinander folgen, so, daß, wenn Ihr Euch zu deployiren anfangt, sich alles auf das geschwindeste in Schlachtordnung stellen könne. Marschirt Ihr aber en Fronte, so müssen die Pelotons und Bataillone ihre Distanz gut halten, damit sie nicht drängen, aber doch auch geschlossen bleiben.

Ich unterscheide die grossen Kanonen von den Feldstükken, die zu den Bataillonen gehören. Die grossen Kanonen werden bei Anfang der Aktion auf die Höhen gepflanzt, die kleinen aber funfzig Schritte vor der Fronte; beide müssen gut zielen und schiessen.

Ist man dem Feinde bis auf fünfhundert Schritte nah gekommen, so werden die kleinen Kanonen durch Menschen gezogen, und können bei den Bataillonen bleiben, auch beständig in Avanciren schiessen. Wenn der Feind flieht, so rükken die grossen Kanonen vor, und geben ihm noch zum Abschiede einige Ladungen.

Bei jeder Kanone des ersten Treffens müssen sechs Kanoniere und drei Regimentszimmerleute sein.

Ich habe noch vergessen, zu sagen, daß die Kanonen auf dreihundertundfunfzig Schritte mit Kartätschen schiessen müssen.

Wozu wird aber die Kunst zu siegen dienen, wenn man seine Vortheile nicht zu nutzen weiß? Das Blut der Soldaten ganz umsonst vergiessen, wäre nichts anders, als sie unmenschlicher Weise zur Schlachtbank führen; und in gewissen Fällen den Feind nicht verfolgen, um seine Furcht zu vergrössern, oder mehrere Gefangne zu machen, ist in gewisser Absicht nichts anders, als eine bereits entschiedne Schlacht zu neuer Untersuchung bringen. Indessen können der Mangel an Lebensmittel und die grossen Fatiguen eine Armee verhindern, die Ueberwundnen zu verfolgen.

Was den Mangel an Lebensmittel anlangt, so liegt die Schuld am General. Wenn er die Schlacht liefert, so hat er einen Plan, und wenn er diesen hat, so muß er alles Erforderliche vorbereiten, um ihn in Ausübung zu bringen

gen

gen, mithin ist auf solchen Fall für acht oder zehn Tage Brod oder Zwiebak ganz fertig zu halten.

Was die Fatiguen betrift, so muß man, im Fall solche nicht übermässig sind, bei ausserordentlichen Tagen auch ausserordentliche Dinge thun.

Wenn der Sieg ist erhalten worden, so förder' ich, daß man ein Detaschement von denen Regimentern mache, welche am meisten gelitten haben, sodann für die Verwundete sorgen, und sie nach den Lazarethen bringen lasse, die man schon zuvor errichtet hat.

Zuförderst sorgt man für seine Verwundete, vergisst aber darüber nicht, was man denen von der feindlichen Seite schuldig ist.

Unterdessen muß die Armee den Feind bis zum ersten Defilée verfolgen. Im ersten Schrek wird er nicht Stand halten, wofern man ihm nur nicht Zeit lässt, wieder zu sich zu kommen.

Wenn dies alles geschehn ist, so müsst Ihr dennoch das Lager abstekken und Euch durch Sicherheit nicht einschläfern lassen.

Ist der Sieg ganz vollständig gewesen, so kann man detaschiren, um entweder dem Feinde den Rükzug zu koupiren, oder aber sich seiner Magazine zu bemeistern, oder aber auch nur drei oder vier Städte auf einmal zu belagern.

Ich kann hierüber nur allgemeine Regeln geben, man muß sich dabei nach den Umständen richten, und ich setze nur noch hinzu, daß man sich nie einbilden muß, alles gethan zu haben, wenn noch etwas zu thun übrig ist. Auch müsst Ihr Euch nicht vorstellen, daß Euer Feind, wenn er sonst Geschiklichkeit hat, ob er schon geschlagen ist, unterlassen werde, aus Euren Fehlern Vortheile zu ziehn.

Die Grundsätze, die man bei einer Schlacht beobachtet, muß man auch bei den kleinen Gefechten zwischen Detaschements nicht aus den Augen lassen. Wenn Detaschements einen kleinen Sukkurs während der Aktion an sich ziehn können, so wird das Treffen gemeiniglich zu ihrem Vortheil entschieden, denn der Feind stellt sich denselben dreimal stärker vor, als er ist, und verliert dadurch den Muth.

Hat unsre Infanterie mit nichts anderm, als Husaren, zu thun, so stellt man sie zuweilen in zwei Glieder, weil sie dadurch eine grössre Fronte präsentirt, und mit mehrerer Bequemlichkeit feuern kann. Ueberall thut man den Husaren viel Ehre an, wenn man ihnen ein Infanteriekorps von zwei Mann hoch entgegenstellt.

Bei einer verlornen Schlacht ist der Verlust an Leuten nicht das Schlimmste, sondern die Muthlosigkeit der Truppen, die daraus entsteht. Denn vier oder fünftausend Mann mehr oder weniger bei einer Armee von funfzigtausend macht nicht einen so grossen Unterschied, daß man alle Hofnung deshalb verloren geben sollte.

Ein General, der geschlagen worden ist, muß sich bestreben, die unangenehmen Eindrükke zu vertilgen, die eine verlorne Schlacht verursacht, und durch seine Standhaftigkeit den Muth der Offiziere und Soldaten wieder beseelen. Den erlittnen Verlust darf er weder grösser noch kleiner angeben, als er wirklich ist.

Ich bitte den Himmel, daß die Preussen nie geschlagen werden, und ich unterstehe mich, zu sagen, daß, so lange sie gut angeführt und

disciplinirt bleiben werden, dieser Unfall nicht zu befürchten sein wird.

Sollte sich aber dies dennoch zutragen, so müsste man folgende Regeln beobachten, um den Verlust, so gut als möglich, wieder zu ersetzen. Wenn Ihr seht, daß die Schlacht unwiederbringlich verloren ist, und daß Ihr die Bewegungen, die der Feind macht, nicht verhindern, noch denselben welter widerstehn könnt, so müsst Ihr das zweite Treffen von der Infanterie nehmen, und wenn Ihr ein Defilée in der Nähe seht, dasselbe durch diese Mannschaft nach der Anweisung besetzen lassen, die ich in dem Abschnitt von den Rükzügen gegeben habe; auch müsst Ihr so viele Kanonen dahin fahren lassen, als Ihr nur immer könnt.

In der Geschichte sind zwei Quarrés berühmt, das eine vom General von Schulenburg *) nach

*) Matthias Johann des H. R. R. Graf von Schulenburg, welcher als Generalfeldmarschall der Republik Venedig 1743 verstarb. Sowohl durch den Rükzug von Fraustadt, als durch Vertheidigung und Erhaltung der Insel Korfu im Jahre 1716 hatte er sich einen unsterblichen Ruhm erworben. In der Schlacht bei Frau-

nach der Schlacht bei Fraustadt *), durch welches er sich bis über die Oder zurükzog, ohne daß Karl XII. ihn zu forciren vermochte. Das zweite machte der Fürst von Anhalt, als der General Styrum **) die erste Schlacht bei Hochstädt verlor. Der Fürst von Anhalt marschirte auf die Art durch eine Pläne von einer Meileweges, ohne daß ihm die Französische Kavallerie etwas anhaben konnte.

Fraustadt stand er als General der Infanterie in Kursächsischen Diensten.

*) Diese Schlacht, die ihren Namen von der Polnischen Stadt Fraustadt bekommen hat, welche an der Schlesischen Grenze liegt, fiel den siebenten November 1704 vor.

**) Herman Otto Reichsgraf von Limpurg Styrum, Kaiserl. Generalfeldmarschall, der in den Ungarischen Feldzügen grossen Ruhm und Erfahrung erlangt hatte, wurde von dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern den zehnten September 1703 bei Hochstädt geschlagen, und büsste 1704 in dem Treffen bei dem Schellberge das Leben ein.

Höchstädt, eine Kurpfälzische kleine Stadt und Schloß, nebst einem Landvogteiamte und fünf dazu gehörigen Vogteien im Fürstenthume Neuburg an der Donau, wo der kleine Fluß hereinfällt, zwischen Donauwerth und Dillingen.

Zum Schluß füg' ich noch hinzu, daß, wenn man auch geschlagen wird, man sich deswegen nicht an zwanzig Meilen zurükziehen soll, vielmehr muß man bei dem ersten Posten, den man findet, Halte machen, Standhaftigkeit beweisen, um die Armee wieder in Fassung zu setzen, und die Gemüther zu beruhigen, die durch das gehabte Unglük noch muthlos sind.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Warum, und wie man Schlachten liefern soll.

Schlachten entscheiden das Schiksal eines Staats. Wenn man Krieg führt, so muß man allerdings entscheidende Schritte wagen, entweder um sich aus der Verlegenheit des Krieges zu ziehn, oder seinen Feind darin zu versetzen, oder um Fehden auszumachen, die sonst nie zu Ende kommen würden.

Ein

Ein vernünftiger Mann muß nie einen Schritt thun, ohne Grund dazu zu haben, noch weniger muß der General einer Armee eine Schlacht liefern, ohne daß er einen wichtigen Zwek dadurch zu erreichen sucht. Wird er vom Feinde zu einer Schlacht gezwungen, so hat er zuverläßig einige Versehen begangen, die ihn zwingen, Gesetze von seinem Feinde anzunehmen.

Ihr werdet sehen, daß ich bei dieser Gelegenheit mir selbst keine Lobrede halte. Denn unter den fünf Schlachten, welche meine Truppen dem Feinde geliefert haben, sind nicht mehr als drei gewesen, die ich vorher beschlossen hatte, zu den übrigen beiden bin ich gezwungen worden, nemlich zu der bei Molwiz, weil die Oestreicher sich zwischen meine Armee und Ohlau gesezt hatten, wo meine Artillerie und mein Proviant waren. Zu der von Soor ward ich genöthigt, weil die Oestreicher mir den Weg nach Trautenau koupirten, und ich also ohne meinen grössten Ruin ein Treffen nicht vermeiden konnte. Man sehe aber, was für ein Unterschied unter erzwungenen Schlachten, und unter vorher beschlossnen

ist. Was für guten Erfolg hatte nicht die von Hohenfriedberg und Kesselsdorf, nicht weniger die von Czaslau, die den darauf folgenden Frieden bewirkte.

Indem ich Anweisungen gebe, wie man Schlachten liefern soll, verlang' ich gar nicht zu läugnen, daß ich dagegen oft aus Unachtsamkeit verstossen habe. Aber meine Offiziere sollen aus meinen Fehlern Nutzen ziehn, und wissen, daß ich mir alle Mühe geben werde, mich zu bessern.

Bisweilen haben beide Armeen Lust, sich zu schlagen, alsdann ist die Sache gar bald ausgemacht.

Die besten Schlachten sind diejenigen, zu welchen man den Feind zwingt. Denn es ist eine bewährte Regel, daß man den Feind zu demjenigen nöthigen muß, wozu er gar keine Lust bezeigt, und weil Euer Interesse dem des Feindes schnurstraks entgegengesezt ist, so müsst Ihr alsdann dasjenige wollen, was der Feind nicht will.

Die Ursachen also, derentwegen man Schlachten liefern muß, sind folgende.

Erst,

Erstlich, um den Feind zu zwingen, seine Belagerung eines Euch anständigen Orts aufzuheben; oder aber

Zweitens, ihn aus einer Provinz zu jagen, deren er sich bemächtigt hatte;

Drittens, um in sein Land zu dringen; oder

Viertens, um eine Belagerung zu unternehmen; und endlich

Fünftens, seine Hartnäkkigkeit zu brechen, wenn er keinen Frieden machen will, oder aber auch

Sechstens, ihn wegen eines Fehlers zu strafen.

Man nöthigt den Feind zum Schlagen, wenn man einen forcirten Marsch thut, wodurch man ihm in den Rükken kommt, und ihn von Kommunikationen abschneidet, oder auch, wenn man einer Stadt drohet, an deren Erhaltung ihm höchstens gelegen ist.

Man nehme sich aber sehr in Acht, wenn man dergleichen Art von Manöver machen will, und hüte sich nicht weniger, daß man sich nicht in gleiche Verlegenheit setze, noch sich

so

so postire, daß uns der Feind von unsren Magazinen abschneiden kann.

Bei Angriffen auf die Arrieregarde wagt man am wenigsten. Wenn man das will, lagert man sich ganz nahe am Feinde, und wenn er sich dann zurükziehn will, um einige Defiléen in Eurer Gegenwart zu passiren, so fallt Ihr ihm in seine Arrieregarde. Bei einem solchen Angrif wagt man wenig, und gewinnt viel.

Man harsellirt sonst noch, damit die feindlichen Korps nicht zusammen stossen können. Dies ist eine gültige Ursach. Ein geschikter Feind aber wird leicht Euch entweder durch einen forcirten Marsch geschikt zu entwischen, oder einen guten Posten nach seiner Konvenienz zu nehmen wissen.

Bisweilen ist man nicht Willens, sich in eine Aktion einzulassen, wird aber oft durch die Fehler des Feindes dazu eingeladen, und ist verbunden, sie zu benuzen, um ihn dafür zu bestrafen.

Allen diesen Maximen füg' ich noch hinzu, daß unsre Kriege kurz und lebhaft sein müssen.

Unser

Unser Vortheil erlaubt es nicht, sie in die Länge zu ziehn. Ein Krieg von Dauer schwächt unsre vortrefliche Mannszucht, entvölkert das Land, und erschöpft unsre Hülfsquellen.

Aus dem Grunde müssen also die Generale, welche meine Armeen kommandiren, selbst wenn sie glüklich sind, alles schnell und mit Klugheit zu entscheiden suchen, und gar nicht so denken, wie der Marechal de Lüxembourg, zu dem sein Sohn bei einem Krieg in Flandern sagte: Mir däucht, lieber Vater, wir könnten ja noch die und die Stadt einnehmen. „Schweig, kleiner Thor! antwortete der Marechal; verlangst Du, daß wir heimkehren, und Kohl pflanzen sollen?

Mit Einem Wort, in Betref der Schlachten muß man Sanherib's Maxime befolgen:

Es

Sanherib, König von Assyrien, ein Sohn Salmanasser's, belagerte Jerusalem. Ein Engel des HERRN schlug in einer Nacht hunderteundfünfundachtzigtausend Assyrier todt, und die Belagerung musste aufgehoben werden. So erzählt wenigstens das zweite Buch der Könige (im achtzehnten Kapitel) und der Prophet Jesaias (im sechsunddreissigsten.)

Es ist besser, daß Einer sterbe, als daß das ganze Volk verderbe.

Was endlich noch die Art betrift, einen Feind wegen seiner begangnen Fehler zu bestrafen, so muß man den Bericht von der Schlacht bei Sennef lesen, wo Condé eine Affäre mit der Arrieregarde des Prinzen von Oranien oder Fürsten von Waldek hatte, weil dieser den Eingang eines Defilées nicht besezt hatte, um seiner Arrieregarde den Rükzug zu erleichtern. Man lese noch den Bericht von der Schlacht bei N. N., die durch den Marechal de Lüxembourg gewonnen wurde; desgleichen den Bericht von der Schlacht bei Raucoux.

Sennef, ein grosses Dorf im Oestreichischen Antheil von Brabant. Den elften August 1674 fiel hier das blutige Treffen vor.

Roucoux, auch Raucoux, ist ein Lüttichsches Dorf, das in der Gegend von Mastricht liegt. Den elften Oktober 1746 schlug die Französische Armee unter dem Marechal Grafen Moriz von Sachsen die Alliirten, welche der Kaiserliche Feldmarschal, Karl, Graf von Bathyani anführte.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Vom Ungefähr und von den unvermutheten Zufällen im Kriege.

Dieser Abschnitt würde sehr lang werden, wenn ich darin alle Zufälle abhandeln wollte, die einem General im Kriege begegnen können. Ich will mich daher begnügen, zu sagen, daß sowohl Geschiklichkeit als Glük beim Kriege erforderlich sind.

Die Generale sind mehr zu beklagen, als man meint. Die ganze Welt verurtheilt sie, ohne sie zu hören, und die Zeitungen geben sie den elendesten Kannengiessern Preis.

Unter vielen Tausenden ist vielleicht Einer, der so viel versteht, daß er das geringste Detaschement einer Armee kommandiren könnte.

Ich verlange gar nicht, den Generalen das Wort zu reden, die Fehler begangen haben. Sogar meinen Feldzug von 1744 will ich nicht entschuldigen; doch das muß ich noch bekennen, daß ich bei verschiednen Fehlern Einiges gut aus-

ausgeführt habe, nemlich die Belagerung von Prag, den Rükzug und die Vertheidigung von Kollin, und endlich den Rükzug nach Schlesien. Doch davon kein Wort weiter! Ich will jezt blos von deren unglüklichen Ereignissen sprechen, gegen die weder menschliche Vorsicht, noch die reifste Ueberlegung etwas ausrichten können. Und da ich hier allein für meine Generale schreibe, so will ich hier keine andre Beispiele anführen, als nur solche, die mir begegnet sind.

Wie wir bei Reichenbach standen, hatt' ich das Dessein, vermittelst eines forcirten Marsches die Neisse zu gewinnen, und mich zwischen diese Stadt und die Armee des Generals von Neuperg zu setzen, um die Oestreicher zu koupiren. Die ganze Disposition dazu wurde gemacht, allein es fiel ein heftiger Plazregen, der die Wege so grundlos machte, daß unsre Avantgarde, welche unsre Pontons bei sich hatte,

Reichenbach, eine mittelmässige Stadt im Schlesischen Fürstenthume Schweidnitz. Der König bezog dies Lager am einundzwanzigsten August 1741, nachdem er aus dem bei Strehlen den zwanzigsten aufgebrochen war.

hatte, nicht vorrükken konnte. An dem Tage meines Marsches entstand ein so dikker Nebel, daß die Wachen von der Infanterie, die in den Dörfern gelegen hatten, sich verirrten, und ihre Regimenter nicht wieder finden konnten. Dies ging so weit, daß, statt Morgens um vier Uhr zu marschiren, wie man beschlossen hatte, wir nicht eher, als gegen Mittag, aufbrechen konnten. Mithin war an keinen forcirten Marsch mehr zu denken, der Feind kam uns zuvor, und vernichtete unser ganzes Projekt.

Wenn Krankheiten unter den Truppen während der Operation einreissen, so nöthigen sie Euch, vertheidigungsweise zu agiren. So ging es uns 1741 in Böhmen, und zwar wegen der schlechten Nahrungsmittel, welche die Truppen gehabt hatten.

Während der Schlacht bei Hohenfriedberg befahl ich einem von meinen Flügeladjutanten, dem Markgraf Karl *) zu sagen, daß er sich, als der älteste General, an die Spitze mei-

*) Der würdige Enkel des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Friedrich Karl Albert, Markgraf von Brandenburg, des Johanniterordens Meister in der Mark

meines andern Treffens setzen sollte, indem der General Kalkstein *) nach dem rechten Flügel wider die Sachsen detaschirt war. Dieser Adjutant machte ein Quidproquo, und bestellte an den Markgraf Karl, daß er das zweite Treffen aus dem ersten formiren solle. Ich ward noch zu rechter Zeit dies Misverständnis gewahr, und hatte so viel Zeit übrig, ihm abzuhelfen.

Man muß daher wohl auf seiner Hut sein, und bedenken, daß ein übelausgerichteter Auftrag Alles verderben kann.

Wenn ein General krank wird, oder aber das Unglük hat, an der Spitze eines Detaschements von Wichtigkeit erschossen zu werden, so sind

Brandenburg u. s. w. Königl. Preuß. General der Infanterie u. s. w. Er erwarb sich in den Feldzügen in Schlesien und Böhmen durch seine tapfre Unternehmungen einen unsterblichen Ruhm, und starb zu Breslau den zweiundzwanzigsten Juni 1762.

*) Christoph Wilhelm von Kalkstein, Königl. Preuß. Generalfeldmarschall, hatte das Glük, Friedrich's II. Unterhofmeister zu sein, und erlangte im Kriege 1740:45, dessen Hauptbegebenheiten er beiwohnte, grossen Ruhm. Er starb 1759.

sind auf einmal viele Maasregeln dadurch zernichtet. Denn es gehören gute Köpfe und tüchtige Generale, die Muth haben, dazu, um offensiv zu agiren. Diese sind aber so selten, daß ich bei meiner Armee nur höchstens drei oder viere kenne.

Gelingt es ungeachtet aller Eurer Vorsicht dem Feinde, Euch einige Konvoyen wegzunehmen, so sind dadurch wiederum alle Eure Maasregeln zerrüttet und Eure Plane vereitelt, oder in der Ausführung gehemmt.

Seid Ihr gewisser dringender Umstände halber genöthigt, mit der Armee eine Bewegung rükwärts vorzunehmen, so entfällt Euren Truppen dadurch der Muth. Ich habe das Glük gehabt, mit meiner ganzen Armee dergleichen Erfahrung nicht zu machen. Allein in der Schlacht bei Molwiz hab' ich gesehn, wie viel Zeit dazu gehört, nur einem Korps, das kleinmüthig geworden ist, wieder Muth einzuflössen. Meine Kavallerie war so weit herunter, daß sie glaubte, ich lieferte sie auf die Schlachtbank, wenn ich nur ein kleines Detaschement ausschikte, um sie zum Kriege und zum Agiren zu gewöhnen.

Nur erst seit der Schlacht bei Hohenfriedberg kann man den Zeitpunkt festsetzen, daß meine Kavallerie das geworden ist, was sie sein soll, und was sie jezt ist.

Entdekt der Feind einen Spion von Belang, den Ihr in seinem Lager habt, so verliert Ihr dadurch Euren Leitstern, wonach Ihr Euch vorher gerichtet habt, und Ihr erfahrt von des Feindes Bewegungen nur diejenigen, die Ihr von ihm seht.

Die Nachlässigkeit der Offiziere, die zum Rekognosciren kommandirt werden, können Euch in die grösste Verlegenheit setzen. Der Feldmarschall von Neuperg ward auf diese Art überfallen. Der Husarenoffizier, den er auf Kundschaft ausgeschikt hatte, versäumte seine Schuldigkeit, und wir waren ihm auf den Hals, wie er sich dessen am wenigsten vermuthete. Ein Offizier vom Ziethenschen Regimente patrullirte schlecht, am Ufer der Elbe, just in der Nacht, da der Feind seine Brükke bei Selmiz schlug, und das Gepäk überfiel *).

Aus

*) Es ist sehr wohl möglich, daß dieser Ziethensche Offizier seine Schuldigkeit nicht pünktlich erfüllt hat, aber

Aus dem Ebenangeführten kann man lernen, daß man die Sicherheit seiner ganzen Armee nicht der Wachsamkeit eines einzigen Offiziers anvertrauen muß. Dergleichen wichtige Angelegenheiten müssen nie von einem einzigen Menschen oder einem subalternen Offiziere abhängen.

Was ich in dem Abschnitt von den Vertheidigungen der Flüsse gesagt habe, präge man sich ja gut in's Gedächtniß.

Ueberhaupt müssen Kommandos oder Patrullen zum Rekognosciren nicht anders, als

 eine

aber es war auch für zwei schwache Bataillone sehr schwer, den Uebergang über einen Strom, wie die Elbe in der Gegend von Teiniz ist, gegen eine Armee von siebenzigtausend Mann zu vertheidigen. Die Quartiere der Preussen lagen wegen der Fronte, die sie zu vertheidigen hatten, nicht eng genug beisammen, und konnten sich sonach nicht schnell und kräftig genug gegen ein so zahlreiches Heer unterstützen, das, um durchzudringen, sich an Einem Ort zusammengezogen hatte. Dies Beispiel beweist, daß die besten und wohlüberdachtesten Dispositionen den Entwurf, über einen Fluß zu passiren, nicht hindern können, wenn die Strekke, die man zu beschützen hat, zu groß ist, und wenn nicht dieser ungünstige Umstand durch eine vortheilhafte Lage des Terräns wieder gut gemacht wird.

Fäsch.

eine überflüssige Vorsicht, angesehn werden. Man muß sich nie darauf gänzlich verlassen, sondern noch viele andre Maasregeln nehmen, die gründlicher und zuverlässiger sind.

Die Verrätherein bei einer Armee sind das grösste Unglük. Eugen wurde 1734 von dem General St*** verrathen, den die Franzosen bestochen hatten. Ich verlor Kosel *) durch die Verrätherei eines Offiziers aus der Garnison, der zum Feinde überging, und ihm den Weg in die Festung zeigte.

Kurz, aus dem allen folgt, daß man, selbst mitten im Glük, sich nie auf dasselbe verlassen, noch durch günstige Ereignisse stolz werden, sondern immer bedenken muß, daß unser Bischen Klugheit und Vorsicht nur ein Spiel des Ungefährs und unvermutheter Vorfälle ist, wodurch das Schiksal den Dünkel stolzer Menschen beugen will.

*) Den siebenundzwanzigsten Mai 1745 bemächtigten sich die Oestreichischen Truppen dieser Festung durch einen Ueberfall. In eben dem Jahre ward sie nach einer kurzen Belagerung vom Preussischen Generallieutenant von Nassau wieder eingenommen.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Ob es unumgänglich nothwendig ist, daß ein kommandirender General Kriegsrath halte.

Eugen pflegte zu sagen: wenn ein General nicht Lust hätte, etwas zu unternehmen, so brauche er nur Kriegsrath zu halten. In der That wird darin selten für eine Unternehmung gestimmt. Ein General, dem der Souverän seine Truppen anvertraut, muß durch sich selbst agiren, und das Vertrauen, das der Souverän in das Verdienst dieses Generals sezt, autorisirt ihn, nach seiner Einsicht zu verfahren.

Doch bin ich fest überzeugt, daß ein General selbst den Rath eines Subalternoffiziers nutzen muß. Denn der wahre Bürger des Staats muß sich selbst vergessen, und nur immer das Wohl des Vaterlandes in Anschlag bringen, unbekümmert, ob Er oder ein Andrer den Weg dazu ausfindig gemacht hat.

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Von den Mannövern bei der Armee.

Aus all' den Maximen, die ich in diesem Werke festgesezt habe, werdet Ihr ersehen, worauf sich eigentlich die Theorie der Evolutionen gründe, die ich bei meinen Truppen eingeführt habe. Der Zwek bei diesen Mannövern ist, bei allen Gelegenheiten Zeit zu gewinnen, und ein Treffen schneller zu entscheiden, als es bisher Gebrauch gewesen ist, endlich, auch den Feind durch den hizigen Angrif unsrer Kavallerie zu werfen.

Bei diesem Ungestüm wird die Mämme mit fortgerissen, so, daß diese so gut, wie der brave Kerl, ihren Dienst verrichten muß; mithin kein einziger Reiter unnüz bleibt. Alles ist hierbei auf die Hurtigkeit der Attake gegründet.

Ich schmeichle mir daher, daß alle Generale, die von der Nothwendigkeit und von dem Nuzen dieser Disciplin überzeugt sind, sie, sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten, auf den bei unsern

Trup-

Truppen eingeführten Fuß erhalten, und sie noch vervollkommnen werden.

Ich werde nie vergessen, was Vegetius *) von den Römern sagt, und gleichsam in einer Art von Enthusiasmus ausruft: „Endlich triumphirte die Römische Disciplin über die Ränke „der Griechen, über die Stärke der Germanier, „über die List und Verschlagenheit der Gallier, „über die grosse Anzahl der Barbaren, und unterwarf sich den ganzen Erdboden, soweit er „bekannt war.“ So sehr genau hängt die Glükseligkeit eines Staats an der Disciplin einer Armee.

*) Flavius Vegetius Renatus, aus Konstantinopel gebürtig, lebte im vierten Jahrhunderte unter dem Kaiser Valentinian und schrieb in fünf Büchern *Epitomen institutorum rei militaris*, wovon man Französische und Teutsche Uebersetzungen hat. Man kann das Römische Kriegswesen daraus genau kennen lernen.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Von den Winterquartieren.

Wenn sich der Feldzug endigt, so denkt man an die Winterquartiere, und trift darin Einrichtungen nach den Umständen, worin man sich befindet.

Zuerst zieht man die Ketten der Truppen, welche die Quartiere dekken sollen. Diese Ketten werden auf dreierlei Art gemacht, nemlich

Erstlich, hinter einem Fluß, oder

Zweitens, durch Posten, die vom Gebirge vertheidigt werden, oder aber

Drittens, durch Schuz einiger befestigten Städte.

Im Winter von 1741 bis 1742 nahm das Korps meiner Truppen, das die Winterquartiere in Böhmen hatte, sein Quartier hinter der Elbe. Die Kette, welche dieselbe dekte, ging von Brandeis auf Nimburg, Kollin, Podiebrad nach Pardubiz, und endigte sich bei Königingrâz.

Ich

Ich führe hierbei an, daß man sich nie auf Flüsse verlassen muß, weil man dieselben, sobald Frost einfällt, überall passiren kann.

Ferner, daß es eine nöthige Vorsicht ist, an alle diese Orte Husaren zu verlegen, um auf alle Bewegungen des Feindes wachsam zu sein. Zu dem Ende müssen sie unaufhörlich vorwärts patrulliren, damit sie in Erfahrung bringen, ob der Feind ruhig sei, oder ob er irgend seine Truppen zusammenziehe.

Ueberdas müssen von Distanz zu Distanz, ausser der Kette von der Infanterie, noch Brigaden von der Kavallerie und Infanterie bereit stehen, und gleich zum Sukkurs anrükken, wo er nöthig sein dürfte.

Den Winter von 1744 bis 1745 machten wir die Kette von unsern Quartieren längst den Bergen, welche Böhmen und Schlesien von einander scheiden, und beobachteten genau die Grenze unsrer Quartiere, um Ruhe zu haben.

Der Generallieutenant Truchses hatte die Fronte von der Lausz bis nach der Grafschaft Glaz

Friedrich Sebastian Wunibald, d. H. R. R. Graf Truchses zu Waldburg, Königl. Preuß. Generals

Glaz zu beobachten, ferner Sagan, die Posten von Schmiedeberg bis Friedland, welchen Ort man durch Reduten befestigt hatte. Ueberdies waren etliche kleine befestigte Posten nach den Wegen von Schazlar, Liebau und Silberberg.

Der General Truchses hatte eine Reserve, um von diesen Posten den zu unterstützen, welchen der Feind angreifen wollte. Alle diese Detaschements waren durch Verhakke in den Holzungen gedekt, und alle Wege, die nach Böhmen gingen, wurden unbrauchbar gemacht. Auch hatte jeder Posten seine Husaren, um zu rekognosciren.

Der General Lehwald dekte die Grafschaft Glaz durch ein gleiches Detaschement, und

Fallieutenant, Ritter des schwarzen Adler- und Johanniterordens u. s. w. Er erwarb sich in den Schlesischen Feldzügen vielen Ruhm. Eine Stükkugel tödtete ihn in der Schlacht bei Hohenfriedberg, den vierten Juni 1745.

Hans von Lehwald, Königl. Preuß. Generalfeldmarschall, war unter den Waffen grau geworden, und hatte den Feldzügen des jetzigen Jahrhunderts mit ausgezeich-

neter

und mit gleicher Vorsicht. Diese beiden Generale boten einander die Hände, so daß, wenn die Oestreicher gegen den General Truchses marschirten, der General Lehwald nach Böhmen dem Feinde in den Rükken kam, und so umgekehrt.

Unsre Quartiere gingen in den Städten Troppau und Jägerndorf in Oberschlesien an, die Kommunikation mit Glaz ward über Ziegenhals und Patschkau, und die mit Neiß durch Neustadt erhalten.

Ich erinnre hierbei, daß man sich nie auf die Berge verlasse, sondern sich des Sprüchworts erinnre: Wo eine Ziege hinkömmt, da kömmt auch ein Soldat hin.

Was die Kette der Quartiere anlangt, die durch Festungen gedekt werden, so verweis' ich Euch auf die Winterquartiere des Grafen von Sachsen *). Diese sind die besten. Da man

neter Tapferkeit beigewohnt. Er starb in einem Alter von mehr als achtzig Jahren, den siebzehnten November 1768 zu Königsberg.

*) Moriz, Graf von Sachsen, Marechal von Frankreich, der würdige Sohn eines grossen Vaters — des Königs

man aber nicht immer freie Wahl darin hat, so muß man seine Kette nach dem Terrän machen, das man okkupirt.

Nach meiner Meinung ist es Grundsaz, daß man in den Winterquartieren nicht hartnäkkig auf einer Stadt oder auf einem Posten bestehen müsse, wofern uns nicht der Feind aus diesem Posten vielen Schaden zufügen kann. Denn Euer einziges Augenmerk muß dahin gerichtet sein, Euren Truppen in den Winterquartieren Ruhe zu schaffen.

Zur zweiten Maxime sez' ich auch hinzu, wie die beste Methode sei, die Regimenter brigadenweise in ihre Winterquartiere zu schikken, damit sie die Generale beständig in ihrer Aufsicht haben. Unser Dienst erfordert auch, so viel

Königs August II. von Pohlen, der die wichtigsten Unternehmungen mit der grössesten Tapferkeit ausführte, starb mit Ruhm und Ehrenbezeugungen überhäuft, den dreissigsten November 1750 im vierundfunfzigsten Jahre. Durch den 1745 den elften Mai bei Fontenoi erfochtnen Sieg sezte er sich hauptsächlich in die Gnade des verstorbnen Königs von Frankreich. Er war unstreitig einer der grössten Feldherren des jezigen Jahrhunderts.

viel nur möglich ist, die Regimenter mit denen Generalen, die ihre Chefs sind, in einerlei Quartiere zu legen.

Diese Regel leidet indes Ausnahmen, und der General en Chef muß beurtheilen, wie weit dies statt haben kann, oder nicht.

Ich gebe hier noch Regeln über die Verpflegung der Truppen in den Winterquartieren.

Erfordern die Umstände, daß die Winterquartiere in meinem Laude genommen werden müssen, so gehört den Kapitänen und Subalternoffizieren eine verhältnismässige Gratifikation statt der in den Winterquartieren gewöhnlichen Geschenke. Der gemeine Mann aber empfängt Brod und Fleisch umsonst.

Sind aber die Winterquartiere in des Feindes Landen, so muß der erste Generallieutenant von den Truppen funfzehntausend Fl., der von der Infanterie und Kavallerie zehntausend Fl., die Generallieutenante müssen siebentausend Fl., die Generalmajore fünftausend Fl., die Rittmeister und Kapitäne zweitausend Fl., die Kapitäne von der Infanterie eintausendachthun-

derr

dert Fl., die Subalternoffiziere aber hundert Dukaten bekommen.

Der gemeine Soldat empfängt Fleisch, Brodt, Bier, ohne Entgeld aus diesem Lande geliefert, aber kein Geld; denn das Geld giebt nur Gelegenheit zur Desertion.

Der kommandirende General muß darauf halten, daß dies alles pünktlich befolgt werde, und keine Plünderung verstatten, dagegen aber auch die Offiziere wegen kleinerer Vortheile, die sie machen können, nicht schikaniren.

Steht die Armee in Feindes Land, so liegt dem kommandirenden General ob, dafür zu sorgen, daß ihm die nöthigen Rekruten geliefert werden. Zu dem Ende theilt er die Kreise so ein, daß z. B. drei Regimenter auf den einen, und viere auf den andern angewiesen werden. Jeder Kreis wird sodann, wie es bei Kantons geschieht, wieder regimenterweise eingetheilt.

Wollen die Stände die Rekruten selbst liefern, so ist es desto besser; wo nicht, so braucht man Gewalt. Die Rekruten müssen sehr bald gestellt werden, damit die Offiziere Zeit haben,

sie

sie zu exerziren, und sie in Stand zu setzen, im folgenden Frühjahre dienen zu können. Demungeachtet müssen doch die Kapitäne auf Werbung schikken.

Der General en Chef muß für alle diese innre Angelegenheiten, mithin auch dafür sorgen, daß die Artillerie- Munitions- und Proviantpferde, welche das feindliche Land zu liefern schuldig ist, entweder in Natur, oder aber in Gelde geliefert werden. Auch muß der General ein wachsames Auge darauf haben, daß man die Kontributionen zur Feldkriegskasse auf das genauste bezahlt. Im übrigen aber müssen auch auf Kosten des Feindes alle Equipagewagen, und was zur Ausrüstung einer Armee gehört, wieder in guten Stand gesezt werden.

Der General muß darauf Obacht haben, daß die Kavallerieoffiziere ihre Sättel, Zäume, Steigbügeln, Stiefeln ausbessern lassen, und daß die Infanterie sich mit Schuhen, Strümpfen, Hemden und Stiefletten zum künftigen Feldzuge hinlänglich versorge, daß die Zeltdekken und die Zelte selbst in brauchbaren Stand gesezt werden, wie auch, daß die Kavallerie

ihre Degen schleifen, die Infanterie aber ihr sämtliches Gewehr wieder in gehörige Ordnung setzen lasse; auch daß die Artillerie eine Menge von Patronen für die Infanterie im voraus verfertige.

Uebrigens hat er dafür zu sorgen, daß die Truppen, welche die Kette von den Quartieren machen, genugsam und zum Ueberfluß mit Pulver und Kugeln versehen sind, und daß es überhaupt bei der ganzen Armee an nichts fehle.

Wenn es die Zeit zulassen will, so wird der kommandirende General wohl thun, selbst einige Quartiere zu besichtigen, um nach den Umständen der Truppen zu sehen, auch um versichert zu sein, daß die Offiziere die Truppen exerzieren, und diesen Theil des Dienstes so wenig, als einen andren aus den Augen setzen, maassen nicht nur die Rekruten, sondern auch die alten Soldaten exerziert werden müssen, um sie in der Gewohnheit zu erhalten.

Gegen die Zeit, daß sich der Feldzug eröffnet, müssen die Kantonnirungsquartiere geändert, und nach der Schlachtordnung eingerich-

tet

tet werden, nemlich die Kavallerie auf den Flügeln, die Infanterie aber in der Mitte.

Diese Kantonnirungen haben alsdann vier bis fünf Meilen in die Länge, und sind bis an zwei Meilen breit. Gemeiniglich zieht man sie um die Zeit, da man bald zu kampiren gedenkt, etwas enger zusammen.

Nach meiner Erfahrung ist es sehr vortheilhaft, die Truppen unter Kommando der ersten sechs Generale in den Kantonnements zu vertheilen. Der eine muß z. B. die ganze Kavallerie des rechten Flügels, der andre des linken, ein dritter die Infanterie vom rechten Flügel des ersten Treffens, der vierte die Infanterie vom linken des ersten Treffens, die zwei andern das zweite Treffen zu kommandiren haben.

Auf die Art werden die Ordres um so schneller zugefertigt, und die Truppen setzen sich um so leichter in Kolonnen, um in das Lager einzurükken.

Bei Gelegenheit der Winterquartiere muß ich noch den Rath ertheilen, die Truppen nie

eher in solche zu verlegen, bevor man nicht völlige Gewisheit hat, daß die feindliche Armee ganz und gar auseinander gegangen ist. Man erinnre sich in dieser Rüksicht immer an das, was dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm widerfuhr, als der Marechal Türenne in dessen Winterquartiere im Elsas einfiel *).

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Von den Winterfeldzügen insbesondre.

Die Winterfeldzüge richten die Truppen, sowohl durch die Krankheiten zu Grunde, die sie verursachen, als auch dadurch, weil man wegen der beständigen Thätigkeit, in der die Truppen bleiben müssen, sie weder rekrutiren, noch neu monti-

*) Dies geschahe in den lezten Tagen des Decembers im Jahre 1674. Türenne nahm einen grossen Umweg und überfiel ein Quartier nach dem andern.

montiren kann. Die nemliche Unbequemlichkeit zeigt sich in Ansehung der zu Krieges- und Mundbedürfnissen erforderlichen Wagen und deren Zubehörden.

Es ist ausgemacht, daß die beste Armee von der Welt dergleichen Feldzüge nicht lange aushalten wird, und daß aus diesen Gründen die Winterkriege vermieden werden müssen, weil sie unter allen Kriegsexpeditionen die schädlichsten Folgen haben.

Dennoch können Umstände vorfallen, die einen General dazu nöthigen.

Ich habe, glaub' ich, mehrere Winterkampagnen gemacht, als ein Feldherr in diesem Jahrhunderte; daher werd' ich nicht übel thun, wenn ich die Ursachen anführe, die mich dazu bewogen haben.

Im Jahre 1740, als Kaiser Karl VI. starb, waren nicht mehr, als zwei Oestreichische Regimenter in Schlesien. Da ich beschlossen hatte, die Rechte meines Hauses auf dies Herzogthum gelten zu machen, so ward ich genöthigt, um alles zu nutzen, was mir vortheil-

haft sein konnte, und um das Kriegstheater an der Neisse aufzuschlagen, im Winter Krieg zu führen.

Hätt' ich bis auf den Frühling gewartet, so hätten wir den Schauplaz des Krieges zwischen Krossen und Glogau gehabt, und würden erst nach drei oder vier schweren Kampagnen erhalten haben, was ich auf einmal durch einen simplen Marsch gewann.

Diese Ursach scheint nach meiner Einsicht mehr als hinlänglich.

Im Jahre 1742 machte ich einen Winterfeldzug in Mähren, um dadurch die Baierischen Länder zu befreien. Daß mir dies nicht gelang, kam daher, weil die Franzosen unbesonnen, die Sachsen aber verrätherisch agirten.

Im Winter 1745 bis 46 machte ich meinen dritten Winterfeldzug, weil die Oestreicher in Schlesien einfielen, und ich also genöthigt war, sie wieder herauszutreiben.

Von Anfang des Winters 1745 bis 46 wollten die Oestreicher und Sachsen in meine

Erb-

Erblande eindringen, um daselbst mit Feuer und Schwerdt zu wüten. Meinen Grundsätzen gemäß kam ich ihnen zuvor, und führte mitten im Winter in ihrem eignen Lande Krieg.

Sollten dergleichen Umstände sich jemals wieder ereignen, so würd' ich ohne Bedenken auf eben die Art verfahren, und das Benehmen meiner Generale billigen, wenn sie meinem Beispiele folgten.

Aufferdem aber werd' ich allemal diejenigen tadlen, die leichtsinnigerweise, und ohne erhebliche Ursachen, dergleichen Winterkriege unternehmen.

Was nun die bei Winterfeldzügen erforderlichen Anstalten betrift, so muß man die Truppen ganz eng kantonniren lassen, so daß zwei oder drei Regimenter, und zwar sogar Infanterie, in einem Dorfe, wenn es sonst groß ist, zu liegen kommen. Man legt auch wohl zu Zeiten die ganze Infanterie in eine Stadt, so wie es der Fürst von Anhalt machte, als er nach Sachsen marschirte, und in Eulenburg, Torgau und Meissen, und noch in zwei oder

drei kleinen andern Oertern, deren Namen ich vergessen habe, quartierte und darauf kampirte.

Sobald man sich dem Feinde nähert, weist man den Truppen Sammelplätze an, und marschirt in Kolonnen, wie sonst gebräuchlich ist. Kömmt es endlich zum entscheidenden Augenblik, daß man in die feindlichen Quartiere fallen, oder gegen den Feind marschiren will, um ihm eine Schlacht zu liefern, so muß man in Schlachtordnung kampiren, und die Truppen unter freiem Himmel lassen, da denn jede Kompagnie sich ein grosses Feuer macht, und die Nacht bei demselben zubringt. Weil aber dergleichen Fatiguen zu heftig sind, als daß der menschliche Körper im Stande wäre, ihnen in die Länge zu widerstehen, so müssen dergleichen Unternehmungen mit grösster Geschwindigkeit ausgeführt werden. Man muß keine Gefahr scheuen, nicht schwankend sein, sondern einen lebhaften Entschluß ergreifen und ihn standhaft ausführen.

Ueberhaupt merk' ich hierbei an, daß man nie Winterfeldzüge in denen Ländern unternehmen muß, worin sich viele befestigte Plätze befin-

finden. Denn da die Witterung es nicht verstattet, die grossen Festungen zu belagern, die durch Ueberfall sich nicht einnehmen lassen: so kann man zum voraus versichert sein, daß dergleichen Projekt Schifbruch leiden wird, weil es ganz und gar wider die Möglichkeit läuft.

Man muß allemal, wenn man freie Wahl hat, während des Winters den Truppen die möglichste Ruhe verschaffen, und diese Zeit dazu anwenden, die Armee wieder in guten Stand zu seßen, damit man alsdann in dem darauf folgenden Frühjahre dem Feind in Eröfnung des Feldzuges zuvorkommen könne.

Dies ungefähr sind die vornehmsten Regeln bei den grossen Manövren im Kriege. Ich habe ihre Grundsätze, so viel mir möglich gewesen, entwikkelt, und mir vorzüglich Mühe gegeben, klar und verständlich zu sein. Solltet Ihr dennoch einigen Zweifel über eine oder die andre Stelle haben, so werdet Ihr mir ein Vergnügen machen, wenn Ihr mir dieselbe vorlegtet. Ich werde alsdann entweder meine Gründe ausführlicher darthun, oder mich nach Eurer Meinung richten, wenn sie besser ist.

Bei meiner wenigen Erfahrung im Kriege hab' ich gefunden, daß diese Kunst nicht auszulernen ist, und daß, wenn man sich mit Ernst darauf legt, man beständig Neues entdekken kann.

Sollte dies Werk meine Offiziere dahin bringen, daß sie über ein Metier nachdenken, das ihnen die glänzendste Bahn öfnet, sich Ehre zu erwerben, ihre Namen der Vergessenheit zu entreissen, und sich durch Thaten unsterblichen Ruf zu erwerben, so werd' ich meine Zeit hierauf nicht übel verwandt halten.

Fin-

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt. Von meinen Truppen, ihren Mängeln und ihren Vorzügen. 5:12.

Zweiter Abschnitt. Von der Subsistenz einer Armee und dem Feldkommissariate. 13:20.

Dritter Abschnitt. Von den Marketendern; von Bier und Brantewein. 20:22.

Vierter Abschnitt. Von rauhen und vom harten Futter. 22:27.

Fünfter Abschnitt. Wie man die Beschaffenheit eines Landes kennen lernt. 27:31.

Sechster Abschnitt. Vom Coup d'Oeil oder militärischen Ueberblik. 32:34.

Sie-

Seite

Siebenter Abschnitt. Von der Vertheilung der Truppen. 35–38.

Achter Abschnitt. Von den Lagern. 39–59.

Neunter Abschnitt. Von den Sicherheitsanstalten, die man in seinem Lager treffen muß. 60–62.

Zehnter Abschnitt. Wie und weshalb man Detaschements ausschikken muß. 63–75.

Elfter Abschnitt. Von den Kriegslisten. 76–83.

Zwölfter Abschnitt. Von Spionen, wie man sich ihrer bei allen Gelegenheiten bedienen soll, auch wie man Nachrichten vom Feinde erlangen kann. 84–89.

Dreizehnter Abschnitt. Woraus man des Feindes Absichten ziemlich bestimmt errathen könne. 89–92.

Vierzehnter Abschnitt. Von unserm Lande, von neutralen und feindlichen Ländern, von dem Religionsunterschiede und wie man sich in allen diesen verschiednen Fällen zu benehmen habe. 92–96.

Funf-

Seite

Funfzehnter Abschnitt. Von allen den Märschen, welche eine Armee thun kann. 97–108.

Sechzehnter Abschnitt. Was für Vorsicht man auf einem Rükzuge gegen die Husaren und Panduren zu nehmen habe. 109–112.

Siebzehnter Abschnitt. Wie unsre leichte Infanterie gegen die Husaren und Panduren fechten müsse. 112–113.

Achtzehnter Abschnitt. Durch was für Bewegungen man den Feind nöthigen kann, ein Gleiches zu thun. 113–118.

Neunzehnter Abschnitt. Vom Uebergang über Flüsse. 119–122.

Zwanzigster Abschnitt. Wie man Flüsse zu vertheidigen habe. 122–126.

Einundzwanzigster Abschnitt. Wie man Städte überfällt. 127–130.

Zweiundzwanzigster Abschnitt Von den Treffen und Schlachten. 130–167.

Dreiundzwanzigster Abschnitt. Wann und wie man Schlachten liefern soll. 168–174.

Seite

Vierundzwanzigster Abschnitt. Vom Ungefähr und von den unvermutheten Zufällen im Kriege. 175–182.

Fünfundzwanzigster Abschnitt. Ob es unumgänglich nothwendig ist, daß ein kommandirender General Kriegsrath halte. 183–184.

Sechsundzwanzigster Abschnitt. Von den Manövren bei der Armee. 184–185.

Siebenundzwanzigster Abschnitt. Von den Winterquartieren. 186–196.

Achtundzwanzigster Abschnitt. Von den Winterfeldzügen insbesondre. 196–202.

II.

Apostolische
und
theologische Kommentare
über die
heilige Prophezeihungen
von
St. N. N.,
Verfasser des Blaubart's.

Köln, bei Peter Hammer.

Vorbericht
des
Bischofs Dupuis.

Die ganze Welt soll wissen, daß man seit Kurzem unter den Papieren des verstorbnen Dom Calmet einen theologischen Kommentar über den Blaubart, ein eben so nüzliches als erbauliches Werk, gefunden hat. Zu seiner Zeit hatte man Anstand genommen, denselben mit den übrigen Werken dieses gelehrten Benediktiners zugleich bekannt zu machen, weil Doktor Tamponet und an-

dre Mitglieder der Sorbonne, aller Welt zum Skandal hartnäkkig behaupteten: **Blaubart** sei kein kanonisches Buch.

Der Erzbischof von Paris, dessen ungeheure Gelehrsamkeit so bekannt ist, der Kardinal de Rohan, der für einen der ersten Gottesgelehrten im Königreiche gilt, der Bischof dû Velai, der sich durch seinen Eifer für die Religion auszeichnet, die Bischöfe zu Montpellier und Tours, kurz die Ersten unsrer Geistlichkeit, bewiesen, daß **Blaubart** kein apokryphisches Buch sei.

Dies veranlasste eine Streitigkeit voll der mächtigsten Gelehrsamkeit. **Blaubart's** Partei stüzte sich auf Erasmus, der ihn in seiner unvergleichlichen Lobrede auf die Thorheit citirt, auf den heiligen Athanasius, der in seiner Fehde mit den Arianern Stellen daraus anführt, auf den heiligen Basil, der ihn sehr orthodox findet, auf den heiligen Gregor von Nazianz, der sich auf seine

Pro-

Prophezeihungen in seiner Schuzschrift für die Christliche Religion beruft, die er an den Kaiser Julian gerichtet hat und auf den heiligen Johannes Chrysostomus, der aus diesem frommen Büchlein die schönsten unter den Rednerfiguren schöpfte, womit er seine bewundernswürdigen Homilien ausschmükte. Der fromme Bischof las Casas las Tag für Tag einige Stellen daraus, um sich in seinem Glauben zu stärken. Blaubart war das Breviarium vom Pabst Alexander dem VI. Der Kardinal von Lothringen hält gleichfalls dies Buch für kanonisch.

Zählt man nun die Stimmen, so sind derer, die den **Blaubart** als ein prophetisches und inspirirtes Buch vertheidigen, viel mehr als deren, welche es dafür nicht wollen gelten lassen.

Wir wissen von seiner Entstehung nichts weiter, als daß **Blaubart** zu Alexandrien mit der Uebersetzung zugleich erschien, welche

die siebenzig Dolmetscher vom Pentateuch us und andren Büchern des alten Gesetzes machten. Während der Gefangenschaft der Jüdischen Stämme war ihnen das alte Testament verloren gegangen; aber die Samaritaner hatten diese Bücher aufbewahret, unter denen sich auch der **Blaubart** befand. Als dies Volk Babylon verlassen hatte und nach Jerusalem wieder zurükgekehrt war, gaben sich Esra und Nehemia viele Mühe, Alles aufzusammlen, was sie von diesen kostbaren verloren gegangnen Werken nur auftreiben konnten. Sie fanden einige Bücher wieder, und sezten andre aus dem Gedächtnis wieder auf.

Da ihre Arbeit unermeslich war und sie gern schnell damit fertig sein wollten, vergassen sie's, den **Blaubart** in die Sammlung der heiligen Bücher aufzunehmen, die sie, so gut sie gekonnt, wieder hergestellt hatten. Und dieser Vergessenheit des Esra muß man hauptsächlich die Zweifel zuschreiben, welche

einige

einige Gottesgelehrte über dessen Authenticität gehabt haben.

Inzwischen darf man nur lesen, was der heilige Franziskus von Assisi hierüber geschrieben hat, und alle Zweifel, die in Betref des Blaubart's, uns übrig bleiben könnten, werden schwinden.

Sankt Franziskus, der es nach der grössten Strenge geprüft hatte, sagt: Dieses Buch trägt alle Merkmale der göttlichen Eingebung; es ist eine Parabel oder vielmehr eine Prophezeihung von dem ganzen Werke unsers Heils. Ich erkenne darinnen den Styl der Propheten; er hat die Annehmlichkeiten des Hohenliedes, das Wunderbare des Propheten Jesaias, die männliche Stärke des Ezechiel und alles Pathos des Jeremias. Und da in der Hebräischen Urschrift weder irgend ein

Ausdruk, noch eine Phrase aus der Syrischen Sprache anzutreffen ist, so erhellet unwidersprechlich, daß der von Gott inspirirte Verfasser des Blaubart's lange Zeit vor der Babylonischen Gefangenschaft müsse geblüht haben.

Sankt Franziskus nimmt sogar an, daß er ein Zeitgenosse des Propheten Samuel müsse gewesen sein; dies wagen wir gleichwohl nicht positiv zu behaupten.

Der Name des Verfassers von diesem heiligen Buche ist nicht bis auf uns gelangt. Ein Beweis seiner grossen Bescheidenheit, worin die Schriftsteller dieses Jahrhunderts es ihm nicht gleich thun werden. Aber wir wissen ja eben so wenig, wer die Bücher von Ruth, Hiob und den Makkabäern abgefasst hat. Vielleicht gleicht unser heilige Prophet darin dem Moses, der, was noch Niemand vor und nach ihm konn-

te,

te, uns die Geschichte seines Todes und seines Begräbnisses hinterließ.

Doch wir wollen uns an dem begnügen, was unser berühmte Kommentator Dom Calmet vom **Blaubart** sagt. Er findet darin eine heilsame und erbauliche Lehre für fromme Seelen, und Prophezeihungen, die ersichtlich in Erfüllung gegangen sind. Er sezt hinzu, diese Prophezeihungen zumal hätten grosse Kraft, unsre heilige Römisch-katholische Religion zu bestätigen.

Es würde für die streitende Kirche ein unersezlicher Verlust gewesen sein, wenn dieser schäzbare Kommentar wäre unterdrükt geblieben. Mehr denn Eine Ursach nöthigt uns, ihn bekannt zu machen. Wir leben jezt in den lezten Zeiten, der grosse Tag ist nahe, der allen menschlichen Eitelkeiten ein Ende machen wird. Alles, was uns geweissagt worden ist, wird erfüllt.

Die Natur verliert ihre Fruchtbarkeit, das menschliche Geschlecht kommt ersichtlich herunter. Schon siegt die verderbte Vernunft über die Christliche Einfalt, der brennende Eifer für den Glauben ist in eine strafbare Gleichgültigkeit verwandlet, neue Irrsale tragen den Sieg über alte Wahrheiten davon, der Glaube gilt für eine Frucht der Albernheit, und Unglaube für eine Anstrengung der Vernunft.

Unsre Feinde greifen uns nicht mehr insgeheim an; statt, wie ehemals, die Grundfesten unsers heiligen Glaubens zu untergraben, laufen sie nun offenbaren Sturm dagegen. Unsre Feinde versammlen sich in zahllosen Heerschaaren, unter den verschiednen Panieren der Ketzerei; umzingeln uns von allen Seiten. An ihrer Spitze kämpft Luzifer, um unsre Religion und unsre Altäre umzustossen. Die Kirche ist bis in ihre heilige Grundfesten erschüttert, drohet den Einsturz, will ganz zusammenfallen. Ach die heilige Mut-

ter,

ter, sie girret wie eine Taube, sie schreiet wie ein Hirsch, den der unerbittliche Jäger umzubringen im Begrif steht. In den grossen Nöthen, die sie troffen haben, ruft sie ihre Kinder herbei. Es ist Rahel, die ihre Kinder beweint und sich darüber nicht trösten kann.

Wir wollen ihr zu Hülfe fliegen und ihr altes und ehrwürdiges Gebäude mit dem heiligen Kommentar des Dom Calmet über den Blaubart stützen. Wir wollen diesen gelehrten Benediktiner als einen Schild den vergifteten Pfeilen entgegenstellen, die eine ruchlose Philosophie auf uns abschiesst und die Pforten der Hölle werden eine Kirche nicht überwältigen können, die auf den Ekstein unsres Heils gegründet ist.

Möchten doch bei Lesung dieses göttlichen Kommentars jene Herzen sich erweichen, die in ihren Lastern und in ihrem Unglauben verhärtet sind! Möchten doch auch die-

jenigen, welche die Seelenfreuden nicht mehr lieb haben, und welche in die Lüfte unsrer Tage versunken sind, durch Dom Calmet und Blaubart gestärkt und überzeugt werden, daß, wenn sie ihr Herz an die Dinge hienieden hängen, sie in Gefahr stehen, wegen dieser vergänglichen Güter sich auf immer der ewigen Seligkeiten unwürdig zu machen!

Blau-

Blaubart.

Eine Erzählung.

Es war einmal ein Mann, der hatte in der Stadt und auf dem Lande schöne Häuser, goldnes und silbernes Tafelgeschirr, Hausgerät mit Stikkereien und Karossen, die ganz vergoldet waren, aber leider! hatte dieser Mann einen blauen Bart. Dies machte ihn so häslich und entsezlich, daß jede Frau und jedes Mädchen vor ihm floh.

Eine seiner Nachbarinnen, eine Dame von Stande, hatte zwei vollkommen schöne Töchter. Um eine davon hielt Blaubart an, und ließ

der

der Mutter die Wahl, welche von Beiden sie ihm geben wolle. Sie mochten ihn alle Beide nicht, und eine schikte ihn immer zur andren, denn sie konnten sich nicht entschliessen, einen Mann zu nehmen, der einen blauen Bart hatte. Noch unleidlicher wurd' er ihnen dadurch, daß er schon viele Frauen geheuratet hatte, und daß man nicht wusste, was aus ihnen geworden war.

Um mit diesen Mädchen nähere Bekanntschaft zu machen, führte Blaubart sie, ihre Mutter, drei oder viere von ihren besten Freunden, und einige junge Leute aus der Nachbarschaft auf eins von seinen Landhäusern, wo man acht Tage lang blieb. Promenaden, Jagdpartien, Fischzüge, Tänze, Festins, Kollationen wechselten mit einander ab, man schlief nicht und brachte die Nacht mit gegenseitigen Neckereien hin. Kurz, es ging so gut und lustig zu, daß die Jüngere allmälig fand, der Herr vom Hause habe keinen blauen Bart mehr und sei ein sehr artiger Mann.

Sobald man nach der Stadt zurükgekehrt war, wurde die Heurat geschlossen. Nach Verlauf von einem Monathe sagte Blaubart zu seiner

seiner Frau: er sähe wegen einer wichtigen Angelegenheit sich zu einer Reise in die Provinz genöthigt, die wenigstens sechs Wochen dauern würde. Er bäte sie, sich während seiner Abwesenheit gut zu divertiren, ihre guten Freundinnen kommen zu lassen, sie auf's Land zu führen, wenn sie's für gut fände, und sie überall auf's beste zu bewirthen.

Hier sind die Schlüssel zu den beiden grossen Hausrathskammern, sagte er. Dies ist der zu dem Gold- und Silbergerät, das man nicht alle Tage braucht, und dieser schliesst die Kisten, worin mein Gold und Silber liegt, der da mein Schmukkästchen, und das hier ist der Hauptschlüssel zu allen Zimmern. Dieser kleine schliesst das Kabinet am Ende der grossen Gallerie im untern Geschoß. Oefne alles, geh' überall hin; aber in das kleine Kabinet darfst Du durchaus nicht herein. Thust Du's doch, so hast Du alles von meinem Zorn zu erwarten.

Sie versprach allen seinen Befehlen pünktlich zu gehorchen; er umarmte sie und stieg in seinen Wagen, um seine Reise anzutreten. Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht, bis man nach ihnen schikte und sie

holen

holen ließ; sie waren zu ungeduldig, alle Reichthümer zu sehn, die sich in dem Hause der jungen Frau befanden. So lange der Mann da gewesen war, hatten sie sich nicht zu ihr gewagt, weil sie sich vor dem blauen Barte ihres Gebieters fürchteten. Jezt eilten sie durch alle Zimmer, Kabinette, Garderoben, davon immer eins schöner und reicher war, als andre. Sie stiegen hernach in die Hausrathskammern hinauf, und bewunderten daselbst die Menge und Schönheit der Tapeten, der Betten, der Sophas, der Kunstsachen, der Geridons, der Tische und Spiegel, worin man sich vom Kopf bis zu Fuß sahe. Die Rahmen waren theils gläsern, theils silbern, theils vergoldet; schönere und prächtigere Spiegel hatte man noch nie gesehn.

Sie fanden kein Ende, das Glük ihrer Freundin herauszustreichen und zu beneiden. Diese dagegen hatte gar kein Vergnügen bei dem Anblik dieser Reichthümer, die Ungeduld, das Kabinet im untersten Stokwerk zu sehn, war zu groß. Sie fühlte sich durch ihre Neugier so gedrängt, daß sie, ohne zu bedenken, wie unanständig es sei, ihre Gesellschaft zu verlassen,

lassen, mittelst einer kleinen verborgnen Treppe, in dies Geschoß hinuntereilte. Zwei, dreimal stand sie im Begrif, vor lauter Hastigkeit den Hals zu brechen.

Wie sie an die Thüre des Kabinets kam, stand sie eine Weile still; sie dachte an das Verbot ihres Mannes und zugleich an das, was ihr widerfahren könnte, wenn sie ungehorsam wäre. Allein die Versuchung war zu stark, sie konnte nicht widerstehen. Sie nahm daher den kleinen Schlüssel und öfnete die Thüre des Kabinets.

Anfänglich sahe sie nichts, weil die Laden vor den Fenstern zugemacht waren. Nach etnigen Augenblikken wurde sie gewahr, daß der Boden ganz mit geronnenem Blute bedekt war, worin sich verschiedne todte Frauenkörper spiegelten, die längs der Mauer aufgehängt waren. Das waren alle die Frauen, welche Blaubart geheuratet und eine nach der andren ermordet hatte. Sie starb beinahe vor Schrek, und der Schlüssel, den sie ausgezogen hatte, fiel ihr aus der Hand.

Nachdem sie ihre Sinne wieder etwas gesammlet hatte, hob sie den Schlüssel auf, schloß die Thür wieder zu, und begab sich auf ihr Zimmer, um sich wieder ein wenig zu erholen; allein es gelang ihr nicht, sie war durch das, was sie gesehn hatte, zu sehr erschüttert worden. Da sie bemerkt hatte, daß der Schlüssel zum Kabinet blutig geworden war, so wischte sie ihn zwei, dreimal ab, aber das Blut ging nicht hinunter. Vergebens wusch sie ihn, rieb sie ihn mit Sand, es blieb immer Blut darauf, denn der Schlüssel war bezaubert, durch nichts in der Welt konnt' er ganz rein werden; wenn man das Blut auf der einen Seite fortbrachte, kam es auf der andren wieder zum Vorschein.

Noch denselben Abend kam Blaubart wieder zu Hause. Er habe, sagte er, unterwegs Briefe bekommen, und daraus ersehen, daß die Sache, derentwegen er verreist wäre, bereits geendigt sei, und zwar zu seinem Vortheile. Seine Frau that ihr Möglichstes, um Freude über seine schnelle Zurükkunft blikken zu lassen. Den folgenden Morgen verlangte er die Schlüssel von ihr, und sie gab sie ihm, aber mit so

bebender Hand, daß er ohne Mühe alles errieth, was vorgegangen war.

Woher kömmt's, sagte er, daß der Kabinetsschlüssel nicht dabei ist? Ich werde ihn auf meinem Tisch haben liegen lassen, erwiderte sie. So hole mir ihn nur gleich, versezte Blaubart. Sie schob dies unter verschiedentlichem Vorwand immer auf, endlich musste sie es doch thun.

Wie Blaubart den Schlüssel betrachtet hatte, sagte er zu seiner Frau: Weshalb ist denn Blut an dem Schlüssel? Ich weiß es nicht, antwortete das arme Weib, das blässer war, wie der Tod. Du weisst es nicht? entgegnete Blaubart; nun so weiß ich's. Du hast in das Kabinet gewollt. Nun gut, Madam, Sie sollen in das Kabinet kommen, und Ihren Plaz neben den Damen einnehmen, die Sie darin gesehn haben.

Sie warf sich ihrem Mann weinend zu Füssen, und bat ihn wegen ihres Ungehorsams mit allen Kennzeichen wahrer Reue um Verzeihung. So schön und betrübt wie sie war,

hätte sie einen Tiger erweichen müssen, aber Blaubart hatte ein Herz, härter wie ein Felsen.

Sie müssen sterben, Madam, sagte er, und das sogleich. Weil ich denn sterben muß, antwortete sie, und sah ihn dabei mit nassen Augen an, so lassen Sie mir noch so viel Zeit zu Gott zu beten. Eine Viertelstunde geb' ich Dir, versezte Blaubart, und keinen Augenblik länger.

Wie sie allein war, rief sie ihre Schwester, und sagte zu ihr: Liebe Schwester Anne (denn so hieß sie) ich bitte Dich, steig auf die Thurmwarte und sieh, ob meine Brüder nicht kommen. Sie haben mir versprochen, mich heute zu besuchen. Wenn Du sie sieh'st, so wink ihnen, daß sie eilen. Schwester Anne stieg auf den Thurm, und die arme Betrübte rief ihr öfterer zu: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du nichts kommen? Und ihre Schwester Anne antwortete: Ich sehe nichts als Stäubchen fliegen, Gräschen in der Sonne blinken.

Blaubart hatte indes einen grossen Säbel ergriffen, und rief seiner Frau aus Leibeskräften

ten zu: Komm schnell herunter, oder ich hole Dich. Nur noch einen Augenblik vergönnen Sie mir, antwortete ihm seine Frau, und sofort rief sie ganz leise: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du nichts kommen, und ihre Schwester Anne antwortete: Ich sehe nichts, als Gräschen blinken und Stäubchen in der Sonne wehen. Komm geschwind herunter, oder ich hole Dich, schriee Blaubart wiederum. Ich komme so eben, antwortete seine Frau, und dann rief sie: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du nichts kommen? — „Ich sehe einen dikken Staub nach dieser Seite her aufsteigen.“ — „Sind das meine Brüder?“ — „Ach! nein, liebe Schwester, es ist eine Heerde Hämmel.“ — Willst Du noch nicht kommen? donnerte Blaubart. Noch einen Augenblik! antwortete die Frau, und dann rief sie: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du nichts kommen? Ich sehe, antwortete sie, zwei Reiter von dieser Seite herkommen, aber sie sind noch sehr weit. Gott sei gedankt! rief sie einen Augenblik darauf, es sind meine Brüder, ich winke was ich kann, damit sie sich sputen.

Nunmehr begann Blaubart so stark zu schreien, daß das ganze Haus davon erdröhnte. Die arme Frau kam herunter, und warf sich in Thränen zerfliessend und mit zerstreutem Haar zu seinen Füssen nieder. Das hilft alles nichts, sagte er, Du musst sterben. Nach diesen Worten ergrif er sie mit der einen Hand bei den Haaren und mit der andren schwang er den Säbel in die Luft und war im Begrif, ihr den Kopf herunter zu schlagen. Die arme Frau drehte sich nach ihm um, blikte ihn mit sterbendem Auge an, und bat ihn, ihr einen kleinen Augenblik zu verstatten, um beichten zu können. Durchaus nicht! rief er. Empfiel Dich Gott und damit gut! Hier hob er seinen Arm auf.

In dem Augenblik pochte man so heftig an die Thür, daß Blaubart schnell inne hielt. Man öfnete die Thür und sogleich sahe man zwei Reiter hereintreten, die den Degen zogen und grade auf Blaubarten zuliefen. Er erkannte sie für die Brüder seiner Frau, deren einer Lieutenant unter den Dragonern, der andre aber Mousquetair war. Sogleich war er auf seine Rettung bedacht. Allein die beiden

den Brüder verfolgten ihn so dicht auf den Fuß, daß sie ihn eingeholt hatten, eh' er bis zur Treppe vorm Hause gekommen war. Sie stiessen ihm ihre Degen durch den Leib und liessen ihn todt liegen. Die arme Frau, die beinahe so todt war, wie ihr Mann, war nicht im Stande gewesen, aufzustehn, um ihre Brüder zu umarmen.

Es fand sich, daß Blaubart keine Erben hatte, daher blieb seine Frau im Besiz seines ganzen Vermögens. Einen Theil davon gab sie ihrer Schwester Anne bei ihrer Verheurathung mit einem jungen Kavaliere, mit der andren Hälfte kaufte sie ihren beiden Brüdern Hauptmannsstellen, und mit dem Reste und ihrer Hand machte sie einen sehr braven Mann glüklich, bei dem sie die üblen Tage vergessen konnte, die sie mit Blaubart gehabt hatte.

Moral.

Die Neugier reizet wohl mit ihren schönen Schlingen;
Doch thät sie manchen schon in grosse Nöthen bringen.
Wenn Ihr ein Bischen um Euch seht,
Könnt Ihr davon gar viel Exempel schauen.
Nehmt's ja nicht übel, liebe Frauen;
Sie ist wie Spreu, die vor dem Wind vergeht.
Kaum habt Ihr sie, so seht Ihr sie hinwiederum ent-
laufen,
Und immer thut man sie zu theu'r erkaufen.

Theologischer

Kommentar

des

Dom Calmet

über den

Blaubart.

Um den mystischen Sinn dieses göttlichen Werks gehörig zu entwikkeln, muß man es zuvor gründlich studirt haben. Wiewohl der Name seines heiligen Verfassers nicht bis zu uns gelangt ist, so können wir doch, wenn wir den Styl des Hebräischen Originals untersuchen, schliessen, daß er ein Zeitgenosse des Propheten Samuel gewesen sein muß. Er bedient sich derselben Ausdrükke, die man im Hohenliede antrift, und einiger Redensarten, die sich den Psalmen David's nähern. Hieraus läßt sich

schliessen, daß er lange vor der Babyloni-schen Gefangenschaft geblühet habe.

Das Werk ist im Styl der Morgenländer geschrieben. Es ist eine Parabel, die, bei der Christlichsten und erhabensten Moral, zugleich eine der deutlichsten Prophezeihungen von der Ankunft des Messias in's Fleisch und von dem ausgezeichneten Siege ist, den er über den beständigen Feind Gottes und der Menschen davon trug.

Dies Buch, das wir kommentiren, ist wie ein reichhaltiges Bergwerk; je mehr man darin schürft, desto mehr Schätze entdekt man darin. Man kann die Stelle der Schrift: der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig, auf diesen Blaubart anwenden. Die Bücher des alten Testaments tragen alle das nemliche Gepräge. Diejenigen Kirchenväter und Gottesgelehrte, die in der heiligen Schrift am meisten bewandert sind, haben sich beständig beflissen, den verborgnen Sinn der vom Geiste Gottes getriebnen Verfasser herauszubringen, und oft, wenn sie die verschiednen Prophe-

ten verglichen, ist es ihnen gelungen, den einen durch den andren zu erklären. Wir nehmen uns vor, diese göttlichen Wahrheiten und auffallende Prophezeihungen, welche die heilige Parabel vom Blaubart, unsrer Betrachtung an die Hand giebt, in ein helles Licht zu setzen.

Man sehe nur, mit was für einer rührenden und edlen Einfalt er sein Werk anhebt: Es war einmal ein Mann, der besas ein schönes Haus in der Stadt und auf dem Lande. Dieser blosse Anfang schon bezeichnet, daß er vom Geiste Gottes angehaucht war. Er sagt nicht: in dem und dem Jahre war, sondern: es war einmal ein Mann. Denn er sah im Geiste alle die Streitigkeiten voraus, die einst die Ungläubigen gegen verschiedne Punkte der Zeitrechnung, nemlich wegen Christi Geburt, wegen seiner Reise nach Aegypten, wegen der Zeit, da sein heiliges Amt gedauert hat, und endlich wegen seines Todes und seiner Auferstehung auf die Bahn bringen würden. Er zieht also jenen Jahreszahlen, die den Streit erregen, diese erhabne Einfalt

vor: Es war einmal ein Mann; dieser Mann hatte ein Haus in der Stadt und eins auf dem Lande.

Das ist der wahre Styl der Erzählung. Der heilige Verfasser bezeichnet durch diese verschiedne Besizthümer die Schändlichkeit desjenigen, von dem er spricht; er hatte sein Herz an die Güter dieser Welt gehangen. Unstreitig stolzierte er auf diese Reichthümer, und achtete die Güter des andren Lebens für nichts.

Er hatte einen blauen Bart. Der Verfasser geht stufenweise weiter. Dieser Mann ist reich, er ist eitel, er hat einen blauen Bart. Das ist das karakteristische Zeichen des Teufels. Dieser Urheber alles unsres Elends kann keinen Bart haben, wie die Kinder der Menschen, er muß blau sein. Denn der Teufel, der unter der Gestalt einer Schlange, Eve'n im Paradiese versuchte, hatte eine bläuliche Farbe. Ich unterstütze diese Behauptung mit einem physischen Grunde. Die Lampen, worin man Oel brennt, werfen einen bläulichen

Wider=

Widerschein; die Teufel, welche die Verdammten in grossen Kufen voll siedenden Oels untertauchen, färben unvermerkt ihren Bart mit dieser Farbe, so wie die Arbeiter in Vitriolwerken in die Länge grünliche Haare zu bekommen pflegen.

Dieses Kennzeichen, diese Farbe hat der böse Geist eigenthümlich, damit die Menschen den Feind ihres Seelenheils zu erkennen im Stande sind. Wir haben Augen, um zu sehen, und sehen nicht. Wir prüfen im Grunde nichts. Unsre Trägheit, unsre Laulichkeit, unsre strafbare Nachlässigkeit ist Schuld, daß wir in alle die Netze gerathen, die jener abgefallne und boshafte Geist uns stellet. Wir wachen nicht über das Heil unsrer unsterblichen Seelen. Der Geist der Versuchung mag einen blauen Bart haben oder nicht, niemand denkt daran; er schmeichelt unsren Leidenschaften; wir trauen ihm und sind verloren. Die Parabel erklärt folgendergestalt diese grosse Wahrheit: Eine Dame von Stande hatte zwei mannbare Töchter; Blaubart hielt um eine an.

Man bemerke, daß der Teufel sich immer an Weiber wendet. Er weiß, daß dies Geschlecht gebrechlicher ist, wie das unsrige: man setze hinzu, daß, wofern der Feind Gottes eine Seele wegschnappen kann, es ihm gleich viel gilt, ob es die jüngste oder älteste Tochter ist, wenn er nur seine Beute bekommt.

Sie konnten sich lange Zeit nicht entschliessen, Blaubarten zu heurathen, weil er viele Weiber gehabt hatte, und Niemand wusste, was aus ihnen geworden war. Das kam daher, weil noch die Gnade in den Herzen dieser jungen Mädchen kämpfte, und ihnen einen geheimen Abscheu gegen den Fürsten der Finsterniß einflösste. Man muß sich mit ihm gar im geringsten nichts zu schaffen machen, sonst ist man früh oder spät verloren. Hütet Euch ja, das erste Verbrechen zu begehn, das zweite wird ohne Gewissensbisse vollzogen.

Blaubart führte diese Frauenzimmer mit einigen jungen Leuten auf eins seiner Landhäuser, wo es nichts als Bälle, Festins und Promena-

den

den gab. Man kann die Kunstgriffe des Teufels und den Gang, den er nimmt, uns zu verführen, nicht deutlicher vorstellen, als Beides in dieser Parabel bezeichnet worden ist. Er flösst Euch einen Hang an Vergnügungen ein; als da sind: prächtige Bankette, üppige Bälle und verführerische Reden; sodann erregt er in uns das Feuer der Leidenschaften, Wollust, Begierde nach Reichthümern, Hochmuth, Geringschätzung Andrer, und so macht er Gott allmälig seine Diener abspänstig. Wir sind wie berauscht von dem Tand dieser vergänglichen Welt, trachten nicht mehr nach ewiger Seeligkeit, und unsre zügellosen, unseeligen Leidenschaften stürzen uns in einen Abgrund von Jammer. Durch solche treulose Griffe hat der Teufel, nachdem er den Himmel hat verlassen müssen, es dahin gebracht, die Hölle, sein Reich, zu bevölkern.

Vor allen Dingen aber gebt auf die schnellen Fortschritte Acht, die seine Versuchungen bei jungen Herzen machen. Er gewann die Jüngste von den beiden Schwestern, als die am wenigsten erfahren war, und heuratete sie

zum

zum Verderben des armen Mägdleins. Der heilige Verfasser versteht unter dieser jungen Frau das Jüdische Volk, das die unzähligen Wohlthaten, die es von Gott empfangen, und alle die Wunderwerke, die er zu Gunsten dieser Nation gethan hatte, vergaß, und falschen Göttern, das will sagen, Dämonen opferte, und den ganzen Greuel der heidnischen Abgötterei trieb. Mit dieser tiefen theologischen Gelahrheit und so vom Geiste Gottes getrieben, lehrt uns unser heiliger Schriftsteller jene erhabne Wahrheiten.

Das junge Mägdlein verläßt ihr mütterliches Haus, um sich mit Blaubart zu verheuraten. Die Juden verliessen den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's für Baalphegor und andre Götter, welche die Hölle auf die Erde gespieen hatte. Mit Lauheit fängt man an, bald nachher wird man gleichgültig, vergißt Gott, geräth in den Schlamm der Sünden, endlich kann man sich nicht mehr losreissen, und der Mensch ist von dem Augenblik an verloren, da die Kraft der Gnade ihn verläßt. Ein Geist des Schwin-

dels

dels bemächtigt sich seiner Sinne, er schwankt an den Rand des Abgrunds hin, ohne die endlose Tiefe zu kennen, die ihn verschlingen wird.

Die Neuverehlichte, die ein unseeliger Irrthum verblendet, wird nicht inne, daß ihr Mann einen blauen Bart hat. Gleichergestalt werden wir, durch die Heftigkeit unsrer Leidenschaften hingerissen, die ungeheure Gräulichkeit der Laster nicht inne. Die Schaar der Sünder schift ohne Leitstern, ohne Steuerruder, und wird ein Spiel der ungestümen Windsbrauten, die endlich ihr schwaches Schiflein zerschellen.

Kaum ist Blaubart verheuratet, so unternimmt er eine Reise von sechs Wochen, um gewisse Angelegenheiten zu Ende zu bringen, und bittet seine Frau, sich während seiner Abwesenheit recht lustig zu machen. So sucht der Teufel, mit dem Fang Einer Seele nicht zufrieden und zum Verderben der Menschen immer geschäftig, neuen Raub, den er verschlingen kann.

Blaubart giebt, wie er verreist, seiner Frau den Schlüssel zu allen Schätzen, und stellt ihr einen geheimen Schlüssel zu einem Kabinet zu, das er ihr zu öfnen verbietet. Was für grosse Lehren liegen in diesen wenigen Worten! Der alte Verführer, der das Handwerk versteht, das er durch die Erfahrung aller Jahrhunderte erlernt hat, sucht den Sinn des jungen Mägdleins zum Argen zu verkehren, indem er ihr Neigung für Reichthümer einflösst. Er legt es darauf an, daß wir unser Herz an irrdische und vergängliche Güter hängen, um es von den unverderblichen Gütern des Paradieses abwendig zu machen.

Durch eben dies Mittel gelingt es ihm, den weisesten der Könige auf Irwege zu bringen; er giebt Salomo'n alles Gold von Ophir. Mit diesem Golde fängt Salomo an, dem HERRN einen Tempel zu bauen. Dies war der gute Gebrauch. Aber der Teufel verliert darum den Muth noch nicht. Nachher versorgt sich der weise

Kö=

König mit siebenhundert Kebsweibern; das war der Misbrauch. Man bemerke im Vorbeigehn, wie sehr das Menschengeschlecht abartet; denn kein Sardanapal unsres Jahrhunderts würde im Stande sein, einer so grossen Anzahl von Kebsweibern ein Gnüge zu thun. **Salomo** ließ es dabei nicht bewenden. Man sah ihn endlich den falschen Göttern opfern. Auf die Art zieht Ein Fall den andren nach sich.

Doch es ist Zeit, wieder zu unsrem heiligen Text zurükzukehren. Der Schlüssel zu seinen Schätzen, den **Blaubart** seiner Frau giebt, stellt die Schlüssel der Hölle vor; jene treulose Schlüssel, die allen Lastern Thor und Thür öfnen. Der Teufel weiß, daß die meisten Menschen durch die Lokkungen der Reichthümer gefangen werden; er hat wenige gefunden, die ihnen zu widerstehn wusten. Erinnert Euch, daß der Fürst der Finsterniß, als er die Verwegenheit gehabt hatte, den göttlichen Messias auf den Gipfel eines hohen Berges zu führen, von dem er ihm alle Reichthümer der

Welt zeigte, er zu ihm sagte: Sieh, dies alles will ich Dir geben, so Du niederfälleſt und mich anbeteſt. Unglükliche Reichthümer! Unſeelige Hoheit dieſer Welt! Ihr ſtürzt die in's Verderben, die an Euch hangen. Nein, die Reichen werden das Himmelreich nicht ererben. Und Ihr groſſe Monarchen des Erdbodens, Ihr, deren Hochmuth ſich auf Euren ſtolzen Thronen ſo übermüthig brüſtet, ach! Ihr werdet dereinſt der Raub ewiger Flammen ſein; indes, daß der arme Lazarus aus Abraham's Schoos mitleidig auf Eure Pein und Quaal herabſehn wird.

Bemerken wir zugleich, daß der Teufel, indem er ſeiner Frau ſo viele Schlüſſel giebt, ihr verbietet, das geheime Kabinet zu öfnen. Dieſer Zug allein iſt hinlänglich, um anzudeuten, daß dies Buch von Gott eingegeben iſt, denn dieſe wenigen Worte malen die Treuloſigkeiten des Teufels mit den auffallendſten Farben. Er bedient ſich unſrer Leidenſchaften auf eine geſchikte Art, um uns zu unterjochen; aber er will nicht, daß wir die Liſten und Betrüge-

trügereien sollen kennen lernen, womit er uns in seine Schlingen führt. Indem er uns bindet, ja sogar fesselt, will er, daß seine Ketten unsichtbar sein, und wir nicht bemerken sollen, daß wir seine unglükseeligen Sklaven sind. Jenes fatale Kabinet schliesst diese Geheimnisse der Bosheit in sich; er will nicht, daß seine Frau hineingehen soll, zugleich führt er sie in Versuchung, indem er ihre Neugier rege macht.

Durch eben diese List stürzte er unsre erste Mutter in's Verderben. Is von jener schönen Frucht, sagte er, Du wirst Erkenntnis des Guten und Bösen bekommen. Man gönnt sie Dir nicht, weil sie vortreflich ist; is davon; es steht dies jezt bei Dir. Unselige Neugier! Fataler, verabscheuungswürdiger Apfel! Ihr habt das menschliche Geschlecht in's Verderben gestürzt!

Blaubart's junge Frau war Weib und so neugierig als unsre erste Mutter. Die Versuchung war stark. Warum giebt er mir den Schlüssel zu diesem Kabinet, warum verbietet er mir hineinzugehn? sagte sie

bei sich selbst. und Seltenste, in verborgen.

Unstreitig ist das Köstlichste was mein Mann hat, darKonnte sie aber wohl allen den Feinden widerstehn, die sie umlagerten? Sie wurde von den Teufeln des Vergnügens, der Ueppigkeit, der Habsucht, und vom Stachel der Neugier angereizt. Sie sieht weder den Fallstrik, den man ihr legt, noch die beweinenswürdigen Folgen, die dies haben wird. Ach! was konnte dieser schwache Rest von hinlänglicher Gnade auf ihr Herz wirken, wovon drei Theile bereits seit ihrer abscheulichen Heurath mit dem Fürsten der Finsterniß vernichtet worden sind. Die Gnade kann nicht länger darin wohnen; sie zeucht aus. Von nun an verdunkelt der Geist der Sünde alle ihre Sinne und herrscht streng über sie. Sie bemächtigt sich des Schlüssels vom fatalen Kabinet, fliegt nach demselben, öfnet die Thür und steigt hinab.

Gütiger Gott! was für ein Schauspiel zeigt sich ihren Augen! Eine Menge erwürgter weiblicher Körper, deren Blut auf dem Fusboden des Kabinets schwamm. Die-

se gräslichen Gegenstände sezten sie in Schrek und Bestürzung; eine düstre und schwarze Melankolie erfüllte ihre Seele mit Wehmut. Die Binde der Täuschung zerriß; auf den Rausch täuschender Freuden folgten Gewissensbisse, Reue und Niedergeschlagenheit. In dem Augenblik, wo sie sich verloren glaubt, läßt der Himmel einen Strahl der lenkbaren Gnade und drei Strahlen der begleitenden, die ihre Reue ihr zuwege gebracht haben, sich in ihr Herz senken.

Nunmehr erblikt sie ihre Verbrechen in ihrer ganzen grauenvollen Gestalt. In einem Augenblik des Schrekkens wird sie den eifernden Gott gewahr, mit seinem Donner bewafnet und im Begrif, ihn auf sie abzuschleudern. Ohne Bewegung und fast ohne Leben läßt sie ihren Schlüssel fallen. Sie hebt ihn auf und findet ihn ganz mit Blut beflekt. Es ist jenes unschuldige Blut, das seit dem gerechten Abel bis zum Hohenpriester Jojada ist vergossen worden. Es schreit um Rache gen Himmel, und verlangt von Adonai, der gegen das Seufzen der wenigen Frommen,

die in Israel übrig geblieben sind, so lange Zeit taub gewesen ist, daß er ihnen denjenigen sendet, der die Hofnung der Völker ist, und der dem Feinde Gottes und des menschlichen Geschlechts den Kopf zertreten soll.

Die junge Frau befand sich in einem gräslichen Zustande, ihre Seele war durch den Eindruk, den jene blutige Leichname auf sie gemacht hatten, durch die Reue über ihre Verbrechen, durch die Macht der kräftigen Gnade, und durch den Abscheu, den sie gegen **Blaubarten** empfand, auf's äusserste zerrüttet. Ganz in Thränen zerfliessend, verließ sie jenen Aufenthalt des Grausens. Sie wollte das Blut abwischen, das den fatalen Schlüssel beflekte, aber es gelang ihr nicht. So unauslöschlich sind die Flekke unsrer Sünden, so viel kostet es, vom Schmuze des Lasters zu befreien, was dadurch verunreinigt worden ist.

Inzwischen erhält **Blaubart** unterwegs die Nachricht, daß seine Angelegenheiten zu seinem Vortheil beendigt sind; denn mit den Angelegenheiten des Teufels geht es geschwind.

Das

Das Böse ist leicht, das Gute aber schwer. Er kehrt nach seinem Pallast wieder zurük und fodert sogleich den Schlüssel von dem Schrekkenskabinet seiner Frau ab. Ein Augenblik des Entsetzens für die arme Frau, der ihr das Unglük vorhält, das sie sich durch ihre Neugier zugezogen hat, aber auch ein Augenblik des Heils, wo die Gnade sie stärkt und ihrem Schöpfer wiedergiebt.

Blaubart ruft ihr mit lauter Stimme zu: Wo ist der Schlüssel zum Kabinet? Die junge Frau reicht ihm denselben mit zitternder Hand; denn sie empfand schon einen heilsamen Abscheu vor aller Gemeinschaft mit dem Teufel. Woher kommen diese Blutflekke auf dem Schlüssel? fragte **Blaubart.** Ich weiß es nicht, antwortete sie, bläsſer wie der Tod. Nun gut, Madam, antwortete **Blaubart,** (denn der Teufel ist höflich) Sie sollen herein und Ihren Plaz neben den Weibern finden, die Sie gesehn haben.

Ach! arme Sterbliche! lernt den Teufel kennen, seid stets gegen ihn mistrauisch; steht immer gegen ihn auf der Hut; er besäet mit Blumen den Pfad, auf dem er Euch zur Hölle leitet. Im Anfange schmeichelt er Euren Leidenschaften, dann verwandelt er sich plözlich in den Henker Eurer Seele und stösst Euch in den Abgrund der Qualen hinab.

Doch wir wollen bei dieser Gelegenheit mit den heiligen Kirchenvätern bemerken, wie sehr verschieden die Wege Gottes von den Wegen der Menschen sind. Der Augenblik, wo die Vorsehung beschlossen hatte, der jungen Reuigen Hülfe zu senden, war noch nicht da; damit sie diesen seligen Augenblik erleben möchte, legte der HEILIGE GEIST in den Mund dieser Frau die rührendsten Reden, die vermögend sind, die wildesten Tiger und Löwen zu erweichen. Aber der Teufel, an den sie dieselben richtet, ist unmitleidiger, als alle Tiger des Erdbodens; er findet nur Vergnügen daran, die Gefährten seiner Verbrechen zu vermehren, und diejenigen, die unter Christi Panier angeworben sind, mit in

seinen Aufruhr zu verwiklen, und sie zu Schlachtopfern der Hölle zu machen.

Sie müssen sterben, Madam, rief Blaubart, Sie müssen sterben, und das sogleich. Barbarische Worte, welche die ganze Grausamkeit des bösen Geistes ausdrükken; nüzliche Worte, welche der heilige Geist dem ehrwürdigen Verfasser eingegeben, um uns all' den Abscheu, all' das Grausen einzuflössen, das wir für den Fürsten der Finsterniß haben müssen.

Weil ich denn sterben muß, sagte seine Frau mit thränenvollem Gesicht, so gestehn Sie mir nur eine einzige Viertelstunde zu. „Die sollst Du haben, erwiderte **Blaubart**, aber auch keinen Augenblik länger.“ Ein nothwendiger und nüzlicher, ein wahrhaft goldner Augenblik zur bessern Entwiklung der Parabel.

Die junge Frau bedeutet, wie wir schon gesagt haben, das Israelitische Volk, ihre Heurath mit **Blaubarten** die abgöttische Ver-

ehrung, die dies auserwählte Volk dem Baalphegor, dem Moloch und andren Göttern erwies; das Hinabsteigen der jungen Frau in den Mordkeller ist eine deutliche Vorherverkündigung der Babylonischen Gefangenschaft, während welcher der Dienst des wahren Gottes aufgehört hatte, und der Sklaverei, worin dies Volk so lange Zeit schwankte, das wechselweise von den Assyrern, den Medern und den Römern unterjocht wurde.

Die Zurükkunft des **Blaubart**, der seine Frau erwürgen will, bildet die lezten Kräfte ab, welche die Hölle anstrengt, den Glauben, die Verehrung und die Altäre Zebaoth's zu zerstören. Ferner die auf der ganzen Erde aufgethürmten Verbrechen, das Aufhören der Prophezeihungen und Wunderwerke, und die unglükliche Verlassenheit des menschlichen Geschlechts, welches Adonai nöthigte, seinen unschuldigen Sohn herabzusenden, damit er stürbe und die strafbaren Menschen rettete.

Doch wir können ohne Furcht sein. Die Gnade wirkt; sie stärkt die trostlose junge

Frau,

Frau, die in folgende merkwürdige Worte ausbricht: Anna, liebe Schwester, liebe Schwester Anna, siehst Du nichts kommen? Es ist, als wenn sie gesagt hätte:

Adonai wird mich nicht verlassen, so groß auch meine Beleidigungen sind; ich baue auf seine Barmherzigkeit, meine Reue übersteigt meine Sünden; ich weiß, daß er einen Rächer bewafnet, um mich vom Joche der Höllen zu befreien. Liebe Schwester Anna, Anna, liebe Schwester, siehst Du jenen göttlichen Heiland noch nicht kommen? Ach! ich habe ihn beleidigt; ja, ich habe seinen Zorn verdient; aber so ungeheuer meine Sünden auch sind, so ist seine Güte auch ohne Grenzen. Wenn wird der kommen, den Jesaias, den Ezechiel und Daniel den Völkern versprochen haben; der, der unter seinen Füssen die Schlange zertreten wird, die unsre ersten Aeltern verführt hatte, und dem das menschliche Geschlecht sein Heil verdanken wird? Ich bin vom Stamme Juda geboren, bin eine Tochter Adonai's; derjenige, der zu meiner Erlösung kömmt, ist

sein

sein Sohn, folglich mein Bruder. Ach, lieber Bruder, komm; ich erwarte Dich mit Ungeduld. Anna, liebe Schwester, kömmt er noch nicht?

Ihre Schwester Anna steigt schnell auf einen Thurm des Schlosses. Denn man muß sich aus dem Staube dieser Erden erheben, wenn man himmlische Gegenstände betrachten will. Deshalb haben die Thiere ihren Kopf niederwärts gesenkt, und der Mensch allein trägt ihn empor, um seine Blikke gen Himmel zu richten. Wir wissen wohl, daß man uns den Einwurf macht: der Hahn trüge seinen Kopf auch hoch, wie wir. Dies sind jene boshafte Erdichtungen, welche die Ungläubigen schmieden, um, wo irgend möglich, die himmlischen Wahrheiten, die uns offenbart worden sind, um ihr Ansehn zu bringen.

Doch ich kehre zu meinem heiligen Text wieder zurük und komme auf Schwester Anne'n, die, dem mystischen Sinn der Parabel nach, alle die Heiligen und Propheten vorstellt, welche von der Ordnung unsres

Heils

Heils und von dem Werke der Erlösung geschrieben haben. Da sie nicht gestrauchelt hat, wie ihre Schwester, hat auch die hinlängliche und kräftige Gnade sie nicht verlassen, und darum ruhte der prophetische Geist auf ihr. Sie beschäftigt sich unaufhörlich mit der Wurzel Jesse und den glorreichen Schikfalen dieses Sohnes David, der die Hofnung der Völker sein wird, und mit seiner Erniedrigung und seiner Erhöhung.

Anna richtet überall aufmerksame Blikke hin. Was sieht sie? In der Sonne Stäubchen wehen und Gräschen blinken. Dies bedeutet in der heiligen Sprache: ich sehe, daß die Sonne taumelt vor Freude, und frolokket über die herrliche Ankunft des Messias in's Fleisch. Ich sehe ihre Strahlen, die das Staubgewölk des Irrthums bei dem Glanze des Evangeliums zertheilen; ich sehe Gräschen blinken, oder besser gesagt, das strahlende Gewand der Hofnung anlegen, und mit Ungeduld die Ankunft Christi erwarten. Aber das Hebräische Volk, das

durch

durch die junge Frau vorgestellt wird, begreift nicht den mystischen Sinn dieser göttlichen Allegorie. Der durch die Propheten so oft versprochne Messias kommt seinen raschen Wünschen nicht schnell genug.

Man sehe, wie indes der Teufel seine Bemühungen verdoppelt, seine Grausamkeit drängt ihn, seinen höllischen Entschluß auszuführen. **Blaubart** ruft mit einer Stimme, die so laut donnert, wie die Drommeten von Jericho, aus voller Kehle: Kommen Sie geschwind, Madam, oder ich komme herauf und würge Sie.

Was soll, was kann sie thun? Sie bittet noch um eine kurze Frist; sie will warten, bis die Stunde des HERRN gekommen ist, und zugleich wiederholt sie mit schwacher Stimme jene frommen Worte: Anna, liebe Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?“ So seufzte der kleine Haufe heiliger Seelen, den Gott in seinem auserwählten Volke aufbehalten hatte, voll heiliger Inbrunst nach seiner Befreiung

und

und befurchte, daß das Geschlecht Abraham's, Isaak's und Jakob's, das dem Dienste Jehovah's, Adonai's und der Elohim gewidmet war, nicht ausgerottet würde. Anna antwortet ihr abermals: Ich sehe in der Sonne Stäubchen wehen und Gräschen blinken.

Ja, Gott wird seine Versprechungen halten, wird Dich nicht verlassen. Er stand dem Propheten Elisa bei, als die kleinen Knaben ihn Kahlkopf nannten, und diese Knaben wurden von Bären zerrissen. Er theilte das rothe Meer, damit sein Volk hinüber konnte. Er bewafnete Simson's Hand mit einem Eselskinnbakken, um die Philister aufzureiben; er wird Dich nicht verlassen. Aber **Blaubart's** Ungeduld verdoppelte sich, und er schrie stärker, denn jemals: Komm herab, oder ich komme herauf. Hierdurch bezeichnet der heilige Verfasser den Greuel der Greuel in der heiligen Stadt, oder den siegreichen Einzug des Pompejus zu Jerusalem, und die Adler und Götter der Römer, die an der Seite des Tempels aufgestellt wurden. Der

Antoniusthurm, den der schändliche Herodes zu Ehren des Triumvirs dieses Namens aufführen lies, und die Mühe, die dieser König sich gab, einen abgöttischen Dienst in diesem Lande einzuführen, das Zebaoth zum ewigen Wohnplaz seines auserwählten Volks bestimmt hatte. Diese wichtigen Thatsachen gingen dreissig Jahre vor Christi Gelangung in's Fleisch her.

Mit dieser erstaunlichen Genauigkeit hat der heilige Verfasser dieses göttlichen Buchs in die Zukunft geblikt und sie vorher verkündigt. Denn, wenn man in der Viertelstunde Bereuung, die **Blaubart** seiner Frau zugestand, die Minute zu drei Jahren berechnet, so kömmt genau die Zeit heraus, die zwischen der Einnahme Jerusalem's durch Pompejus bis zu der seegenvollen Gelangung des Messias in's Fleisch verflossen ist.

Allein **Blaubart's** unglükliche Gattin, voll Zittern und Bebens und beinahe ganz ohne Leben, hielt ihren Untergang für gewiß. Ihre

Kräf-

Kräfte verliessen sie, ihre Stimme war im Begrif zu ersterben: dennoch wiederholte sie mit Inbrunst jene frommen Worte: Anna, liebe Schwester, liebe Schwester Anna, siehst Du nichts kommen? Ich sehe, antwortete ihre Schwester, vom Morgen her, Staub aufsteigen. Die trostlose Frau fragte sie: sind das meine Brüder? Ach! nein, antwortete Anna, es sind Schafe.

Man bemerke zumal bei dieser Stelle, daß jedes Wort grosse Wahrheiten verkündigt. Der göttliche Schriftsteller bildet uns unter der Gestalt dieser Heerde Schaafe den heiligen Johannes, den gesegneten Vorläufer Jesu Christi, ab. Er besaß die Sanftmuth dieser Thiere und verkündigte dem durch seine Verbrechen in Thierheit versunkenen menschlichen Geschlechte das unbefleckte Lamm. Wenn unser heiliger Schriftsteller mit seinen Augen alles das hätte in Erfüllung gehn sehn, was sich vor des Messias glüklichen Ankunft in's Fleisch ereignete, so würd' er

die Begebenheiten nicht mit mehrer Ordnung haben erzählen können, als er sie in dieser Parabel vorträgt; es ist mehr Geschichte als Prophezeihung.

Endlich kommen wir au den Augenblik, wo die kreisende Erde ihren Retter gebären wird. Blaubart, oder sagen wir vielmehr der Teufel, kömmt wütend und will sich seines Raubes bemächtigen. In diesem Augenblik verkündigt Anna ihrer Schwester, daß sie zwei Reiter kommen sähe, daß sie aber noch fern wären. Diese beiden Ritter sind Gott der Sohn und der heilige Geist, die von Person verschieden, alle beide unzertrennlich mit dem Logos vereinigt, die dreimal heilige und anbetungswürdige Dreieinigkeit ausmachen.

Wenn werden sie ankommen? Zu der Zeit, da die ganze Welt des Friedens geniesst, zu der Zeit, da August den Tempel des Janus verschliesst; aber auf der andren Seite, wo auch alle Mächte der Hölle gegen ihren Schöpfer den lebhaftesten Krieg

führ-

führten; wo die Priester, die Leviten und die Lehrer des Gesetzes, in die verschiedne Sekten einer grundverderblichen Philosophie getheilt waren, unter dem Namen Pharisäer, Essäer, Saducäer und Therapeuten auftraten und die Grundfesten des Glaubens ihrer Ahnen so gut untergruben und zernichteten, daß Zebaoth fast keine wahre Anbeter mehr hatte.

Die Gefahr war drohend, und eine schleunige Hülfe unumgänglich erforderlich, oder die junge Frau wird erwürgt und die Kirche zerstört; aber der Herr Zebaoth verläßt seine Gläubigen nicht. In dem Augenblik, da **Blaubart** das Schwert an den Hals seiner Frau sezt, kommt der Allerheiligste, schlägt ihn zu Boden und strekt Lucifer'n zu seinen Füssen hin. Die Kirche ist gerettet und die Hölle schäumt Wut.

Man sehe, wie genau diese Allegorie passt, und wie untrüglich die Worte des inspirirten Verfassers sind. Die Heiligen und die Propheten, denen der Himmel die künf-

tigen Begebenheiten offenbaret hat, haben sie vorher verkündigt; der schwache menschliche Verstand hat nicht durch die Rinde dringen können, die diese heilige Wahrheiten bedekte. Um ihn zu überzeugen, hat Alles in Erfüllung gehn müssen. In der heiligen Schrift muß man stets den mystischen Sinn suchen, oder man wird nie den Jeremias, den Jesaias, den Ezechiel und Daniel, weder den Blaubart, noch das Hohelied verstehn. Sobald die beiden Reiter erscheinen, ist die junge Frau gerettet. Sobald der Messias auf die Welt kömmt, ist der Teufel mit ewigen Ketten gebunden. Die immer streitende und immer siegende Christliche Religion legt ihren Grund, und das Werk unsres Heils ist vollendet.

Doch wir wollen unsre Paraphrase fortsetzen. Die Frau des verstorbnen Blaubart's kauft für ihren Bruder eine Kompagnie. Was kann darunter anders verstanden werden, als die Heerde der Gläubigen, welche die Kirche in ihrem

Schooß

Schooß einschliesst, die wahren Streiter Christi, die immer bereit sind, für die Fortpflanzung des wahren Glaubens zu kämpfen und zu sterben; jene Soldaten, die bereit sind, durch das Schwert die Schaaren von Ketzern, oder vielmehr von Verdammten, auszurotten, die sich gegen ihre heilige Mutter empört haben, und deren Eingeweide zerreissen. In einem noch mehr mystisch-erhabnen Sinn wird durch jenes Bild auf das Schwert angespielt, das unserm heiligen Vater, dem Pabst, gegeben worden ist, um die Sache Gottes zu vertheidigen und dessen Feinde auszurotten.

Wir wollen fortfahren. Die Wittwe Blaubart's (oder vielmehr Beelzebub's) verheuratet sich wieder mit einem sehr wakkern Mann. Das ist der Pabst, den sie heurathet. Wie bekannt, ist die Kirche mit dem Pabst vermälet, welcher der Stathalter Jesu Christi auf Erden ist.

Mag doch jezt ein Luther, ein Kalvin, ein Socin, oder irgend ein andrer Ketzer von diesem Schlage, von dieser wahren Höllenbrut, kommen; mag sich doch das elende Nonkonformistengesindel und die schändliche Rotte der eben so abscheulichen Philosophen dazu gesellen, wo werden sie jezt Kräfte hernehmen, sich gegen die kirchliche Obergewalt unsers heiligen Vaters, des Pabstes, aufzulehnen, oder die Lehrsätze des Apostolischen, Römischkatholischen Glaubens nochmals anzugreifen? Vergebens werden sie alle ihre Geisteskräfte dazu aufbieten; wir lachen über ihre ohnmächtigen Anstrengungen und bringen sie zum Stillschweigen, sobald wir ihnen die wunderbare Erfüllung der Prophezeihungen des Verfassers vom Blaubart *in extenso* vorlegen.

Man wird ihnen zu ihrem Verderben beweisen, daß Beelzebub's Wittwe den heiligen Vater heurathete, das will sagen, daß die Kirche, nachdem sie die alte Abgötterei abgeschworen hatte, die Braut Jesu Christi geworden ist. Der Pabst ist sein Stathalter

ter hier auf Erden; folglich ist die Kirche des Pabstes Frau.

In der ersten Ehe von **Blaubart's** Frau war alles weltlich; bei der zweiten ist alles geistlich. In der ersten überließ man sich zügellosen Leidenschaften und fleischlichen Vergnügungen. In der zweiten ward man durch Zerknirschung, Reue und Gnade geheiligt. Dort gab es üppige Bankette, Anreizungen zu unreinen Begierden und alles, was der Luxus nur hervorbringen kann, um Eitelkeit und Vergessenheit seiner selbst zu bewirken; hier sahe man Handlungen eines zerschlagnen Herzens, der Reue und der Christlichen Demuth, und die ganze Nahrung bestand in dem Fleisch und Blute des unbefleckten Lammes.

Statt der vergänglichen Reichthümer und der Geräthschaften des Luxus, die sie in **Blaubart's** Pallaste fand, sammlet sie hier einen Schaz an guten Werken und frommen Handlungen, deren Zinsen ihr im Paradiese werden reichlich bezahlet werden. Statt sich in den Armen des Teufels zu befinden, der

sie erwürgen wollte, befindet sie sich in den Armen des Stathalters von dem, dem sie ihr Heil in diesem Leben und in jenem ihre ewige Glükseeligkeit zu danken hat.

Verfertigt im Kloster der Benediktiner zu Monmore den siebzehnten September im Jahre unsers Heils 1692.

unterzeichnet:

Dom Calmet.

III.

Karakteristik

von

Voltaire.

Verfertigt im Juni 1756, und in *Gentleman's Magazine* bekannt gemacht.

Der Herr de Voltaire ist von nicht langer Statur, sondern etwas unter mittlerer Grösse, ausserordentlich dürr und von heftigem, hitzigen und gallsüchtigen Temperamente; sein Gesicht ist mager, sein Blik feurig und durchbohrend, und sein Auge rollend und ein wenig boshaft.

Eben das Feuer, das seine Werke beseelt, leuchtet aus seinen Handlungen hervor, die oft lebhaft bis zur Unbesonnenheit sind; er ist eine Art von Meteor, das mit schneller Bewegung

wegung bald da, bald dorthin fährt, und durch sein flimmerndes Licht unsre Augen verblendet.

Ein Mann von solcher Konstution muß nothwendig kränklich sein; die Klinge nüzt die Scheide ab. Lustig aus Temperament, ernsthaft aus Affektation, offen, ohne freimüthig zu sein, politisch ohne Raffinement, gesellig ohne Hang zur Freundschaft, kennt er die Welt und vergisst ihrer; des Morgens ist er Aristipp und des Nachts Diogenes. Er liebt Grösse und Hoheit, und verachtet die Grossen, gegen Vornehme ist sein Benehmen ungezwungen und gegen seines Gleichen das Gegentheil; erst ist er höflich, dann kalt, endlich beleidigend. Er liebt den Hof und macht sich selbst darüber öftere Vorwürfe; er ist fühlbar, hat aber keine Verbindungen, und ist wollüstig ohne Leidenschaft.

An nichts ist er durch Wahl gefesselt, sondern an jeden Gegenstand durch Unbeständigkeit. Da er ohne Grundsätze vernünftelt, so hat seine Vernunft ihre Perioden, wie andrer ihre Thorheit. Sein Kopf ist hell und sein

Herz

Herz verderbt; er fasst alles aus dem Gesichts-punkte der Spottlaune, und behandelt alles auch so. Er ist Wollüstling, ohne Körperbau dazu, er moralisirt, ohne Moralität zu haben. Seine Eitelkeit ist ausnehmend groß, sein Geiz aber noch grösser, als seine Eitelkeit; er schreibt daher weniger für den Ruhm, als für Geld, nach welchem ihm hungert und dürstet, möchte man wohl sagen. Er geht rasch zu Werke, um rasch leben zu können; er war bestimmt zu geniessen, und ist mit nichts, als mit Sammlen beschäftigt. So ist der Mensch, so der Autor beschaffen.

Es giebt keinen Dichter in der Welt, dem die Verse so wenig Mühe kosteten, als ihm, aber eben diese Leichtigkeit zu dichten schadet ihm, weil er sie misbraucht; da ihm die lezte Feile einige Mühe machen würde, so ist er zufrieden, lässt die wenigen Fehler darin, und eben daher sind seine meisten Poesien unvollendet.

Wiewohl er ein leichter, geistreicher und zierlicher Dichter ist, so würde er dennoch in

der

der Geschichte am meisten glänzen, wenn er weniger Reflexionen machte, und keine Parallelen zöge, in welchen beiden er dennoch unterweilen glüklich gewesen ist. In seinem lezten Werke hat er Bayle's Manier nachgeahmt, den er, selbst in seiner Kritik über ihn, sich zum Muster genommen hat.

Man hat schon lange gesagt, um ein guter Schriftsteller ohne Leidenschaft und Vorurtheile zu sein, müsse man weder Religion noch Vaterland haben; in der Rükſicht nun hat Herr Voltaire grosse Schritte zur Vollkommenheit gethan. Man kann ihn nicht beschuldigen, daß er Anhänglichkeit für seine Nation hätte, vielmehr scheint er gegen sie so aufgebracht zu sein, wie ein alter Mann, der immer die vergangne Zeit lobpreist und über die gegenwärtige bitterlich klagt.

Voltaire ist immer misvergnügt mit seinem Vaterlande und verschwendrisch mit Lobsprüchen auf Reiche, die tausend Meilen von demselben liegen. Was nun seine Religion

anlangt, so ist er in diesem Stük offenbar noch unentschlossen, und er würde gewiß so neutral und parteilos sein, als man einen Autor verlangt, wenn nicht in seinen Werken Spuren von Anti-Jansenismus etwas zu stark ersichtlich würden.

Voltaire hat viele Kenntnisse in der ausländischen und in der Französischen Litteratur, auch ist er in der Polyhistorie, die jezt so sehr Mode ist, kein Fremdling. Er ist Politiker, Naturforscher, Meskünstler, oder was ihm nur immer beliebt, aber er ist immer süperficiell, denn tief einzudringen ist seine Sache nicht. Blühender und geistreicher als er, kann man aber dergleichen Materien nicht behandlen.

Sein Geschmak ist mehr delikat, als richtig: er ist ein geistvoller Satyriker, ein schlechter Kunstrichter und ein Stümper in abstrakten Wissenschaften. Imagination ist sein Element, und gleichwohl hat er, so sonderbar dies auch klingt, keine Erfindungskraft. Man wirft ihm vor, daß er beständig von einem Extrem

auf's andre schweife; jezt ist er Menschenfreund, bald darauf Cyniker; in diesem Augenblik der ausschweifendste Lobredner und im folgenden der beleidigendste Satyriker. Mit Einem Worte, Voltaire trägt das ernstliche Verlangen, ein ausserordentlicher Mann zu sein, und ein ausserordentlicher Mann ist er ganz unverlässig.

IV.

Reflexionen

über den

Karakter und die militärischen Talente

Karl's XII. von Schweden.

Zu meinem eignen Unterricht hab' ich den Karakter und die militärischen Talente Karl's XII., Königs von Schweden aus dem gehörigen wahren Standpunkte kennen zu lernen gesucht. Weder die übertriebnen Gemälde seiner Panegyristen, noch die verunstalteten Schilderungen seiner Tadler haben mein Urtheil geleitet; ich hielt mich blos an Augenzeugen und an allgemein anerkannte Thatsachen.

Auf die Nebenbegebenheiten in der Geschichte kann man sich im Grunde wenig verlassen, denn sie sind theils unwahr, theils ungereimt; man muß sich daher nur an Hauptereignisse halten, weil diese nur allein mit der Wahrheit zusammenstimmen.

Unter der Schaar von Menschen, die sich mit der Regierung oder Zerrüttung der Welt befasst haben, würdigt man nur diejenigen seiner Aufmerksamkeit, deren Genie am weitesten reichte, deren grosse Entwürfe eine Reihe eben so grosser Thaten erzeugten, und welche Ereignisse benuzten oder herbeiriefen, um die politische Gestalt der Welt ganz zu ändern.

Ein solches schöpfrisches Genie war Cäsar. Die Vortheile, die er der Republik verschaft hatte, seine Laster, seine Tugenden, selbst seine Siege, alles diente dazu, ihn auf den Thron der Welt zu erheben.

Solche Genies waren in ihren grössern oder kleinern Wirkungskreisen der grosse Gustav, Türenne, Eugen und Marlborough. Einige von ihnen passten ihre militärischen Operationen dem Plane an, den sie während Eines Feldzuges auszuführen wünschten; andere knüpften alle ihre Arbeiten, alle Operationen mehrerer Feldzüge an den grossen Plan des Krieges, den sie führten; und man nimmt das Ziel, auf das sie losstreben, deutlich wahr, wenn man genau ihre Unternehmungen

gen

gen betrachtet, die bald Behutsamkeit, bald Kühnheit zu ihrer Führerin hatten.

So handelte auch Kromwell, so Richelieu, dem es durch seine Beharrlichkeit gelang, die Grossen des Reichs, die Protestanten, die Zwiespalt darin erregten, und den unversöhnlichen Feind Frankreich's, das Haus Oestreich, zu demüthigen.

Hier ist nicht der Ort, zu untersuchen, aus was für Befugnis Cäsar einen Freistaat unterdrükte, als dessen Bürger er geboren war; hier frägt sich's nicht, ob der Kardinal Richelieu während seiner Staatsverwaltung mehr Böses als Gutes in Frankreich stiftete, oder ob Türenne zu tadlen war, daß er zu den Spaniern überging. Hier ist nicht die Rede von ihren an und für sich bewundernswerthen Talenten, sondern von dem guten oder tadlenswürdigen Gebrauch, den deren Besitzer davon machten.

Die heftigen Leidenschaften, die Karl'n XII. unterjochten, waren Schuld, daß er oft die Vorschriften der behutsamen Politik vergaß, bei alle dem aber war dieser Fürst einer der

ausserordentlichen Männer, die in Europa das mehreste Aufsehn gemacht haben.

Durch eine Menge von Thaten, die an Glanz einander immer übertrafen, blendete er die Augen der Kriegskenner. Er hat die härtesten Widerwärtigkeiten erduldet, ist Schiedsrichter des ganzen Nordens gewesen, und lebte dann als Flüchtling und Gefangner in der Türkei.

Dieser berühmte Held verdient es, mehr in Nähe untersucht zu werden; eine genaue Erforschung, warum er glüklich und unglüklich gewesen ist, wird von vielem Nutzen für diejenigen sein, welche die militärische Laufbahn betreten.

Ich bin nicht gesonnen, den Ruf dieses grossen Kriegers herabzusetzen, ich will nur seinen Werth genau wägen, um mit Zuverlässigkeit bestimmen zu können, in welchen Stükken man ihn ohne Gefahr nachahmen kann, und in welchen nicht.

Es wäre eben so thöricht, einem Menschen in irgend einer Wissenschaft die höchste Vollkommenheit zuzutrauen, als wenn man vom

Feuer

Feuer verlangte, daß es den Durst löschen, oder vom Wasser, daß es sättigen sollte. Einem Helden sagen: er habe gefehlt, heisst ihn erinnern, daß er Mensch ist. Könige, Minister, Generale, Schriftsteller, alle, die durch ihren Rang oder durch ihre Talente die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehn, unterwarfen sich dem Urtheile ihrer Zeitgenossen und der Nachkommenschaft. So wie man nur gute Bücher kritisirt, die schlechten aber der Mühe nicht werth hält, eben so heftet man den Blik der sorgfältigen Prüfung nur auf diejenigen, deren überlegne Talente sich neue Wege gebahnt haben, und wendet sein Auge von der Schaar der Alltagsmenschen hinweg.

Karl XII. ist in sehr vieler Rüksicht zu entschuldigen, daß er nicht alle Theile der Kriegskunst in ihrer ganzen Vollkommenheit verstand. Diese so schwere Wissenschaft hat man nicht von Natur. So glükliche Anlagen man auch dazu haben mag, so wird doch tiefes Studium und lange Erfahrung erfordert, sie zu vervollkommnen. Man muß entweder seine Lehrjahre in der Schule, oder unter den Augen eines grossen Feldherrn ausgestanden,

oder die Regeln der Kunst durch öftere Fehltritte auf seine eigne Kosten erlernt haben. So viele Vollkommenheiten kann man einem Manne, der im sechzehnten Jahre König wird, nicht zutrauen. Als Karl XII. zum erstenmale an der Spitze seines Heeres stand, sah er auch den Feind zum erstenmale. Ich muß hierbei bemerken, daß alle die, welche in ihrer ersten Jugend Armeen kommandirten, sich einbildeten, die ganze Kunst bestünde in Dreistigkeit und Tapferkeit. Hiervon können Pyrrhus, der grosse Condé und unser Held selbst zu Beispielen dienen.

Seitdem durch die Erfindung des Pulvers das System, sich einander aufzureiben, abgeändert worden ist, hat die Kriegskunst eine ganz andre Gestalt angenommen. Körperliche Stärke, das Hauptverdienst der alten Helden, kömmt gegenwärtig gar nicht mehr in Anschlag. List siegt jezt über Gewalt, und Kunst über Tapferkeit. Der Kopf des Generals hat auf den guten Erfolg eines Feldzuges mehr Einfluß, als die Arme seiner Soldaten. Weisheit bereitet dem Muthe den Weg, Kühnheit trägt zur Ausführung bei, und um den Beifall

der

der Kenner zu erhalten, ist nicht sowohl Glük als Geschiklichkeit von nöthen.

Die Jünglinge, die sich in unsren Zeiten den Waffen weihen, können die Theorie dieses beschwerdevollen Metiers aus einigen klassischen Schriften und aus den Reflexionen alter Krieger erlernen. Diese Hülfsquellen gebrachen dem Könige von Schweden. Zwar hatte man, theils, um ihn zu belustigen, theils um ihm Geschmak an den ihm verhassten Latein beizubringen, den sinnreichen Roman des Quintus Curtius übersetzen lassen. Dies Buch kann nun leicht unsrem Helden das Verlangen eingeflösst haben, Alexander'n nachzuahmen, aber es hat ihn die Regeln nicht lehren können, welche das heutige Kriegessystem zur Erreichung dieses Zweks an die Hand giebt.

Der Kunst verdankte Karl gar nichts, sondern alles der Natur; mit Kenntnissen war sein Geist nicht geschmükt, aber kühn war er, unerschütterlich fest, fähig sich emporzuschwingen, voller Liebe zum Ruhm und vermögend, ihm alles aufzuopfern; bei genauer Prüfung gewinnen seine Handlungen eben so viel, als die meisten seiner Entwürfe verlieren.

Seine Standhaftigkeit, die ihn dem Glük überlegen machte, seine ganz ausnehmende Thätigkeit und sein heroischer Muth, waren unstreitig seine hervorstechenden Tugenden.

Dieser Fürst folgte dem mächtigen Antriebe der Natur, die ihn zum Helden bestimmt hatte, sobald die Habsucht seiner Nachbarn ihn zum Krieg gegen sie nöthigte und schnell entwikkelte sich sein bisher verkannter Karakter.

Jezt ist es Zeit, ihn auf seinen verschiednen kriegrischen Unternehmungen zu begleiten. Doch schränk' ich mich auf seine neun ersten Feldzüge ein, die ein geräumiges Feld zu Betrachtungen darbieten.

Der König von Dänemark grif den Herzog von Holstein an, der Karl's des XII. Schwester zur Gemahlin hatte. Statt Truppen nach Holstein zu senden, wo sie nur den völligen Untergang des Landes würden verursacht haben, das er erretten wollte, ließ er achttausend Mann nach Pommern übersetzen, landete selbst mit einer Flotte in Seeland, vertreibt von den Küsten die Truppen, die sie beschützen sollten, und belagert Kopenhagen, die Hauptstadt seines Fein-

des

des. In weniger als sechs Wochen zwang er den König von Dänemark zu einem Frieden, der für den Herzog von Holstein sehr vortheilhaft ausfiel.

Entwurf sowohl als Ausführung verdient volle Bewunderung. Bei diesem ersten Probestük glich Karl dem Scipio, der die Karthager mit Krieg überzog, damit sie Hannibal'n aus Italien zurükriefen.

Aus Seeland folg' ich dem jungen Helden nach Liefland. Seine Truppen langen mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit an. Cäsar's *veni*, *vidi*, *vici*, passt genau auf diesen ganzen Feldzug. Der Enthusiasmus, der den König beseelte, theilt sich noch jezt allen seinen Lesern mit; und die blosse Erzählung der Thaten vor und bei diesem Siege sezt sie in Feuer.

Karl betrug sich weise, kühn zwar, aber nicht verwegen. Er musste der Festung Narva zu Hülfe kommen, die der Zaar in eigner Person belagerte, dies nöthigte ihn, die Russen anzugreifen und sie zu schlagen. Ihre Armee war zwar zahlreich, im Grunde aber doch nur eine Schaar von Barbaren, die schlecht bewaf-

bewafnet, schlecht disciplinirt waren, und denen es an guten Generalen fehlte. Die Schweden konnten sonach gewärtig sein, über die Russen die Vortheile zu erlangen, welche ehemals die Spanier über die wilden Nationen in Amerika gewonnen hatten. Der Erfolg stimmte auch völlig zu dieser Erwartung. Die Nationen hörten mit Erstaunen, daß achttausend Schweden achtzigtausend Russen geschlagen und zerstreut hätten.

Von diesem Siegesfelde begleit' ich unsren Helden an die Ufer der Dwina. Hier bediente er sich — und das war das einzigemal in seinem Leben — der List, und leitete sie sehr geschikt ein. Die Sachsen vertheidigten das gegenseitige Ufer. Karl täuschte sie durch eine Kriegslist von seiner Erfindung — durch einen künstlichen Rauch, der seine Bewegungen dem Feinde verbarg. Unter dessen Begünstigung hatte er seine Truppen übergesezt, bevor der alte Steinau, General des Sächsischen Heers, das Geringste davon wahrgenommen hatte. Sobald die Schweden ausgeschift waren, standen sie auch in Schlachtordnung. Kaum hatte die Kavallerie einige Attaken gemacht, und die

Infan-

Infanterie einigemale chargirt, so ergriffen die Sachsen die Flucht und zerstreuten sich.

Wie vortreflich hatte er sich nicht bei diesem Uebergange benommen! Mit welcher Besonnenheit und Thätigkeit seinen Truppen beim Ausschiffen freien Spielraum verschaft! Und mit welcher Tapferkeit den Kampf so schnell entschieden! So grosse Beweise von kriegrischen Talenten verdienen das Lob aller Jahrhunderte, aller Nationen. Aber darüber muß jederman erstaunen, daß Karl XII. grade in seinen ersten Feldzügen sich am vollkommensten zeigte. Vielleicht verwöhnte ihn das Glük durch seine unablässigen Gunstbezeigungen; vielleicht glaubte er, ein Mann, dem nichts widerstünde, bedürfe keiner Kriegskunst, vielleicht verführte ihn auch sein Muth, so viele Bewunderung er auch verdient, oft zur Verwegenheit.

Bis hieher hatte Karl seine Waffen nur gegen einen Feind gerichtet, den er, in seiner Lage, mit seiner gesamten Macht angreifen mussте. Allein seit der Schlacht an der Dwina verliert man den Faden, der ihn leitet, ganz aus den Augen, erblikt weiter nichts, als eine Menge Unternehmungen, ohne Zusammenhang,

ohne

ohne Plan, die zwar mit glänzenden Thaten untermischt sind, aber keine Beziehung auf den Hauptzwek haben, den billig der König in diesem Krieg hätte vor Augen haben sollen.

Unstreitig war der Zaar der mächtigste und gefährlichste Feind, den Schweden hatte. Gegen ihn hätte sich also, wie es scheint, unser Held nach der Niederlage der Sachsen wenden sollen. Noch trieben die Trümmer des Heeres vor Narva umher. Peter der I. hatte in der Eil dreissig bis vierzigtausend Russen zusammengeraft, die nicht von bessrm Gehalt waren, wie jene achtzigtausend Barbaren, welche Karl XII. besiegt hatte. Demnach hätte der König von Schweden den Zaar mit Nachdruk angreifen, ihn aus Ingermanland treiben, ihm nicht Zeit lassen sollen, sich zu erholen und diese Gelegenheit nuzen, ihm Geseze des Friedens vorzuschreiben.

König August, der erst kürzlich war erwählt worden, und dessen Erwählung immer angefochten ward, saß auf seinem Throne nicht allzufest. War er des Beistandes von Rusland beraubt worden, so fiel er von sich selbst; und Karl konnte ihn, nach seinem Belieben, entthro-

thronen, wenn er glaubte, daß Schweden dabei so wesentliches Interesse habe.

Statt diese richtige Maasregeln zu beobachten, schien der König den Zaar und seine Russen, die fast völlig entkräftet waren, ganz zu vergessen, und auf einen, ich weis selbst nicht, welchen Polnischen Grossen Jagd zu machen, der es mit der Gegenpartei hielt. Ueber Befriedigungen von dergleichen kleinen Rachsucht vernachläßigte er wichtige Vortheile.

Bald darauf unterjochte er Lithauen; von da brach er, wie ein wilder Strom, der seine Ufer zerrissen hat, in Polen ein, und überschwemmte das ganze Reich. Bald war er in Warschau, bald in Krakau, bald in Lublin, bald in Lemberg. Die Schweden verbreiten sich in Polnisch Preussen, eilen nach Warschau zurük, entthronen den König August und verfolgen ihn nach Sachsen, wo sie ruhig ihre Winterquartiere aufschlagen. Man muß bemerken, daß diese Feldzüge, die bei mir einen so kleinen Raum einnehmen, unsren Helden viele Jahre hindurch beschäftigten.

Ich verweile mich hier einen Augenblik, um zu untersuchen, wie der König sich bei der Eroberung Polens benahm. Im Vorbeigehn bemerk' ich, daß unter den Schlachten, die er auf seinen Streifzügen erfocht, der Vorzug der bei Klissow gebühret, die dadurch gewonnen ward, daß er den Sachsen durch eine geschikte Bewegung in die Flanken fiel.

Unstreitig war die Methode fehlerhaft, deren sich Karl in seinen Polnischen Kriegen bediente. Polen ist bekanntlich von allen Seiten her offen, durch keine Festungen gedekt und eben deshalb leicht zu erobern, aber die Behauptung darin kann nur von kurzer Dauer sein. Der Graf von Sachsen bemerkt sehr scharfsinnig, daß, je leichter Länder zu erobern sind, je mehr Sorgfalt erfordert es, sich darin festzusezen. Die von ihm vorgeschlagne Methode scheint freilich langweilig, allein sie ist die Einzige, die man befolgen muß, wenn man sicher gehn will. Der König von Schweden war viel zu rasch, als daß er jemals über die Beschaffenheit des Landes, in welchem er Krieg führte, noch über die Wendungen, die er seinen militärischen Operationen füglich geben konn-

konnte, tiefe Betrachtungen hätte anstellen können. Vor allen Dingen hätte er sich in Polnisch-Preussen festgesezt, und sich allmälig der Weichsel und des Bugs dadurch versichert, daß er an den Zusammenflüssen und andren schiklichen Oertern Waffenplätze anlegen lassen, die er mit Feldschanzen befestigen konnte; eben so hätte er mit den übrigen Flüssen in Polen verfahren sollen. Auf die Art hätt' er sich überall feste Punkte verschaft, auf die er sich zurükziehn konnte, er behielt das bereits eroberte Land in seiner Gewalt, und vermöge jener besezten Plätze wär' es ihm ein Leichtes gewesen, Kontributionen auszuschreiben und die nöthigen Mundbedürfnisse zusammenzubringen.

Dadurch ward dann der Krieg regelmässig, und den Einfällen der Sachsen und Russen mit Einem Male ein Ende gemacht. Die wohlbefestigten Posten nöthigten seine Feinde, wenn sie etwas gegen ihn ausführen wollten, Belagerungen in entfernten Gegenden zu unternehmen, wohin bei den schlechten und morastigen Wegen der Transport des schweren Geschützes die grössten Schwierigkeiten verursachen musste. Begegneten auch ja dem Könige Un-

fälle, so konnte er dennoch nie in eine verzweiflungsvolle Lage gerathen. Sein Rükken war immer gesichert, und jene befestigten Plätze verschaften ihm die erforderliche Zeit, seine Verluste wieder zu ersetzen und den siegreichen Feind auf- und hinzuhalten.

Dadurch, daß Karl ganz andre Maasregeln nahm, wurde er in Polen nur Herr von denen Gegenden, die seine Truppen besezt hielten. Seine Feldzüge waren immerwährende Streifereien, und er stand im Begrif, bei der geringsten Laune des Glüks seine Eroberungen plözlich einzubüssen. Er musste sich in eine Menge unnöthiger Gefechte einlassen, und erhielt durch die glänzendsten Siege nichts, als den unsichern Besiz der Provinzen, woraus er die Feinde bereits längst vertrieben hatte.

Wir nähern uns unvermerkt den Zeiten, wo das Glük sich gegen unsren Helden zu erklären begann. Ich nehme mir vor, bei Untersuchung der widrigen Vorfälle, die ihn trafen, meine bisherige Behutsamkeit zu verdopplen. Man muß nie einen Entwurf nach seinem Erfolg beurtheilen, und sich sehr hüten, einem Mangel an Klugheit die Unfälle beizumessen, die sich bei der Ausführung

rung ereignen. Sie können durch jene Mittelursachen entstehen, welche der gemeine Haufe blindes Ungefähr nennt, und die, so starken Einflus sie auch auf unsre Schiksale haben, dem schärfsten Beobachterauge durch ihre zu grosse Dunkelheit oder Verwiklung entgehen.

Man muß nicht alle widrige Vorfälle, die dem Könige von Schweden begegnet sind, ihm zur Last legen, sondern vielmehr diejenigen, die eine Kette von unvermeidlichen Schiksalen waren, von denen absondern, die er sich durch Fehltritte zugezogen hat.

Ueber das Glük, das während der Polnischen Kriege alle Unternehmungen dieses Fürsten unaufhörlich begleitete, ward er nicht inne, daß er oft von den Regeln der Kunst abgewichen war, und da er für seine Fehler nicht bestraft ward, so erkannt' er auch nicht die verdrüslichen Vorfälle, in die er hätte gerathen können. Dies beständige Glük machte ihn zu sicher, und es fiel ihm nicht einmal ein, seine Maasregeln zu ändern. Bei seinen Feldzügen in Smolensk und in der Ukraïne scheint er ohn' alle Vorsicht zu Werke gegangen zu sein. Hätte er damals auch wirklich den Zaar zu Moskau

vom Throne gestossen, so würde dies selbst ihm nicht mehrern Ruhm bewirkt haben; denn diesen Erfolg hätte er dem Zufall, nicht seiner Klugheit, zu verdanken gehabt. Das Hauptaugenmerk eines Generals muß auf den Unterhalt der Truppen gerichtet sein; daher hat man die Armeen mit Körpern verglichen, deren Grundlage der Magen ausmacht.

Die wenige Aufmerksamkeit, die der König von Schweden auf die Subsistenz seiner Armee verwandte, ist am meisten an seinen Unglüksfällen Schuld. Wie kann man einen General groß finden, der Truppen haben müsste, die weder Essen noch Trinken bedürfen, die unermüdbar und unsterblich sind?

Man tadlet diesen Fürsten, weil er zu leichtsinnig Mazeppa's Versprechungen getraut habe, aber dieser Kosak betrog ihn nicht, sondern er wurde selbst durch eine Reihe ungünstiger Umstände, die man nicht zuvorsehn konnte, hintergangen, überdies sind Seelen, wie Karl XII., nie argwöhnisch, und werden nur nach vielfältigen Erfahrungen von der Bosheit und Undankbarkeit der Menschen mistrauisch.

Doch ich kehre wieder zur Untersuchung des Plans zurük, den der König von Schweden in diesem Feldzuge auszuführen Willens war.

Zwar kann ich nicht mit Correggio sagen: *Anch' io son pittore*; indes wag' ich es doch, den Kennern meine Gedanken darüber vorzulegen.

Der König hätte, nach meinem Ermessen, wenn er den Fehler wieder gut machen wollen, daß er den Zaar so lange aus den Augen gelassen hatte, die unfehlbarsten Mittel, seinen mächtigen Gegner zu unterdrükken, wählen und zu dem Ende den Weg nehmen sollen, auf dem er am leichtesten in Rusland dringen konnte. Dieser ging nun zuverlässig weder über Smolensk, noch durch die Ukraïne. In beiden Ländern hatte er ungeheure Moräste, unermesliche Wüsten, grosse Flüsse zu passiren, bevor er in ein halb wildes Land und durch dieses nach Moskau gelangen konnte.

Der König beraubte sich durch diesen Marsch aller der Hülfe, die er aus Polen und Schweden hätte ziehn können. Je tiefer er in Rusland eindrang, desto mehr fand er sich von seinem Lande abgeschnitten. Um

dies Unternehmen auszuführen, bedurft' es mehr als Eines Feldzugs. Woher konnt' er Lebensmittel ziehn? Auf was für einem Wege Rekruten erhalten? Aus welchem Kosakischen oder Russischen Flekken seinen Waffenplaz machen? Wo neue Waffen und Kleider und die Menge eben so unbedeutender, als unentbehrlicher Nothwendigkeiten zur Verpflegung einer Armee hernehmen? So viele unüberwindliche Schwierigkeiten konnten ihn voraussehn lassen, daß die Schweden auf dieser Expedition nothwendig durch Strapazen und Elend umkommen, oder selbst durch ihre Siege aufgerieben werden müssten.

War die Aussicht dieses Krieges selbst bei dem besten Erfolge so traurig, was musste man nicht erwarten, wenn sich ja ein Unfall zutrüge. Ein sonst leicht zu ersetzender Verlust wird einem Heere, das man in ein wildes Land zu weit hinein gewagt hat, das ohne Waffenplätze und mithin ohne Zuflucht ist, zur entscheidenden Katastrophe.

Statt so vielen Schwierigkeiten die Stirn zu bieten und so vielen Hindernissen zu trotzen, bot sich ihm ein natürlicher Plan dar, der sich gleich-

gleichsam von selbst anordnete, nemlich ein Marsch queer durch Liefland und Ingermanland, grade auf Petersburg zu. Die Schwedische Flotte und die Transportschiffe konnten die Armee längs den Ufern des Baltischen Meeres begleiten und sie mit Lebensmitteln versehen. Rekruten oder andre Nothwendigkeiten konnten ihnen zur See oder durch Finnland zugeschikt werden; der König dekte seine schönsten Provinzen, und blieb nicht weit von seinen Grenzen. Seine Siege würden glänzender gewesen sein, und seine Niederlagen hätten ihn nie in eine verzweifelte Lage bringen können. Nahm er Petersburg weg, so vernichtete er des Zaar's neues Etablissement; Rusland verlor Europa aus den Augen und das einzige Band war zerrissen, welches dies Reich an den von uns bewohnten Theil der Welt knüpfte.

Hatte er diese grosse That ausgeführt, so stand es nur bei ihm, seine Vortheile weiter zu verfolgen, wiewohl es, allem Anschein nach, grade nicht nothwendig war, in Moskau den Frieden zu unterzeichnen.

Mir sei es vergönnt, zu meinem eignen Unterricht die von den grössten Meistern der

Kriegskunst hinterlassnen Regeln mit dem Betragen des Königs von Schweden während dieser beiden Feldzüge zusammenzuhalten.

Nach diesen Regeln müssen Armeen nie zu weit gewagt, noch Korps vorgesandt werden, die nicht hinlänglich gedekt sind. Karl vertiefte sich in das Herzogthum Smolensk, ohne die Kommunikation mit Polen zu sichern. Unsre Lehrmeister verlangen, wir sollen, sowohl um den Rükken frei zu haben, als auch um die Magazine zu sichern, eine Vertheidigungslinie errichten, und sie mit der Armee dekken. Die Schweden, die nur noch auf vierzehn Tage Lebensmittel hatten, waren nicht weit von Smolensk. Sie befanden sich auf den Fersen der Russen, schlugen ihre Arrieregarde und verfolgten sie auf's Gerathewohl, ohne genau zu wissen, wohin der flüchtige Feind sie führte.

Man weiß nicht, daß der König zur Subsistenz seiner Truppen andre Anstalten getroffen hatte, als daß General Löwenhaupt ihm mit einer starken Zufuhr zu folgen beordert war. Mithin musste er diese der Armee so unumgänglich nöthige Zufuhr nicht so weit hinter sich lassen, und nicht eher nach der Ukraïne mar-

marschiren, als bis Löwenhaupt eingetroffen war. Denn je weiter er sich von ihm entfernte, desto mehr sezte er ihn in Gefahr. Es wäre der Klugheit gemässer gewesen, seine Truppen nach Lithauen zurükzuführen; sein Eindringen in die Ukraïne zog den Untergang der Schwedischen Armee nach sich.

Zu diesem unmethodischen Betragen, das schon allein seine Lage unwiderbringlich zu verschlimmern im Stande gewesen wäre, gesellten sich noch andre Unfälle, woran zum Theil das Ungefähr Ursach sein konnte. Der Zaar grif Löwenhaupten zu drei verschiednenmalen an, und nahm ihm den Transport weg. Der König hatte solchergestalt weder von den Absichten, noch von den Bewegungen der Russen die mindeste Kundschaft. War seine Nachlässigkeit davon die Ursach, so hatte er sich grosse Vorwürfe zu machen, verhinderten ihn aber unüberwindliche Hindernisse, Erkundigungen einzuziehn, so kommen diese Hindernisse auf die Rechnung eines unvermeidlichen Schiksals.

Zieht sich der Krieg nach halb barbarischen und wüsten Ländern, so muß man, wie ich schon bemerkt habe, daselbst Etablissements an-

legen, um sich darin behaupten zu können. Man muß diese Gegenden ganz umschaffen, die Truppen Befestigungswerke, Strassen, Dämme, Brükken anlegen, und wo es erforderlich ist, Reduten aufwerfen lassen. Dergleichen Arbeiten verlangen Zeit und Geduld; so langsam fortschreitende Operationen vertrugen sich nicht mit Karl's ungestümem Karakter und feurigem Geist. Man macht die Anmerkung, daß er sich bei allen den Gelegenheiten bewundernswürdig zeigt, wo es auf Muth und Schnelligkeit ankommt, und daß er in Lagen, die genau abgewogne Maasregeln erfordern, oder in Entwürfen, die durch Zeit und Geduld zur Reife gelangen müssen, gar nicht mehr derselbe ist. So wahr ist es, daß Krieger ihre Leidenschaften müssen zu bändigen wissen, und so schwer ist es, alle Talente eines grossen Feldherrn in sich zu vereinigen.

Ich erwähne hier des Gefechts bei Holowczyn so wenig, als verschiedner andrer Aktionen, die während dieser Feldzüge vorfielen; denn sie waren in Rükficht auf den Hauptzwek des Krieges eben so fruchtlos, als nachtheilig für diejenigen, die deren Opfer wurden. Unser

ser Held hätte, im Vorbeigehn gesagt, wirklich mehr haushälterisch mit Menschenblute umgehn können. Freilich giebt es Lagen, worin man nothwendig schlagen muß.; wo man bei wenigem Wagen Viel gewinnen kann, wenn nemlich der Feind in seinen Lagern oder auf seinen Märschen nachlässig ist, oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Streich zwingen kann, den Frieden anzunehmen.

Viele Generale, wird man bemerkt haben, sind nur darum so grosse Schlachtenliefrer, weil sie keine andre Hülfsquellen und Auswege wissen. Statt ihnen dies also für ein Verdienst anzurechnen, muß man es vielmehr für einen Beweis ihres unfruchtbaren Geistes ansehn.

Wir kommen nun auf die unglükliche Schlacht bei Pultawa. Was für mächtige Lehrer sind nicht die Fehler grosser Männer für beschränktere Köpfe! Es giebt in Europa wenige Generale, welche Karl's des XII. Unglüksfälle nicht Klugheit und Behutsamkeit lehren sollten.

Der verstorbne Feldmarschall Keith, der in Russischen Diensten in der Ukraïne kommandirt und Pultawa gesehn und genau in Augenschein

schein hatte, hat mir versichert, daß die ganze Stadt weiter keine Vertheidigungswerke habe, als einen Erdwall und einen schlechten Graben. Er war überzeugt, die Schweden hätten sie gleich bei ihrer Ankunft ohne viele Mühe einnehmen können, wenn Karl nicht mit Bedacht die Belagerung in die Länge gezogen hätte, um den Zaar herbeizulokken und zu schlagen.

Zwar hat es seine Richtigkeit, daß die Schweden anfänglich nicht mit dem ihnen gewöhnlichen Ungestüm und Feuer zu Werke gingen; auch muß man einräumen, daß sie auf diese sogenannte Festung nicht eher Sturm liefen, als bis Menzikof Hülfe hineingeworfen und sich unfern der Stadt am gegenseitigen Ufer der Worskla gelagert hatte. Allein der Zaar hatte in Pultawa ein ansehnliches Magazin, sollten nun die Schweden, die an Allem Mangel litten, sich nicht dessen auf's schnellste bemächtigt haben, sowohl, um die Russen desselben zu berauben, als auch, um sich mit Einem Male in Ueberfluß zu setzen?

Karl der XII. hatte sonach unstreitig die triftigsten Ursachen, diese Belagerung zu beschleunigen, und er hätte vor Ankunft des Entsatzes,

fatzes, sich Meister von diesem Neste machen sollen. Ohne die herumstreifenden Kosaken des Mazeppa zu rechnen, die am Tage einer Schlacht nur lästig fallen, hatte der König nur noch achtzehntausend Schweden. Wie konnt' es ihm einfallen, schwach, wie er war, mit so wenigen Truppen sich auf eine Belagerung und auf eine Schlacht zu gleicher Zeit einzulassen? Er musste bei Annäherung des Feindes entweder seine Unternehmung aufgeben, oder ein starkes Korps in den Laufgraben zurüklassen. Jenes war schimpflich, und dies sezte seine streitbare Mannschaft beinahe zum Nichts herunter.

Ein dem Schwedischen Interesse so entgegenlaufender Plan gab dem Zaar ein sehr gutes Spiel, und scheint unsers Helden zu unwürdig zu sein. Kaum sollte man denselben einem General zutrauen können, der nie mit Ueberlegung Krieg geführt hätte. Wir wollen also keine schlimme Seiten aufsuchen, wo sie nicht sind, und dem Könige Pläne aufbürden, die er vielleicht nie hatte, sondern uns erinnern, daß er von den Bewegungen seine Feinde öfters übel unterrichtet war.

Es ist sonach weit billiger, zu glauben, daß er weder von Menzikof's, noch des Zaar's Anmarsch etwas wusste, mithin überzeugt war, daß er nicht zu eilen brauche, und Pultawa nach seiner Gemächlichkeit zur Uebergabe nöthigen könnte. Man erwäge ferner, daß Karl nur immer im ofnen Felde Krieg geführt hatte, und in der Belagerungskunst ganz neu und ohne Erfahrung war. Bedenkt man überdies, daß die Schweden drei Monathe vor Thoren lagen, dessen Werke (im Vorbeigehn gesagt) nicht im mindesten besser sind, als die von Pultawa, so wird man sich überzeugen, wie wenig sie von der Belagerungskunst verstanden.

Wenn Mons, wenn Doornik, wenn Festungen durch Coehorne und Vaubane befestigt, die Franzosen kaum drei Wochen aufhalten; wenn Thoren, wenn Pultawa in mehrern Monathen von den Schweden nicht können eingenommen werden, folgt nicht daraus, daß Leztere nicht die Kunst, Festungen einzunehmen, verstanden? Keine Stadt widerstand ihnen, wenn sie mit dem Degen in der Faust zu erobern war, sobald sie aber Laufgräben eröfnen mussten, hielt sie das kleinste Nest auf.

Hat

Hat man an diesen Beweisen noch nicht genug, so füg' ich hinzu, würde nicht Karl der XII. nach seinem heftigen, ungestümen Karakter, Danzig, mit dem er misvergnügt zu sein verschiedne Anlässe hatte, belagert und es eingenommen haben, um es zu züchtigen? Würd' er statt dessen sich wohl mit einer grossen Summe begnügt haben, wofern er nicht eine Belagerung für ein über seine Kräfte hinausreichendes Unternehmen gehalten hätte?

Doch wir kehren zu unsrem wichtigen Gegenstande zurük! Wiewohl die Belagerung von Pultawa einmal angefangen und der Zaar mit seiner Armee in Anmarsch war, so stand es dennoch bei Karl'n, die Gegend zu wählen, wo er mit dem Nebenbuhler seines Ruhms sich zu schlagen im Stande war. Er konnte ihn an den Ufern der Worskla erwarten, ihm den Uebergang streitig machen, oder ihn unmittelbar nachher angreifen.

Die Umstände, worin sich die Schweden befanden, erforderten einen schnellen Entschlus; sie mussten entweder über die Russen herfallen, sobald sie angelangt waren, oder aber auf die Absicht, sie zu bekämpfen, Verzicht thun. Daß

man

man dem Zaar die Wahl des zu ergreifenden Postens und Zeit lies, sich in gute Verfassung zu setzen, war ein unverbesserlicher Fehler. Er hatte bereits den Vortheil der überlegnern Menge, das war schon viel; man überließ ihm den Vortheil des Terräns und der Kunst, das war zu viel.

Wenige Tage vor des Zaar's Ankunft war der König von Schweden vor Pultawa verwundet worden, mithin treffen diese Vorwürfe nur seine Generale. Doch scheint es, daß er, wenn er entschlossen war, eine Schlacht zu liefern, die Laufgraben hätte verlassen müssen, um im Stande zu sein, seine ganze Macht gegen den Feind zu brauchen. Gewann er die Schlacht, so ging Pultawa von selbst über; verlor er sie, so musste er die Belagerung ohnedies aufheben.

So viele gehäufte Fehler der Schweden weissagten ihnen keinen glüklichen Ausgang des Kampfs, zu dem sich jederman in Bereitschaft sezte.

Das Glük schien alles zum voraus gefügt zu haben, um das Unglük einzuleiten, das den

Schwe-

Schweden begegnen sollte. Die Wunde des Königs, die ihn verhinderte, seine Truppen, wie gewöhnlich, anzuführen, die Nachlässigkeit der Schwedischen Generale, aus deren fehlerhaften Disposition sich ergiebt, daß sie die Stellung der Feinde nicht rekognoscirt oder sich davon einen ganz falschen Begrif gemacht hatten, waren Vorläufer der Katastrophe. Nicht die Kavallerie hätte den Anfang machen müssen; der Infanterie und einer geschikt vertheilten Artillerie gehörte die grösste Arbeit dieses Tages.

Das Terrän, worauf sich die Russen befanden, war von Natur schon vortheilhaft und durch ihre Arbeiten noch vollkommner geworden. Nur Ein Theil ihrer Fronte konnte angegriffen werden, allein die kleine Ebne, wo dies möglich war, wurde von dem kreuzenden Feuer einer dreifachen Reihe von Reduten bestrichen. Den einen Flügel der Russischen Armee dekte ein Verhau, hinter welchem sich ein Retranschement erhob; der andre hatte einen unzugänglichen Moraft vor sich.

Der verstorbne Feldmarschall Keith, der diese so berühmt gewordne Gegend, wie schon

gesagt, in Augenschein genommen hatte, war überzeugt, daß Karl der XII. selbst mit einer Armee von hunderttausend Mann den Zaar in diesem Posten nicht würde haben forciren können. Denn die vielfältigen Hindernisse, welche man, eins nach dem andern, zu überwinden gehabt hätte, musften ihnen ausserordentlich viel Leute kosten, und man weiß, die bravsten Truppen werden endlich muthlos, wenn ihnen bei langen und mörderischen Angriffen unaufhörlich neue Schwierigkeiten entgegen gesezt werden.

Ich weiß nicht, aus was für Ursach die Schweden in ihrer kritischen Lage sich in ein so gewagtes Unternehmen einliessen. Waren sie dazu genöthigt worden, so war es immer ein wesentlicher Fehler, daß sie sich in eine Lage begeben hatten, worin sie wider Willen und unter den nachtheiligsten Umständen fechten musften.

Alles, was man voraussehn musste, geschah. Eine durch mancherlei Beschwerlichkeiten, durch Elend, ja selbst durch ihre Siege zusammengeschmolzne Armee wurde in den Streit geführt; der General Creuz, der wäh-

re

rend der Schlacht durch einen Umweg dem Feinde in die Flanken fallen sollte, verirrte sich in den Wäldern und kam nicht an den Ort seiner Bestimmung.

Zwölftausend Schweden griffen also diesen furchtbaren und mörderischen Posten an. Achtzigtausend Russen vertheidigten denselben; es war keine Horde Barbaren mehr, wie die, welche Karl bei Narva zerstreut hatte, sondern es waren gut bewafnete, gut postirte Soldaten, die durch fremde und geschikte Generale kommandirt, durch wohlangelegte Verschanzungen unterstützt, und durch das Feuer einer fürchterlichen Artillerie gedekt wurden.

Gegen diese Batterieen führten die Schweden ihre Kavallerie, und natürlicherweise ward sie, troz ihrer Tapferkeit, zurükgeschlagen. Die Infanterie rükte nun vor, und ungeachtet sie von eben dem schreklichen Redutenfeuer empfangen wurde, so eroberte sie dennoch die beiden ersten Batterieen. Nun aber griffen die Russen sie von allen Seiten an, trieben sie zu verschiednenmalen zurük, und nöthigten sie endlich zu weichen. Die Schweden geriethen unvermerkt in Unordnung, der verwundete König

war nicht im Stande, ihr abzuhelfen, und Niemand war da, der die Weichenden schnell genug wieder vereinigt hätte, denn die besten Generale waren im Anfange des Treffens schon gefangen worden. In Kurzem war die Verwirrung allgemein. Weil die Schweden Sicherheitsplätze zu errichten versäumt hatten, und nirgends Rükkenhalt fanden, so waren sie genöthigt, sich dem Ueberwinder auf Gnad' und Ungnade zu ergeben.

Ein Schriftsteller von vielem Geist, der aber seinen militärischen Cursus im Homer und Virgil gemacht hat, scheint den König von Schweden zu tadlen, daß er sich nicht an die Spitze der Flüchtlinge gesezt habe, die der General Löwenhaupt am Ufer des Dniepers gesammlet hatte. Daß er dies Rettungsmittel nicht nuzte, daran war, wie er glaubte, das Wundfieber Schuld, woran der König eben danieder lag, und das, nach seiner Meinung, allen Muth benimmt.

Dieser Entschluß, wag' ich ihm zu antworten, passt nur in die Zeiten, wo man mit Schwertern und Spiessen kämpfte. Heut zu Tage aber, fehlt es der Infanterie nach einem

Tref-

Treffen fast immer an Pulver. Die Munition der Schweden war beim Gepäk geblieben, und dies befand sich in den Händen des Feindes. Wäre also Karl wahnsinnig genug gewesen, sich an der Spitze dieser Flüchtlinge noch zu widersetzen, denen es an Pulver und Brod gebrach, (Ursachen, derentwegen sich selbst Festungen ergeben müssen) so würde der Zaar bald die Beruhigung gehabt haben, seinen Bruder Karl, nach dem er sich schon so lange sehnte, zu bewirthen. In der Lage der Verzweiflung, worin der König sich befand, konnte er selbst bei vollkommner Gesundheit nichts Weisers beginnen, als eine Freistäte bei den Türken suchen.

Unstreitig müssen selbstherrschende Fürsten die Gefahren verachten, aber zu gleicher Zeit sind sie wegen ihres Ranges verpflichtet, der Gefangennehmung sorgfältig auszuweichen, nicht sowohl in Rüksicht auf sich selbst, sondern wegen der höchst nachtheiligen Folgen, die daraus für ihre Staaten entspringen können. Französische Schriftsteller sollten sich erinnern, wie nachtheilig die Gefangenschaft ihres Königs, Franz I., der Nation war; noch jezt fühlt Frankreich die Folgen davon, und die Feilbar-

kelt der Aemter, die man damals einführen musste, um das Lösegeld des Königs zusammenzubringen, ist ein bleibendes Denkmal für diese schmachvolle Epoche.

Noch auf der Flucht verdient unser Held Bewunderung. In einer Verfassung, die jeden andren, wie ihn, würde zu Boden gedrükt haben, sann er auf neue Plane, schien er selbst im Schoosse seines Unglüks neue Hülfsquellen zu finden. Während seines Marsches dacht' er auf Mittel, die Pforte gegen Russland in die Waffen zu bringen.

Mir thut's leid, wenn ich bald nachher diesen Helden zum Schranzen des Gossultans herabgewürdigt und ihn um tausend Beutel bei demselben bettlen sehe. Aus was für unerklärbarem Eigensinn, aus welcher unbegreiflichen Halsstarrigkeit bestand er darauf, in den Staaten eines Fürsten zu bleiben, der ihn nicht länger darin dulden wollte?

Ich wünschte aus seiner Geschichte das ritterromanhafte Gefecht zu Bender tilgen zu kön-

können, und betaure die kostbare Zeit, die er im Innern von Bessarabien verlor, wo er sich an schimärischen Hofnungen weidete. Er hörte nicht auf Schweden's Klagegeschrei, nicht auf die Stimme der Pflicht, die ihn indes dringend zur Vertheidigung seiner Staaten auffoderten, welche er durch seine freiwillige Abwesenheit gewissermaassen Preis gegeben zu haben schien, und die seit einiger Zeit von allen Seiten her von seinen Feinden angegriffen wurden.

Die Entwürfe, die man ihm nach seiner Zurükkunft in Pommern zuschreibt, und die von Einigen auf die Rechnung des Grafen Görz gesezt werden, haben mir immer so seltsam, so ungeheuer, so wenig passend auf seine Lage und die Erschöpfung des Reichs geschienen, daß man mir erlauben wird, sie zu seiner Ehre mit Stillschweigen zu übergehn.

Dieser Krieg, der eben so fruchtbar an glüklichen, als widrigen Vorfällen war, wurde durch Schweden's Feinde begonnen, und Karl, der sich gezwungen sah, sich gegen ihre Vergrösserungsplane zu setzen, befand sich in einem ge-

rechten Vertheidigungskriege. Seine Nachbaren fielen ihn an, weil sie ihn verkannten und seine Jugend verachteten. So lang' er glüklich war und gefährlich schien, beneideten sie ihn, sobald ihm aber das Glük den Rükken wandte, untertraten sie ihn, um Beute zu machen.

Hätte unser Held eben so viele Mässigung als Muth besessen, hätte er seinen glänzenden Siegen selbst Grenzen zu setzen gewusst, und sich mit dem Zaar vertragen, wie sich ihm die Gelegenheit zum rühmlichsten Frieden darbot, so hätte er die Tükken seiner Neider erstikt, die darauf dachten, sich durch die Trümmern seiner Monarchie zu vergrössern, sobald er ihnen nicht mehr ein Bild des Schrekkens war.

Allein die Leidenschaften dieses Monarchen kannten gar kein Maas; er wollte mit seinem unbiegsamen Sinn alles durchsetzen und despotisch über Potentaten herrschen; Könige bekriegen und sie entthronen schien ihm Eins zu sein.

In allen Büchern, die von Karl'n handlen, find' ich herrliche Lobeserhebungen von seiner

ner Frugalität und Enthaltsamkeit. Inzwischen würden zehn Französische Köche, tausend Konkubinen in seinem Gefolge, und zehn Schauspielergesellschaften bei seiner Armee seinem Königreiche nicht den hundertsten Theil so vielen Schaden gethan haben, als die glühende Rachsucht und die grenzenlose Ruhmbegier, die diesen Fürsten beherrschten.

Beleidigungen machten auf Karl's Seele so lebhafte, so dauernde Eindrükke, daß neuere die ältern bis auf die lezte Spur verlöschten. Wenn man diesem Fürsten an der Spitze seiner Armee folgt, sieht man die verschiednen Leidenschaften, welche sein unversöhnliches Herz so heftig erschütterten, gleichsam nach und nach aufkeimen.

Anfänglich treibt er den König von Dänemark lebhaft in die Enge, dann verfolgt er ohne Maas und Ziel den König von Polen; bald darauf wendet sich sein ganzer Has gegen den Zaar; zulezt hat sein Zorn weiter keinen Gegenstand, als den König von England, Georg I., und er vergisst sich so weit, daß er

den Erbfeind seines Reichs aus den Augen verliert, und das Phantom eines Feindes verfolgt, der es nur gelegentlich, oder richtiger, durch ein bloßes Ungefähr ward.

Wenn man die verschiednen Züge zusammenstellt, die diesen sonderbaren Monarchen karakterisiren, so findet man ihn weniger einsichtsvoll, als tapfer, weniger vorsichtig, als thätig, weniger aufmerksam auf seine wahren Vortheile, als seinen Leidenschaften untergeordnet; so kühn, als Hannibal, aber nicht so schlau, weniger Alexander'n, als dem Pyrrhus ähnlich; so glänzend-tapfer, wie Condé bei Rocroi, Freiburg und Nördlingen; allein in keiner Periode war er mit Türenne'n zu vergleichen, noch so bewundernswürdig, wie dieser in den Schlachten bei Guienne, auf den Dünen bei Dünkerken, vor Kolmar, und zumal in seinen beiden Feldzügen.

So glänzend auch die Thaten unsers berühmten Helden sind, so darf man sie doch nicht anders, als mit vieler Behutsamkeit nachahmen. Je mehr sie blenden, desto eher kön-

nen

nen sie den leichtsinnigen, brausenden jungen Krieger irre führen, dem man nicht genug einprägen kann, daß Tapferkeit ohne Weisheit nichts frommt, und daß in die Länge Kombinationsgeist über Tollkühnheit den Sieg davon trägt.

Um einen vollkommnen Feldherrn zu bilden, müsste Karl's des XII. Muth, Standhaftigkeit und Thätigkeit, Marlborough's Scharfblik und Politik, Eugen's planvoller Geist und Selbstständigkeit, Lüxembourg's Schlauigkeit, Montecuculi's Weisheit, Methode und Behutsamkeit, und Türenne's meisterhafte Benutzung des glüklichen Augenbliks sich mit einander vereinigen. Aber ich besorge, daß dieses herrliche Ideal nie erscheinen wird.

Alexander, behauptet man, habe Karl'n dem XII. zum Vorbilde gedient. Wenn dem so ist, so hat auch Prinz Eduard Karl'n zum Muster genommen. Sollte unglüklicherweise dieser wieder einem andren dazu dienen, so könnte höchstens ein Don Quixot herauskommen.

Aus was für Befugnis, wird man sagen, wirfst Du Dich zum Beurtheiler der berühmtesten Krieger auf? Hast Du, grosmächtiger Tadler, denn die Lehren selbst befolgt, die Du hier so freigebig ausspendest? Leider nein! Ich habe hierauf nur blos die Antwort: Die Fehler eines Andren fallen uns stets auf, die unsrigen entgehn uns beständig.

Briefe.

37 3 1 32

Vertrauliche
Korrespondenz
mit dem
Herrn von Suhm *),

ehmaligen Polnischen Geheimenrath und ausserordentlichen Sächsischen Gesandten zu Berlin und zu Petersburg.

I.
An den
Kronprinzen von Preussen.

Berlin den 15ten März 1736.

Monseigneur,

Um den Befehlen Ihrer Königl. Hoheit zu gehorsamen, würd' ich unstreitig mich selbst an Unmöglichkeiten wagen; kein Wunder daher,

*) Ulrich, Friedrich von Suhm ward zu Dresden den 29sten April 1691 gebo-

daher, daß ich mich zu einer Arbeit verpflichtet habe, der meine Kräfte so wenig gewachsen sind, zu der Uebersetzung einer Metaphysik.

Doch geboren. Sein Vater Burkhard von Suhm, Geheimerrath und Gesandter des Sächsischen Hofes in Frankreich, trug ganz besondre Sorgfalt für seine erste Erziehung und schikte ihn noch sehr jung nach Genf, um daselbst zu studiren. Sodann rief er ihn zu sich nach Paris und bildete ihn zu Staatsgeschäften. Dadurch erlangte sein Geist frühzeitig eine Reife und sein Karakter eine Festigkeit, die man bei Personen seines Alters nicht häufig antrift. In Kurzem fühlt' er sich im Stande, in die Laufbahn seines Vaters zu treten. Wie er nach Dresden zurükgekehrt war, stellte ihn der Feldmarschall, Graf von Flemming sogleich beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten an. Er ward sein Liebling, und musste ihn, wie er 1718 als bevollmächtigter Minister nach Wien ging, begleiten.

Herr von Suhm wurde nach seiner Zurükkunft in wichtigern Angelegenheiten

ten

Doch die Absicht Ihrer Königl. Hoheit, als Sie mir diese Uebersetzung anbefahlen, ging nur dahin, das im Französischen zu lesen, was der

ten gebraucht, und 1720 durch seinen Hof als Gesandter mit Königl. Polnischem Geheimenrathstitel nach Berlin geschikt, wohin er seine Familie mitnahm. Bis 1730 stand er diesem Posten mit durchgängigem Beifall vor, ward aber, wahrscheinlich aus Staatsursachen, zurükberufen, oder wegen einiger Misverständnisse, die zwischen diesen beiden Höfen entstanden waren, und deren Opfer er ward.

Während dieses zehnjährigen Aufenthalts zu Berlin hatte Herr **von Suhm** das Glük, mit dem **Kronprinzen von Preussen** Bekanntschaft zu errichten. Dieser Prinz, der sich auf Menschen und Verdienste bereits verstand, unterschied **Suhmen** sogleich von den gewöhnlichen Leuten, und zog ihn in die Gesellschaft berühmter und aufgeklärter Männer, die er sich selbst gewählt hatte, und wusste ihn sogar von allen übrigen auszuzeichnen. Mit den

der grösste Weltweise in unserm Jahrhunderte Teutsch geschrieben hatte. Wofern ich also nur die Worte jenes grossen Mannes richtig mit ge-

sanftesten und liebenswürdigsten Eigenschaften des Herzens und den verführerischten Reizen des Geistes begabt, gewann Suhm die Zuneigung des Prinzen je länger, je mehr, und ihr gleichgestimmter Hang zur Philosophie schürzte das Band ihrer Freundschaft vollends auf's engste. Von den speciellen Umständen ihrer ersten Verbindung weiß man weiter nichts, als daß sie sich über wichtige philosophische Materien bis tief in die Nacht unterredeten. Ueber die fernere Geschichte ihrer Freundschaft, von 1730 bis 1736, wo ihre Korrespondenz den Anfang nimmt, haben sich keine Aufschlüsse gefunden. Doch weiß man so viel mit Gewisheit, daß er den grössten Theil dieses Zeitraums in Berlin zubrachte.

Der König Friedrich Wilhelm I., ein Feind von allem, was Gelehrsamkeit, zumal Philosophie hieß, konnte den Umgang des Kronprinzen mit gewis-

genauer Sorgfalt übertrage, unbekümmert um den Schmuk des Styls, so schmeichl' ich mir, Ihre Wünsche zu erfüllen. Es war Pflicht

 gegen

gewissen Personen, die sich durch ihren Geist, ihre Kenntnisse, ihre Grundsätze und ihre Einsichten auszeichneten, nicht anders als mit Unmuth ansehn. Wahrscheinlich wurde Herr **von Suhm** mit unter deren Anzahl gerechnet, und bei dem **Könige** angeschwärzt. Dies war um so leichter, da man wusste, er hange eben so sehr **Wolfen** an, als der Monarch ihn hasste. So viel aber ist ausgemacht, daß **Friedrich Wilhelm** aus der nahen Verbindung seines Sohnes mit Suhmen Verdacht schöpfte, und daß dadurch ihre zweite Trennung veranlasst wurde, der wir diese schäzbare Sammlung von Briefen verdanken.

Wie **Friedrich II.** auf den Thron gelangt war, rief er seinen Suhm, wie man aus dem Ende dieses Briefwechsels ersehn wird, unter den ehrenvollsten Bedingungen zu sich. Nur mit Mühe machte er sich von den Fesseln los, die ihn an den **Polnischen** Hof ketteten.

Kaum

gegen mich selbst, diese Erklärung voranzuschikken, damit Ihre Königl. Hoheit von mir nicht mehr erwarten mögen, als ich zu leisten mich vermögend fühle.

Mich

Kaum war er davon frei und wollte in die Arme seines gekrönten Freundes eilen, so warf eine tödliche Krankheit ihn nieder. Er unterlag ihr in der erstern Hälfte des Novembers 1740.

Gleich nach seinem Tode schrieb der **König** an die hinterlassne Schwester des Verstorbnen, Fräulein **Hedwig von Suhm**, einen eben so verbindlichen, als tröstlichen Brief voll der rührendsten Aeusserungen des lebhaften Schmerzes und der zärtlichen Bekümmernis, die er über den Tod seines theuren Diaphan's empfand. Sehr Schade, daß dieser Brief verloren gegangen ist, da er gleichsam das Siegel der übrigen und ein vollständiger Beweis von den aufrichtigen Gesinnungen war, die der **König** gegen **Suhmen** bei dessen Leben bezeigt hatte. Eben dieser Brief enthielt die huldreichsten Versicherungen der Gewogenheit des **Königs** für die Schwe-

ster

Mich dünkt, Monseigneur, daß ich eben eine Art von Vorrede gemacht habe. Da aber Ihre Königl. Hoheit eine Art von Schrift-

 steller

ster und die Kinder seines Suhm, das Versprechen, sich ihrer, so lang' er lebte, anzunehmen, und die Maasregeln ganz ausführlich, die er getroffen hatte, um die lezten Wünsche seines verstorbnen Freundes in Erfüllung zu bringen.

Er berief das Fräulein von Suhm nach Berlin, um daselbst unter Seinen Augen die Erziehung seiner Pflegbefohlnen fortzusetzen und zu vollenden; gab ihr eine Pension von achtzehnhundert Thalern, wovon sechshundert ihr bis an ihren Tod gehören sollten, die übrigen zwölfe sollten für die Erziehung der vier Kinder *) verwendet werden, und zwar dreihundert für jedes Kind, mit dem Versprechen, daß sie dieses Gehalts bis zu der Zeit geniessen sollten, da eine anständige Versorgung sie in den Stand sezte, desselben erübrigt zu sein.

Auf

*) Es waren drei Söhne und eine Tochter.

steller aus mir machen wollen, so ist es natürlich, mich nach dem Herkommen zu richten, nur zu glüklich, wenn ich bei meiner Uebersetzung nicht

Auf diese huldreiche Versichrungen begab sich **Fräulein von Suhm** mit der Familie ihres verstorbnen Bruders nach Berlin. So lange die Kinder erzogen wurden, bekümmerte der **König** sich selbst persönlich um sie. Wie die drei Söhne das Alter erreicht hatten, um in Kriegsdienste zu treten, stellte er sie als Fahnenjunker unter seiner Armee an; die Pension von dreihundert Thalern ließ er ihnen, bis sie zu Hauptmannsstellen gelangt waren. Nicht weniger interessirte er sich für die Versorgung der **Tochter**, die nachmals einen Obristen von Keith heurathete; bis zu ihrer Vermählung behielt sie die ihr vom **Könige** ausgesezte Pension.

Was nun das Fräulein **Hedwig von Suhm** betrift, so hat sie beinahe dreiunddreissig Jahre in Berlin gelebt, und bis an das Ende ihres Lebens die ihr versprochne Pension von sechshundert Thalern genossen, und auserdem

nicht alle Uebersetzerpflichten vernachlässige. Wenigstens werd' ich mein Möglichstes thun, das Wesentlichste derselben, Treue, zu beobachten. Für all' das Uebrige lass' ich meinen Autor sorgen.

Ich habe die Ehre, Ihrer Königl. Hoheit hierbei das erste Kapitel von Wolf's Metaphysik zu überschikken. Er beweiset darin, wie der Mensch von seiner Existenz Gewißheit erlangt. Da sich nun seine ganze Metaphysik auf lauter Beweise stüzt, die eben so evident sind, wie die in diesem Kapitel, so nehm' ich mir die Freiheit, Ihrer Königl. Hoheit im voraus zu einer Gewißheit Glük zu wünschen, die Sie über eine Sache erhalten werden, woran Ihnen am allermeisten gelegen ist.

Wie rühmlich für unsren Weltweisen, die Existenz der schönsten Seele zu beweisen, die

 sich

serdem noch viel andre schäzbare Beweise der gütigen Gesinnungen und der Gnade des Königs. Fast bis zu seinem Tode erwies der Monarch der Suhmischen Familie unzählige Wohlthaten.

sich je auf diesem Erdboden befunden, und welch ein Glük für mich, der Dolmetscher dieses Beweises zu sein! Nach diesem Glük kenn' ich nur noch eins auf dieser Welt, das, mich zu den Füssen von Ihrer Königl. Hoheit zu erblikken, und Ihnen die Empfindungen der Bewunderung und der tiefen Ehrerbietung zu äussern, mit welchen ich lebenslang sein werde,

Ihrer Königl. Hoheit

allerunterthänigster und treugehorsamster Diener,

U. F. v. Suhm.

II.

Ruppin den 17ten März 1736.

Mein lieber Suhm,

Daß angenehme Nachrichten durch geliebte Personen hinterbracht, uns mehr Vergnügen gewähren, als durch gleichgültige, ist Ihnen bekannt. Sie begreifen oder errathen unstreitig,

daß

daß die Versichrung, die mir Wolf *) von der Unsterblichkeit meiner Seele giebt, (ein Gegenstand, woran mir unendlich viel liegt, und

*) Der wichtige Schriftsteller, dessen in diesem Briefwechsel so oft erwähnt wird, ist der berühmte Philosoph, **Christian Freiherr von Wolf**, der durch eine Menge Werke in beinahe allen Zweigen der Philosophie so rühmlich bekannt ist. Er ward 1669 zu Breslau geboren. Als sein Vater, ein Gelehrter, schon frühzeitig den Keim eines grossen Geistes sich in ihm entwikkeln sahe, schikte er ihn 1699 auf die Universität zu Jena.

Nach vollendeten Studien, begab er sich 1702 nach Leipzig, um daselbst ein Lehramt zu übernehmen. Eine Abhandlung über die Art und Weise, die Philosophie zu lehren, machte ihn sehr vortheilhaft bekannt. Seine Methode war zum Theil die Kartesische. Er erhielt von der Universität Halle den Ruf als Professor der Mathematik, den er annahm. Hier lehrte er viele Jahre mit dem allgemeinsten Beifall. Endlich zog er sich den Haß der theologischen Fakultät auf den Hals; man wirkte einen Befehl vom Hofe gegen ihn aus, den man gegen ihn in Harnisch zu bringen gewusst hatte, und er sah sich genöthigt, Halle beinahe auf eine schimpfliche Art zu verlassen.

Indes dient diese Beschimpfung nur zur Vermehrung seines Ruhms, und erwarb ihm die grössten Ehren-

den ich durch Sie erklärt bekomme) doppelt erfreulich sein musste. Denn ich erhielt sie von Ihnen, und zugleich auch einen Brief, worin Sie

genbezeigungen. Er erhielt zu Marpurg eine Professur der Mathematik und Philosophie; kurz darauf ward er Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, nicht lange nachher auch zu Paris; endlich Titular-Regierungsrath des Königs von Schweden. Sogar die Präsidentenstelle von der Akademie zu Petersburg trug man ihm an, allein er schlug sie aus.

Der König **Friedrich Wilhelm I.**, der damals noch lebte, war von den Vorurtheilen zurükgekommen, die man ihm gegen diesen Philosophen eingeflösst hatte. Er machte zweimal Versuche, ihn wieder nach Halle zu ziehn, aber beidemale vergebens.

Kaum war aber sein Nachfolger, **Friedrich II.**, der, wie man schon aus dem Anfange dieses Briefwechsels sehn kann, sehr viel auf **Wolf** hielt und seine Werke studierte, auf den Thron gelangt, so rief er diesen grossen Mann unter dem Karakter eines Geheimenraths, als Vicekanzler und Professor der Rechte nach Halle. In der Folge erhob er ihn zum Kanzler, und der Kurfürst von Baiern machte, während seines Reichsvikariats, ihn, ohne sein Ansuchen, ganz unerwartet zum Reichsfreiherrn. Mit Ehr' und verdienter

Ach-

Sie alles erschöpfen, was Politesse nur Artiges und Verbindliches an die Hand geben kann. Ich muß Ihnen jezt darauf antworten, aber ich weiß Ihnen nichts anders zu sagen, ausser nur: könnte mir etwas erhöhtere Begriffe von meiner Seele einflössen, so wär' es die lebhafte Vorstellung, die sie sich von Ihnen macht, und die richtige und vortheilhafte Idee, die ihr von Ihnen beiwohnt.

Ich erinnre mich noch aller unsrer nächtlichen Unterredungen; nicht das kleinste Wort aus denselben ist mir verloren gegangen, das versichr' ich Ihnen. So oft Sie sprachen, glaubt' ich dem Munde der Wahrheit Orakelsprüche entströmen zu hören.

Sie haben mich von meinem Daseln durch die unumstösslichsten Gründe überzeugt; jezt erwart' ich von Ihrer dienstfertigen Freundschaft das Weitere von der Uebersetzung dieser vortreflichen Metaphysik. Ich versichre Ihnen, daß ich für den so grossen und wesentlichen Dienst,

den

Achtung überhäuft starb er den 9ten April 1754 in seinem sechsundsiebenzigsten Jahre.

den Sie mir leisten, mit der lebhaftesten Dankbarkeit bin und Zeit meines Lebens sein werde,

Mein sehr werther Suhm

Ihr wohlaffektionirter und aufrichtiger Freund,

Friedrich.

III.

Berlin den 21sten März 1736.

Monseigneur,

Ich war wegen der Aufnahme meiner Uebersetzung in nicht geringer Unruhe. Nicht ohne Grund besorgt' ich, Ihre Königl. Hoheit möchten finden, daß ich Ihnen Teutsch-Französisch zu lesen gäbe. Allein das huldreiche Schreiben, womit Monseigneur mich zu beglükken geruhet haben, beweiset mir, daß mein Bestreben, Ihr Verlangen zu erfüllen, mir statt Verdienstes angerechnet wird, und daß Ihr Scharfsinn den Mängeln meiner Uebersetzung abgeholfen hat. Nun bin ich wegen mei-

meiner kleinen Arbeit nicht mehr beunruhigt und habe jezt hinlänglich Muth, sie zu vollenden. Die Fortsetzung, welche ich Ihnen, Monseigneur, hierbei zu überschikken die Ehre habe, wird Ihnen den Eifer beweisen, womit ich daran ferner arbeiten werde.

Ich habe wahrgenommen, daß der Einwurf der Materialisten: der Stolz der Menschen habe sie verführt, sich einer Seele anzumaassen, auf Ihre Königl. Hoheit einen tiefen Eindruk gemacht hatte, und daß Ihre ausnehmend grosse Bescheidenheit Sie zweifelhaft ließ. Was für Schwierigkeiten wird also nicht unser Philosoph zu besiegen haben, wenn er an die Stufenleiter der Seelen kommt und mit so vieler Evidenz die Superiorität der Ihrigen wird darthun wollen! Und gleichwohl giebt Ihnen die Erfahrung davon täglich Beweise, und Sie Selbst, Monseigneur, gewähren uns davon jeden Tag die auffallendsten, indem Sie diese Superiorität jener vorziehen, die Rang und Geburt Ihnen verleihen.

Ich werfe mich Ihrer Königl. Hoheit zu Füssen, um Ihnen zu sagen, daß ich von den Gütigkeiten, womit Sie mich beehren, so durch-

drun-

drungen bin, daß ich keinen Ausdruk zu finden welß, der im Stande wäre, die ehrfurchtsvollen Gesinnungen gehörig zu bezeichnen, mit welchen ich bis an das Ende meines Lebens sein werde ꝛc.

IV.

Ruppin den 22sten März 1736.

Lieber Suhm,

Ich trage meine Schuld freilich erst etwas spät ab. Ich schikke Ihnen hierbei den geräucherten Lachs; er ist noch ganz frisch, denn eben kommt er vom Rhein. Ich wünsche, daß er sich so bis nach Wien halten möge.

Da ich mich seit einiger Zeit nicht recht wohl befinde, hat mir mein Regimentsfeldscheer angerathen, mir mehr Bewegung zu machen, als bisher. Auf die Art seh' ich mich genöthigt zu reiten, und alle Morgen herum zu trottiren oder zu galoppiren. Um aber dadurch in meiner gewöhnlichen Lebensart keine Aenderung zu bewirken, beschränk' ich meinen Schlaf,

um

um auf der einen Seite das wieder zu gewinnen, was ich von der andren verliere.

Bald wär' ich Ihrem Beispiele gefolgt und hätte mir durch Holzsägen *) Bewegung verschaft, aber die gute Witterung brachte mich auf einen andren Entschlus. Geben Sie es also blos der Sonne Schuld, wenn ich Sie in dem Stük nicht nachahme, wie ich es gern in allen übrigen möchte. Ich bin mit wahrer Hochachtung,

Mein lieber Suhm

Ihr
wohlaffektionirter und treuer
Freund,
Friedrich.

*) Herr von Suhm hatte dem Kronprinzen lange zuvor mündlich gesagt, daß er in den Augenblikken seiner Erholung Holz säge.

V.

Berlin den 25sten März 1736.

Monseigneur,

Die Befehle Ihrer Königl. Hoheit hab' ich mit der gehörigen Ehrerbietung empfangen, und mit dem Baron von Demerath sogleich die nöthigen Maasregeln getroffen, daß der Lachs wohlbehalten in Wien anlange.

Mir geht es ganz ausserordentlich nahe, daß Ihre Königl. Hoheit Sich nicht in dem besten Gesundheitszustande befinden. Doch werd' ich durch die feste Ueberzeugung beruhigt, daß nichts in der Welt ohne zureichenden Grund geschieht, und daß also auch Gott einen mit so grossen Geistesgaben und so edlen Neigungen ausgerüsteten Prinzen nur in der Absicht geboren werden ließ, daß er dereinst die Wonne des menschlichen Geschlechts werden sollte.

Wie sehr bin ich demjenigen verbunden, der Ihrer Königl. Hoheit den Rath gegeben hat, Sich mehr Bewegung, wie sonst, zu machen. Zuverlässig ist dies der sicherste Weg zu Ihrer Wiederherstellung. Aber heisst das nicht, Ihren Arzt täuschen, wenn Sie von Ihrem

Schla:

Schlafe die Zeit wegnehmen, die Sie zur Befestigung Ihrer Gesundheit verwenden sollen? Schlaf und Ruhe sind dem Körper eben so nothwendig, als Bewegung.

Mein Eifer treibt mich vielleicht zu weit; doch sollt' ich mir auch Ihre Ungnade auf einen Augenblik zuziehn, so kann ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß Sie über Ihren edlen Durst nach Kenntnissen ganz das vergessen, was Sie zahlreichen Völkerschaften schuldig sind. Da Ihr grosses Herz keine Grenzen kennt, so glauben Sie auch ohne Zweifel Ihren Kenntnissen keine setzen zu dürfen. Aber, Monseigneur, bedenken Sie auch wohl, was Sie Alles dabei wagen? Vielleicht alle die Bemühungen und Nachtwachen derjenigen, die sich in den Stand zu setzen befleissigen, Ihnen dereinst dienen zu können, indes, daß Ihre Königl. Hoheit auf Kosten Ihrer Gesundheit Sich in den Stand zu setzen bestreben, dieser Leute entbehren zu können.

Ich beschwöre Sie, im Namen aller derer, die dereinst ihr Glük von Ihnen erwarten, Ihres kostbaren Lebens zu schonen, und bin mit der tiefsten Ehrerbietung ꝛc.

VI.

Ohne Datum.

Lieber Suhm,

Ihr lezter Brief beweist mir, daß Sie nicht nur im Stande sind, die erhabensten Gegenstände der Philosophie abzuhandlen, sondern auch eine glükliche und feine Wendung Dingen zu geben, die in dem Munde eines jeden Andren platt sein würden.

Das Blei verwandelt sich in Deiner Hand in Gold.

Wie kann man wohl über meine Unpäßlichkeit (woran dem grösten Theil der Menschen äusserst wenig gelegen sein muß) etwas Verbindlichers, Schmeichelhafters und Bessergewandtes sagen, als Sie in Ihrem Briefe mir? Dazu muß man, wie Sie, solchen unerschöpflichen Reichthum an Esprit, so ungemeine Feinheit und die Kunst besitzen, die Gegenstände in einen solchen Gesichtspunkte zu stellen, worunter sie unendlich mehr Werth erhalten, als sie wirklich haben.

Um meiner selbst willen wünscht' ich, daß Ihr Brief eben so viele Wahrheiten enthielte,

als Geist und Artigkeiten. Eher will ich Ihrer Philosophie und Wolf's Argumenten trauen, als denen, die Ihre Freundschaft und Ihre Nachsicht für Ihre Freunde Ihnen einflössen.

Nein, mein lieber Suhm, ich bin weit entfernt, das zu sein, wofür Sie mich halten, oder zu halten scheinen. Aber ich sehe sehr gut ein, wenn auch alles so wäre, wie Sie sagen, daß ich doch nie Männer von Ihrem Gehalte entübrigt sein könnte, und daß ich stets erkennen würde, die Sonne sei mit ihrem Lichte den andren unterordneten Gestirnen überlegen.

Weiß man, was Sie wissen, und hat ein glükliches Genie durch die Schätze bereichert, die das Studium der schönen Wissenschaften gewährt, uns bis zu dem Grade der Vollkommenheit emporgehoben, wo ich Sie schimmern sehe, dann ist es sehr erlaubt, Holz zu sägen und Musse zu geniessen. Wer aber erst eine Laufbahn begonnen hat, der muß nicht bei den ersten Schritten stehn bleiben, sondern lieber unterliegen, als nicht das Ziel erreichen. Bekämpfen Sie daher nicht, lieber Suhm, meine Standhaftigkeit und Beharrlichkeit; darauf beruht ja meine aufrichtige Freundschaft für Sie,

der ich so wenig entsagen kann, als dem Wunsch, mich zu vervollkommnen, um mein ganzes Leben hindurch ein rechtschafner Mann, ein Freund der Musenkünste und vornemlich ein treuer, aufrichtiger Freund aller meiner Freunde zu sein. Hieraus urtheilen Sie, wie sehr ich bin,

Lieber Suhm,

Ihr

wohlaffektionirter und treuer

Freund,

Friedrich.

VII.

Ruppin den 27sten März 1736.

Lieber Suhm,

Auch Wolf's zweites Kapitel hab' ich Ihrer freundschaftlichen Bemühungen zu verdanken. Ohne Ihre Bescheidenheit zu verletzen, und über die engen Grenzen der Wahrheit nur im mindesten hinaus zu schweifen, kann ich Ihnen versichern, daß Wolf in Ihrer Uebersetzung

nicht

nicht das Geringste einbüsst, und ich finde, daß Sie Sich Ihrer eben so edlen als schwierigen Arbeit mit dem bestmöglichsten Erfolge entledigen.

Noch ist es nicht voller Tag für meine Augen, aber schon seh' ich ihn dämmern, und ich begreife die Möglichkeit, daß ich eine Seele habe, und sogar, daß sie unsterblich ist. Herr Achard sendet mir über diese Materie ein grosses Räsonnement zu, das den Predigten, die er uns in diesem Winter gehalten, zum Supplement dienen soll. Er hat mich gebeten, ihm die Stellen in seinem Räsonnement zu zeigen, die mir die schwächsten scheinen würden. Davor werd' ich mich aber wohl in Acht nehmen; denn, wiewohl die meisten Gründe, die er mir anführt, mehr Sophismen, als Argumente sind, so werd' ich mir's doch nicht anmaassen, mich mit Personen in einen Kampf einzulassen, die studirt haben, und von dergleichen unendlich

Achard (Antoine) Pastor an der Französischen Kirche zu Berlin und Oberkonsistorialrath daselbst, ein grösser Redner, von dem man zwei Bände Predigten hat. Er starb den 5ten Mai 1772.

mehr verstehn, als ich; ich halte mich an Wolf, wofern er mir deutlich beweiset, daß mein untheilbares Wesen unsterblich ist, werd' ich zufrieden und ruhig sein.

Der Nutzen, den Sie, mein theurer Suhm, aus Ihren Bemühungen ziehn können, besteht darin, daß meine wahre Freundschaft für Sie, anstatt sich mit meinem Leben zu endigen, unsterblich sein wird, und daß diese Seele, da sie sich, nach Gott, Ihnen am meisten für ihre Existenz verpflichtet fühlt, nie ermangeln wird, Ihnen Merkmahle einer Freundschaft zu bezeigen, die sich auf die Achtung, die Zuneigung und die vollkommne Erkenntlichkeit gründet, mit der ich bin,

Mein lieber Diaphan,

Ihr

sehr affektionirter und treuer

Freund,

Friedrich.

Diaphan. Ist ein freundschaftlicher Name, den der Kronprinz von Preussen dem Herrn von Suhm als ein Unterpfand der Vertraulichkeit gab, die bis zu dem Tode des Leztern dauerte. Alles, was man von

den

VIII.

Berlin den 30sten März 1736.

Monseigneur,

Ich sehne mich innigst, mich zu den Füssen von Ihrer Königl. Hoheit zu legen, um Ihnen einen schwachen Theil der Gefühle zu äussern, die mich bei Ihrem lezten Briefe durchströmt haben! Welch eine Belohnung für meinen Gehorsam! Und wie viel theurer wird mir nicht die Unsterblichkeit meiner Seele nach der Versichrung, die mir Ihre Königl. Hoheit gegeben haben! Welch ein Adel der Gesinnungen! Welche Grösse! Sie sind zuverlässig der erste Prinz, doch was sag' ich, Sie sind der erste Mensch, der, nicht zufrieden, in dieser Welt Gutes zu thun, in der Unsterblichkeit seiner Seele nur eine Veranlassung findet, es

den Umständen weiß, welche die Wahl dieses Namens können veranlasst haben, sind bloße Muthmaassungen. Sehr vermuthlich spielte der Prinz mit diesem Namen, der durchscheinend bedeutet, auf die Lauterkeit der Seele und auf die Helle des Kopfs von seinem Suhm an, die beide sich so deutlich in seinen Handlungen und Reden offenbarten.

ewig zu thun. Diese Gesinnung Ihrer schönen Seele ist in meinen Augen der unwiderleglichste Beweis der Belohnungen nach diesem Leben! Denn was muß man nicht von einem Schöpfer erwarten, der Wohlgefallen daran fand, solche Gesinnungen in Ihre Seele zu legen.

Ich erkühne mich zu hoffen, Monseigneur, daß Sie meiner lebhaften Theilnahme an Ihrer Gesundheit die Vorstellungen verzeihen werden, die ich Ihnen zu machen mir die Freiheit genommen habe, und ich schmeichle mir, daß Sie eine zu gute Meinung für mich hegen, als daß Sie mich für fähig halten sollten, Ihre Liebe zu den Wissenschaften zu bekämpfen, eine Leidenschaft, die bei jedem Menschen Lob, bei einem grossen Prinzen aber Anbetung verdient. Nein, Monseigneur, ich habe nur jene übermässige Liebe bekämpfen wollen, derentwegen Sie öfters Ihrem Schlafe zu viele Zeit entziehn, als daß Ihre Gesundheit nicht früh oder spät darunter leiden sollte.

Erlauben Sie, Monseigneur, daß ich als Belohnung meiner unablässigen Wünsche für ein so langes und ruhmvolles Leben, als Ihro

Kö-

Königl. Hoheit schon jezt durch Ihre Tugenden verdienen, die Versichrungen, die Sie mir von Ihrer Gewogenheit zu geben geruhten, buchstäblich nehmen darf.

Ich habe die Ehre, Ihnen die Fortsetzung von Wolf bis zum fünfundsiebenzigsten Paragraph, das heisst, bis zu demjenigen zu übersenden, wo unser Philosoph anfängt von den einfachen Wesen zu sprechen.

Ich bin mit der tiefsten Ehrerbietung ꝛc.

IX.

Lübben den 17ten April 1736.

Monseigneur,

Wider meinen Willen sah' ich mich genöthigt, mich noch einige Tage in Berlin aufzuhalten; doch hab' ich nicht Ursach, es zu bereuen,

Lübben, eine Stadt in der Niederlausitz an der Spree, in einer morastigen Gegend, in dem davon benannten Kreise. Die Kurfürstl. Sächsische Oberamtsregierung, das Landgericht und Konsistorium sind

da ich Gelegenheit hatte, ein Postskript für Diaphanen zu lesen, das ihn in die höchste Freude versezte, weil er daraus ersahe, sein vortreflicher Prinz habe ihm versichern wollen, daß er an ihn denkt. Nichts konnte ihm gelegner kommen, um ihm den tödtlichen Ueberdruß ertragen zu helfen, den er über die Abwesenheit des anbetungswürdigen Prinzen empfindet, für den er allein lebt und athmet.

Der Graf von Althan hat mich durch den Baron Demerath wissen lassen, daß der Lachs mit ihm zugleich grade zur rechter Zeit am Charfreitage eingetroffen ist, und daß der Herzog von Lothringen Ihro Königl. Hoheit

sind in dieser Stadt. Sie hat auch ein Schloß und und ein ansehnliches Landhaus, worin die Landstände ihre Versammlungen halten. Hierhin begab sich der Herr von Suhm, um ruhiger an der ihm aufgetragnen Uebersetzung arbeiten zu können.

Herzog von Lothringen. Darunter wird der Herzog Franz verstanden, der in der Folge der Zeit als Kaiser, unter dem Namen Franziskus I., bekannter geworden ist. Der Kronprinz von Preussen hatte bei der Verlobung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, welcher

heit für Ihre Aufmerksamkeit selbst danken wird, deren Werth er nach seinen Aeusserungen ganz empfindet.

Sobald ich hier angekommen war, hab' ich Wolfen wieder vorgenommen, und ich habe die Ehre, Ihro Königl. Hoheit die Fortsetzung vom fünfundsiebenzigsten bis zum neunzigsten Paragraph anbei zu übersenden. Ich habe aber lieber diesmal wenig schikken, als einen Posttag überschlagen wollen. Doch dies Wenige verdient viele Aufmerksamkeit, und ich bin versichert, daß Ihro Königl. Hoheit es werth finden werden, darüber Betrachtungen anzustellen.

Darf

cher der Herzog Franz zu Berlin den 10ten März 1732 beigewohnt hatte, dessen persönliche Bekanntschaft gemacht. Bei Uebersendung des Lachses, dessen im obenstehenden Briefe erwähnt wird, befand sich der **Herzog von Lothringen** zu Wien durch Veranlassung des Friedens und des Tausches von Lothringen, das der König **Stanislaus** gegen das Grosherzogthum Toskana empfangen sollte, welches nach dem Tode des Herzogs **Giovanni Gaston**, des lezten Fürsten aus dem Hause Medicis dem **Herzoge von Lothringen** sollte versichert werden.

Darf ich es wagen, Monseigneur, Ihnen eine Entdekkung mitzutheilen, die ich bei meiner kleinen Arbeit gemacht zu haben vermeine. Ich glaube wahrgenommen zu haben, daß die Teutsche Sprache zu metaphysischen und abstrakten Räsonnements tauglicher ist, als die Französische, einmal, weil jene reicher ist, und dann, weil sie nicht so viele Doppeldeutigkeiten hat. Auf die Art kann sie jeden Gedanken präciser, genauer und folglich auch kräftiger ausdrükken. Warum sollt' ich dies nicht kühn behaupten, da ich weiß, daß Ihro Königl. Hoheit Sich gern und leicht gehörigen Gründen ergeben? Und warum sollten Sie mir nicht erlauben, mich dadurch bis zu Ihnen zu erheben, daß ich mich durch triftige Gründe treffen lasse? Doch kann ich mich auch irren, daß ich der Französischen Sprache Mängel beilege, die ich nur in mir selbst suchen sollte; deshalb hab' ich denn auch die Vorsicht gebraucht, diejenigen Teutschen Wörter, die ich im Französischen nicht ganz entsprechend ausdrükken zu können glaubte, auf den Rand zu setzen und der Scharfsicht von Ihrer Hoheit das Geschäft zu überlassen, den Unvollkommenheiten meiner Uebersetzung abzuhelfen.

Ich

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Ergebenheit und der tiefsten Ehrerbietung zu sein ꝛc.

X.

Ruppin den 14ten April 1736.

Mein lieber Diaphan,

Wie werd' ich gegen Sie für all' die Mühe, die Sie Sich meinetwegen geben, erkenntlich genug sein können? Ich versichre Ihnen, daß ich so dankbar, als möglich, dafür bin. So wär' ich denn nun endlich durch Ihre Vermittelung bei dem einfachen oder untheilbaren Wesen. Die Stärke von Wolf's Räsonnement entzükt mich; und jezt, da ich mich an seine Art zu philosophiren zu gewöhnen anfange, entdekk' ich deren ganze Stärk' und Schönheit.

Ohne Ihrer Bescheidenheit und der Wahrheit zu nahe zu treten, kann ich Ihnen versichern, daß ich Ihre Uebersetzung vortreflich gefunden habe; denn ich muß gestehn, meine Neugier, das Teutsche Original von Wolf's Metaphysik zu sehn, hat mich bewogen, es mit

dem

denjenigen zu vergleichen, was Sie daraus für mich zu übersetzen die Güte gehabt haben. Ich finde aber nicht, daß es irgendwo unter Ihren Händen verloren hätte.

Ich muß gestehn, Sie können mich überreden (Sie haben die Gabe dazu), daß die Teutsche Sprache ihre Schönheit und ihre Energie hat, aber nie werden Sie mich überreden, daß sie so anmuthig sey, als die Französische. Und wenn Ihnen auch dies sogar gelänge, so würd' ich doch immer einen sehr starken und meines Erachtens hinreichenden Grund haben, Ihnen zu verstehn zu geben, daß ich Wolf's Werk weit lieber im Französischen lese; den, daß die Uebersetzung immer von Ihren Briefen begleitet wird, und weil mir Alles, was aus der Feder eines Mannes fliesst, den ich liebe und achte, sehr viel Vergnügen macht.

Ja, mein lieber Suhm, ohne Ihnen ein leeres Kompliment zu machen, versichr' ich Ihnen, Ihr Geist und Ihre Unterhaltung sind so reizend für mich, daß, wenn Sie Sich entschlössen, künftig nur Schinesisch zu reden, und an mich zu schreiben, ich diese Sprache wohl lernen könnte, um Ihren Umgang zu

nutzen

nutzen und Ihnen zu zeigen, daß es keine Sprache in der Welt giebt, worauf ich mich nicht legen würde, um Ihnen den Werth, den Sie in meinen Augen haben, und die wahre Achtung, die ich für Sie hege, mit mehrerer Stärke zu beweisen.

Mein sehr theurer Diaphan

Ihr

wohlaffektionirter und treuer

Freund,

Friedrich.

XI.

Lübben den 18ten April 1736.

Monseigneur,

So eben hab' ich vom Grafen von Althan vom 6ten dieses Monats einen Brief erhalten, worin er mir meldet, daß er den Lachs, seinem Auftrage gemäß, dem Herzoge, seinem Herrn, überliefert, und daß dieser Fürst eine wahre Freude über die Aufmerksamkeit gehabt hat, die Ihre Königl. Hoheit dadurch gegen ihn an den Tag gelegt haben. Er sähe sie,

schreibt

schreibt der Graf, als ein Merkmal der Fortdauer Ihrer Freundschaft an, die ihm um so viel theurer sei, da er deren ganzen Werth kenne; sein Wunsch wäre, daß ich Ihrer Königl. Hoheit bei aller Gelegenheit Sein Verlangen bezeige, Sich auf ewig in dem Besiz dieser Freundschaft zu befinden, und ich möchte mich bemühen, ein Bündnis immer fester zu knüpfen, das Er Selbst auf alle nur ersinnliche Art und Weise zu erhalten suchen wird.

Welch ein schmeichelhafter Auftrag für mich, Monseigneur, wenn Sie denselben zu genehmigen geruhen. Nie könnte mir ein grössres Glük begegnen, als daß ich die Mittelsperson bei den freundschaftlichen Aeusserungen zweier grossen Fürsten bin, deren Staatsinteresse und Ruhm vielleicht künftig einmal den grössten Vortheil daraus ziehen können.

Ich schmeichle mir, daß Ihro Königl Hoheit überzeugt sind, daß mich blos die unverbrüchliche gewissenhafte Anhänglichkeit dazu bewegt, die ich mein ganzes Leben hindurch für Sie hegen werde; denn ich kann mir keine grössere Devotion denken, als die, mit der ich die Ehre habe, voll der tiefsten Achtung zu sein u. s. w.

XII.

Lübben den 20sten April 1736.

Ich habe die Ehre, Ihrer Königl. Hoheit die Fortsetzung meiner Arbeit bis zum hundertundfunfzehnten Paragraph zu übersenden. Die Materie fängt an sehr interessant zu werden, und mich verlangt darnach, Wolf's Diktionnär vollständig zu haben; denn so nenn' ich die Erklärung, die er von den Worten giebt, und die zum Verständnis der Sachen schlechterdings nothwendig ist; so daß man sich in der Folge für die Mühe hinlänglich schadlos gehalten findet, die man auf Erlernung dieser Art von neuen Sprache verwandt hat.

Erlauben Ihre Königl Hoheit Sie einen Augenblik mit einer heroisch-komischen Liebesgeschichte zu unterhalten, die sich vor Kurzem hier zugetragen hat.

Der Schloshauptmann zu Lübben ist ein gewisser Tritschler, ein guter ehrlicher Schlag, Vater von vier Mädchen, von denen die Aelteste, ob sie gleich von Herzen häslich ist, vor mehr als zwanzig Jahren zu Dresden auf allen Maskenbällen, durch ihren schönen Wuchs und ihre

Fertigkeit im Tanzen, brillirt hat. Zwar, sezt man hinzu, sobald sie sich demaskirt habe, hätte sie die Kränkung gehabt, daß alle Lobsprüche versiegt wären. Seit langer Zeit tanzt sie schon nicht mehr, auch ist sie es gar nicht, die den Roman hat spielen helfen. Die beiden nächsten Schwestern haben, allem Anschein nach, Verzicht darauf gethan, von ihren Reizen reden zu machen. Sonach bleibt noch die Jüngste übrig, und das ist die Heldin des Abenteuers. Sie ist keine unebne Blondine, groß, ganz wohlgebildet, sie singt und spielt das Klavier. Um zur Ausbildung ihrer Talente behülflich zu sein, stellt ihr Vater öfters kleine Konzerte bei sich an, wobei diejenigen gegenwärtig sind, die sein Haus besuchen, und die, die sich bei ihm aufführen lassen.

Ein Edelmann, Namens Hake, der einige Jahre gedient, nachher als Lieutenant abgedankt hat, und einige Meilen von hier auf einem sehr verschuldeten Gute wohnt, kam vergangner Tage in diese Stadt, und lies sich durch einen Officier aus der Garnison in das Schloß einführen. Man behauptet nun zwar, das Konzert sei sehr vollständig gewesen, und die Schöne habe sich diesmal selbst übertroffen; auch will ich gern glauben, daß

der

der Kavalier sich in seinem grössten Glanz gezeigt hat, und daß das Mädchen den Tag vorzüglich schön war. Aber dennoch exklamir' ich: O Liebe, wie gros ist Deine Macht! Sich zum erstenmale sehen und sterblich lieben, ist für sie nur Eins.

Kaum hat das Ende des Konzerts die Ungeduld des Liebhabers gestillt, so macht er dem Vater seinen Bükling, und begehrt von ihm die Hand des himmlischen Geschöpfs, seiner Tochter. Der Vater willigt darein, ruft seine Tochter, macht ihr den Antrag bekannt, und findet einen Gehorsam einer Iphigenia würdig. Der gute Alte legt die Hand seiner Tochter in die von ihrem Liebhaber, und nachdem er den Geboten der Liebe ein Gnüge gethan hatte, dachte er daran, mit seinem Eidam Bekanntschaft zu machen, sich seinen Namen, seinen Stand u. s. w. auszubitten. Sie schienen mit seinen Antworten insgesamt zufrieden zu sein, und wenig Tage nachher vereinigt die Ceremonie, mit der sich nicht scherzen läßt, das glükliche Paar auf immer.

Dies wäre wirklich der Stof zu einem Roman, wobei selbst die reichste Einbildungskraft verzweifeln möchte.

Nehmen Sie, Monseigneur, die Versiche-
rung von meiner tiefen Ehrerbietung an u. s. w.

XIII.

Ruppin den 26sten April 1736.

Mein theurer Diaphan,

Eben hab' ich zwei von Ihren Briefen zugleich erhalten, die mir das grösste Vergnügen gemacht haben. Beschäftigte der Dienst des Mars mich nicht gänzlich, so würd' ich jeden besonders und zwar nicht lakonisch beantwortet haben; aber ich versichre Ihnen, daß ich kaum Zeit habe, zu trinken und zu essen.

Ich habe fürwahr nicht erwartet, daß der Lachs, den ich dem Herzoge von Lothringen gesandt habe, ihm so angenehm sein würde, als er ihm gewesen. Ich sehe das Vergnügen, das er ihm gemacht hat, als ein Merkmal der Freundschaft an, die er für mich hegt; denn diese giebt auch Kleinigkeiten einen Werth, wenn sie von Personen kommen, die wir lieben. Auch hätte der Herzog kein mir angenehmers Organ, als Diaphanen wählen können, denn Sie wissen,

wie

wie sehr ich Sie liebe und schätze; daher dürfen Sie Sich über meine Freude, wenn ich Nachrichten von Ihnen erhalte, nicht weiter wundern.

Ich studire den Wolf mit grosser Anstrengung; und ich gewöhne mich immer mehr an seine Art zu philosophiren, weil sie sehr gründlich und methodisch ist. Mit seiner Theorie vom zureichenden Grunde, und von der Verschiedenheit der einfachen und zusammengesezten Wesen, muß man sich meines Bedünkens am meisten vertraut machen, wenn man sein metaphysisches System ganz fassen will; auch sind das die beiden Sätze, die ich täglich mehr denn Einmal lese, um sie meinem Gedächtnisse recht einzudrükken.

Wie ich sehe, übt die Liebe ihre Machtgewalt so gut zu Lübben, als zu Troja, in Sicilien oder zu Anet. Was für Wunder verrichtet sie nicht täglich! Sogar zu Ruppin läßt sie ihren Einfluß verspüren; wir haben hier davon Beispiele, aber die Zeit verstattet mir's nicht, Sie damit zu unterhalten. Man ruft mich, und ich höre bereits die Stimme von sechshundert Mann, die exercirt sein wollen. Ich muß hineilen, um sie so schnell als möglich abzufertigen.

Erlauben Sie mir gleichwohl, daß ich, aus Besorgniß, unsre Freundschaft möchte darunter leiden, Sie zuvor der vollkommnen Achtung versichern darf, mit der ich bin,

Mein sehr theurer Diaphan,

Ihr

sehr affektionirter und treuer

Freund,

Friedrich.

XIV.

Ruppin den 6ten Mai 1736.

Mein lieber Diaphan,

Nie hat Tantalus in dem Flusse, dessen Wasser er nicht trinken konnte, so viel gelitten, als ich, da ich Ihre Cahiers vom Wolf erhalten hatte, und sie nicht lesen konnte. Alle Queerfälle und Ueberlästigen des ganzen Erdbodens, haben sich, glaub' ich, verabredet, mir dies zu verwehren. Eine Reise nach Potsdam, tagtäglisches Exerciren, und die Ankunft meines Bruders,

ders, in Gesellschaft der Herren von Hake und von Rittberg, haben mich daran verhindert.

Stellen Sie Sich vor, mein theurer Diaphan, ich sehe diese Karavanne angewandert kommen, da ich mir eher des Himmels Einfall vermuthet hätte. Und diese Herren, die mir wie wie eine Centnerlast auf dem Halse liegen, verlassen mich mit keinem Gebeine, damit ich mich, wer weiß wohin, wünschen soll. Ein Gespräch von Wuchs, Maaß, und Zollen ist bald erschöpft; und dann geht mir's, wie Boileau, ich sitze auf dem Troknen, wie er am Ufer des Lech. *)

Was nun zu thun? Ich kam auf den Einfall, der, meines Bedünkens, nicht unschiklich war, sie in meinen Garten zu führen, den ich durchaus hatte erleuchten lassen sowohl wie den Tempel. Ich ließ ein kleines Feuerwerk abbrennen, und

*) Anspielung auf folgende zwei Verse von Boileau in seiner Epistel an König Ludwig XIV.

Et partout sur le What ainsi que sur le Lock
Le vers est en déroute & le Poete à sec.

S. *Oeuvres de Boileau* Epitre IV. *au Roi.* P. 145 nach der Berliner Edition.

habe sie übrigens so gut bewirthet, als mir's nur immer möglich war. Da es Personen sind, die von zusammengesezten Wesen mehr halten als von einfachen, die sie nicht kennen; oder, um deutlicher zu reden, die von ihren Mägen mehr Kenntnisse besitzen als von ihren Seelen, so hab' ich sie auf das Kapitel von Düval's Philoso-phie *) gebracht, der Wunder gethan und ihnen Argumente von seiner Art vorgelegt hat, woran sie bis zum Non plus ultra sich weideten. Ich wurd' es überdrüssig, sie essen zu sehn, und hätte gern zwei Tage gefastet, wenn ich das Vergnügen hätte haben können, mich, diese ganze Zeit über, mit meinem theuern Diaphan zu unterhalten. Sie wissen, wie viel ich aus Ihnen mache, und daß ich mit der größtmöglichen Achtung bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

treuer und affektionirter

Freund,

Friedrich.

*) Damals Koch des Kronprinzen.

XV.

Berlin den Mai – 1736.

Mein theurer Diaphan,

Hätte Gott Mars den Entschluß gefaßt, mich dahin zu vermögen, den Musen einen ewigen Scheidebrief zu schreiben, so hätte er sich dabei nichts anders benehmen können, als er gethan. Eine fortdauernde Reihe kindischer Beschäftigungen hält uns hier vom Anbruch des Tages bis zum Sonnenuntergang in beständiger Beschäftigung. Ihr müssen Sie es beimessen, daß ich Ihnen nicht eher geantwortet habe. Ich nutze jezt einen Augenblik der Ruhe, um Ihnen für die unendliche Mühe zu danken, die Sie Sich mit Wolf's Uebersetzung geben. Ich hab' es so einzurichten gewusst, daß ich Ihre lezten Cahiers verschiedne male habe lesen können. Ich fange an mich an seine Art zu philosophiren zu gewöhnen, und ich finde mich gegenwärtig besser in seine Sätze, als vor einigen Monaten. Zum Beweis, daß ich seinen Satz des Widerspruchs vollkommen begriffen habe, sag' ich Ihnen, daß ich Sie, da ich Sie einmal so schätze, wie Sie wissen, nothwendig nicht mehr schätzen kann; oder, um mich ver-

ständlicher auszudrükken, da ich den ganzen Umfang Ihrer Verdienste kenne, so kann ich nicht anders, als Sie von ganzem Herzen schätzen.

Ich bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

treuer und affektionirter

Freund,

Friedrich.

XVI. *)

Berlin den 28sten Mai 1736.

Mein theurer Diaphan,

Tausend und aber tausendmal Dank, daß Sie mir die Fortsetzung von Wolf gesandt haben. Da ich ihn eifrig studire, so machen Sie mir damit so viel Vergnügen, daß ich mich ausser Stande befinde, Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen.

Wir

*) Zwischen diesem und dem vorigen Schreiben sind einige wenig interessante Briefe des

Wir exerciren uns hier fast todt, und kommen deshalb doch keinen Schritt weiter; denn heute hat das Regiment Prinz Heinrich die Revue passirt, und nachdem es Wunder gethan hatte, schien der König doch nicht damit zufrieden zu sein. Er lies sogar eine Mine des Missvergnügens blikken, welche alle Zuschauer unwillig machte.

Sagen Sie mir doch den zureichenden Grund seines Zorns. Ich kann ihn weder ausser noch in ihm finden, und ich will dessen Ursach nur einem Ungefähr zuschreiben, das seine üble Laune erzeugt hat, einer Ergiessung der Galle, derentwegen er den armen Prinzen und sein Regiment mysanthropisch und hypochondrisch ansah. Gott behüte mich vor einem ähnlichen Schiksal! Meine Partie würde bald gefasst sein. Ich erwarte den Tag, den Augenblik, die Minute, wo ich von hier reisen werde, um in meine Ruhe zurükzukehren, und des Lebens zu geniessen; alsdann werd' ich mehr Zeit als jezt haben, Sie der vollkomm-

des Herrn von Suhm weggelassen, womit er verschiedne Lieferungen von seiner Uebersezung begleitete.

kommnen und aufrichtigern Achtung zu versichern, mit der ich bin,

Mein sehr theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und affektionirter

Freund,

Friedrich.

XVII.

Lübben den 1sten Juni 1736.

Monseigneur,

Der lezte Brief, womit Ihre Königl. Hoheit mich beehrt haben, fand mich in einem Zustande, worin mir eine solche Aufmunterung höchst nöthig war, wenn ich in der Welt bleiben sollte; denn eine fürchterliche Kolik hat mir den Aufenthalt in derselben ganz verleidet. Im Ernst, Monseigneur, ich habe geglaubt, bald mit den Augen des reinen Verstandes alles das zu sehen, was uns Wolf mit aller der Klarheit gezeigt hat, deren unser Fassungsvermögen auf dieser Erde fähig ist. Ich hatte mich schon ganz in den Willen

des

des Wesens ergeben, durch welches alle andre vorhanden sind. Ich vertraute meine letzten irdischen Gedanken für Ihre Königl. Hoheit dem Papiere an.

Ah! was sagt' ich Ihnen nicht über den Schmerz, den ich empfände, diese Welt zu verlassen, bevor ich Ihnen hatte die Dienste leisten können, die ich wünschte, bevor ich im Stande gewesen war, Ihnen ganz überzeugende Beweise zu geben, daß mein erster, mein heissester Wunsch der gewesen ist, Blut und Leben für Sie aufzuopfern! Dann disponirt' ich über das Einzige, worüber ich disponiren konnte — über meine Kinder, ich nahm mir die Freiheit, sie Ihrer Königl. Hoheit zu vermachen.

Da ich nachdem nichts mehr zu thun übrig hatte, würd' ich in der süssen Ueberzeugung gestorben sein, daß Sie mein Vermächtnis nicht würden verschmähet haben. Jezt aber, Monseigneur, strömt wieder neues Leben in mir, und erfüllt mich die Hofnung, es noch für Sie aufopfern zu können; jezt bin ich voll des Verlangens, Gelegenheiten zu finden, Ihnen meine und meiner Kinder ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit für Ihre geheiligte Person zu äussern; mit Ei-

nem

nem Worte, Ihnen zu erkennen zu geben, wie sehr mein ganzes Blut Ihr Eigenthum ist.

Ihre Königl Hoheit werden mir verzeihen, daß ich diesmal weniger Manuskript schikke, wie gewöhnlich; ich kann wegen der grossen Mattigkeit, die ich noch empfinde, nicht rasch arbeiten. Doch will ich diese kleine Verzögerung durch verdoppeltes Bestreben und Eifer wieder gut zu machen suchen; denn ich weiß wohl, daß das nur das einzige Mittel ist, wodurch ich mir bei Ihrer Königl. Hoheit einiges Verdienst in Betref jener Uebersetzung erwerben kann, die kein andres Verdienst hat, als daß ihr die Ehre widerfährt, den Beifall von Ihrer Königl. Hoheit zu erhalten; eine Ehre, die nur zu groß und die einzige ist, der ich sie würdig zu machen bemühet bin.

Die Art, womit Ihre Königl. Hoheit mir zu erkennen geben, daß Sie den Satz des Widerspruchs verstehn, ist mir ein ausserordentlicher Beweis von Ihrer Gnade. Aus eben jenem Grunde wird ganz Europa einsehen, daß Ihre Königl. Hoheit nicht anders sein können, als Sie sind; und daß Sie folglich der würdigste Prinz auf der Welt sind. Sie werden mir bei aller Ihrer Bescheidenheit erlauben, Ihnen dies in dem Styl

von

von Wolf zu sagen, dem es weniger um Feinheit und Eleganz, als um Richtigkeit der Gedanken und zumahl um Wahrheit zu thun ist.

Ich bin u. s. w.

XVIII.

Ruppin den 6ten Juni 1736.

Mein sehr theurer Diaphan,

Wie glüklich kann man sich preisen, wenn man bei einem Ungewitter, das sich über uns zusammenthürmt, in den Armen der Sicherheit und Ruhe schläft. Das ist genau der Fall, worin ich mich befunden habe. Wie, mein theurer Suhm, Ihr Leben, das für mich unendlichen Werth hat, hat in Gefahr geschwebt! Wie, ein frühzeitiger Tod hätten den Wirkungen meiner Erkenntlichkeit und der Ausführung meiner guten Gesinnungen Schranken setzen sollen! Nein, der Himmel, der Tugendpflichten liebt und gebeut, hat mir die Gelegenheit erkenntlich zu sein nicht rauben wollen.

Leben Sie, mein theurer Suhm, leben Sie, weil der Himmel es Ihnen vergönnt! Le-

ben

ben Sie für Ihre Freunde, die bei der warmen Anhänglichkeit, die sie für Sie hegen, den niederschlagenden Gedanken, von Ihnen getrennt zu sein, nicht würden ertragen können! Ich gestehe und seh' ein, daß Sie in der lezten Periode Ihres Lebens, der Sie so nahe waren, nichts, als der Belohnungen gewärtig sein konnten, womit der Himmel die Tugend krönt; und daß Sie folglich durch Verlängrung Ihres Lebens mehr verlieren, als wenn Sie Ihre Laufbahn vollendeten.

Aber, mein theurer Suhm, vergessen Sie die Zärtlichkeit nicht, die Sie einem Säuglinge schuldig sind, den Sie mit der reinen Milch der Philosophie noch nicht genug genährt haben. Was würde aus mir geworden sein? Denn ich begreife nur zu gut, daß ich Ihrer Augen bedarf, um zu sehen, und daß ich, wenn ich meinen Wegweiser verliere, Gefahr laufe, mich zu verirren.

Der einzige Gedanke an Ihren Tod dient mir zum Beweise für die Unsterblichkeit der Seele; denn sollt' es wohl möglich sein können, daß jenes Wesen, das Sie in Bewegung sezt und das mit so vielem Bewußtseyn, Klarheit

und

und Einsicht in Ihnen handelt, daß dies von der Materie und vom Körper so sehr verschiedne Wesen, daß diese schöne, mit so vielen bleibenden Tugenden und Annehmlichkeiten begabte Seele, dieser edle Theil Ihrer Selbst, die Wonne unsres Umgangs, nicht unsterblich wäre? Nein, zuverlässig nicht! Ich würde sogar, wenn es nöthig wäre, selbst auf dem Katheder behaupten, daß, wenn der grösste Theil Menschen vergänglich wäre und vernichtet würde, Sie, Voltaire, Boileau, Neuton, Wolf und noch einige Genies von der Klasse unsterblich sein müssten.

Ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich Ihnen Wahrheiten sage, womit ich Ihrer Bescheidenheit nahe treten werde. So wenig aber der Kolerische vermögend ist, dem ersten Anfall der ihn hinreissenden Leidenschaft zu widerstehn, eben so wenig kann ich jezt bei Ihrer Genesung und bei der Aeusserung meiner Meinung von Ihnen meine Freude und die Ergiessung meines Herzens mässigen. Wenigstens hab' ich doch das Vergnügen gehabt, es Ihnen ein für allemal zu sagen.

Ich hätte Ihnen noch Vieles über Ihr Testament zu schreiben, das mir Thränen entlokt hat.

Bei einer solchen Gelegenheit Thränen zu vergiessen, darf man sich nicht schämen. Fühllosigkeit ist der Karakter der Unmenschlichkeit und Barbarei, ein zärtliches Herz aber die Grundlage aller Tugenden.

Ich bin Ihnen für den Beischlus Ihres Briefes sehr verbunden. Diese Cahiers werde ich mit so grösserm Vergnügen lesen, da sie die erste Arbeit Ihrer wiederkehrenden Gesundheit sind. Noch immer lese ich mit der grössten Anstrengung im Wolf und suche mir seine Sätze, so tief nur immer möglich, einzuprägen. Man muß dergleichen Bücher öfterer lesen, denn sie haben einen doppelten Nutzen; sie unterrichten und demüthigen. Ich finde mich nie kleiner, als wenn ich den Satz vom einfachen Wesen gelesen habe. Was für Tiefsinn! Welche ausdaurende Bestrebsamkeit gehört dazu, alle Geheimnisse der ganzen Natur zu erforschen! Und Klarheit und Licht da zu verbreiten, wo bisher nur Schatten und Dunkelheit geherrscht haben.

Ich verlasse Sie, lieber Suhm, weil ich noch heute auf mein Landhaus muß; dies geschieht blos, um dort mit unbefangnerm Geiste

zu

zu studiren, und etwas Ruhe zu geniessen, denn während der Revuezeit hab' ich deren sehr wenig gehabt. Ich bin mit der vollkommensten Achtung,

Mein sehr theurer **Diaphan**,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

XIX.

Lübben den 16ten Juli 1736.

Monseigneur,

Wenn ich jemals Ursach gehabt habe, mit Inbrunst zu wünschen, daß Wolf bereits jene Zeichensprache möchte erfunden haben, an der es den Menschen nach seiner Behauptung gebricht, um ihre Gedanken ganz unsinnlich ausdrükken zu können, so ist es wohl bei dieser Gelegenheit. Denn wie könnt' ich wohl in unsrer gewöhnlichen Sprache den lezten Brief, den Ihre Kö-

nigl. Hoheit mir zu schreiben geruhet haben, würdig genug beantworten.

O! Monseigneur, die ehrfurchtsvollen Gesinnungen, von denen ich mich für Sie durchdrungen fühle, sind über alles das, was die Sprache der Menschen bezeichnen kann, so weit erhaben, daß mein Herz und meine Feder sich sträubt, sie so frostig hinzumalen, als ich selbst mit den energischten Ausdrükken es thun müsste. Mein ehrfurchtsvolles Stillschweigen sag' Ihnen also alles, was ich blos empfinden kann.

Wenn mir auch das Leben verhasst wäre, so würde Ihre huldvolle Theilnahme an demselben hinlänglich sein, es mir theuer zu machen. Ich kehre also mit Freuden wieder in's Leben zurük, weil der Himmel es so will, und weil Ihre Königl. Hoheit es wünschen. Aber, Monseigneur, erlauben Sie, daß dies nur geschehn darf, um hinfort blos für Sie zu leben; um das einzige Gut zu geniessen, wonach zu streben mein Ehrgeiz ist, den Besiz Ihrer Gewogenheit, um endlich ein Zeuge Ihrer Tugenden und Ihres Ruhms zu sein.

Die Fortsezung von Wolf, die ich hierbei Ihrer Königl. Hoheit zu übersenden die Ehre habe,

habe, bringt uns dem Ende des dritten Kapitels ziemlich nahe. Im zweihundertundzweiundachtzigsten Paragraph bei der vorigen Sendung hab' ich einen Fehler bemerkt; wo *Imagination* stehn sollte, steht *Entendement*.

Wiewohl ich mich genöthigt sehe, nach Dresden zu gehn, um daselbst die Zurükkunft des Hofes von Warschau zu erwarten, so werden mich doch Wolf und mein Schreibzeug nicht verlassen.

Ich bin mit der tiefsten Ehrerbietung u. s. w.

XX.

Dresden den 29sten Juni 1736.

Monseigneur,

Ich habe mich in sehr kleinen Tagereisen hieher begeben, und wiewohl ich fest entschlossen war, keine Zeit zu verlieren und unterwegs zu arbeiten, so hab' ich doch indes keine Gelegenheit dazu finden können. Uebrigens hab' ich in meinem ganzen Leben keine angenehmere und reizendere Reise gemacht, als diese. Denn ich

hatte beständig den lezten Brief in der Hand, womit Ihre Königl. Hoheit mich beehrt haben. Ich las ihn tausend und aber tausendmal, ohne mich daran sättigen zu können, und indem ich mich ohne Rükhalt den süssen Gedanken überlies, die er bei mir erwekte, bin ich hier angelangt, ohne von der ganzen Reise etwas weiter zu wissen, als daß ich von Lübben ausgefahren sei.

Ich wünschte, Ihrer Königl. Hoheit von allen den Betrachtungen, die ich während der Zeit angestellt habe, Rechenschaft ablegen zu können, aber ihrer waren so viel, und sie drängten einander so stark, daß ich mich ihrer nicht anders, als verworren, erinnern kann. Unstreitig hab' ich es nicht nöthig, Ihrer Königl. Hoheit zu sagen, wer der Gegenstand derselben gewesen ist, und wie sehr ein so grosser und erhabner Gegenstand vermögend war, meinen Gedanken und Empfindungen einen höhern Schwung zu geben. Alles, was die Menschen zu bewundern pflegen, ist in so vollem Maasse mit dem Wesen dieses Gegenstandes nothwendig verwebt, daß man sich sein ganzes Leben hindurch damit beschäftigen könnte, ohne

die

die Anlässe, die man hat, ihn zu bewundern, zu erschöpfen. Da diese Kette von Betrachtungen mich von Zeit zu Zeit wieder auf mich selbst zurükführte, fühlte ich mich den glüklichsten unter allen Sterblichen, weil ein so vollkommner Fürst Theilnahme für mich zu äussern geruhet.

Ja, sagt' ich zu mir selbst, mein Schiksal mag auch eine Wendung nehmen, welche es will, so werd' ich stets, so lange Ihre Königl. Hoheit dergleichen Gesinnungen für mich zu erhalten geruhen werden, von jederman beneidet werden. Sie, Monseigneur, haben mir meine Gesundheit, vielleicht gar das Leben wiedergeschenkt; dies Geschenk sei daher — das gelob' ich hiermit — ganz Ihnen geweiht. Nehmen Sie mich völlig zum Eigenthum hin, als ein Gut, das Ihnen durch die heiligsten Rechte zugehört. Sie haben mir eine Seelenruhe gegeben, die nichts in der Welt zu stören vermögend ist, eine Festigkeit, die nichts zu erschüttern vermag, und ich fühle innerlich, daß ich jezt, dem Schiksal zum Troz, glüklich sein kann. Eins nur ist im Stande, mich zu kränken, daß mich noch Umstände zwingen,

von Ihrer Königl Hoheit entfernt zu leben. Sie, Monseigneur, sind, um mich figürlich auszudrükken, meine Sonne; denn sobald ich den milden Einfluß Ihrer Strahlen nicht mehr fühle, befällt meine Seele ein so starker Frost, das nichts im Stande ist, sie wieder zu erwärmen. Auch gehen alle meine Gedanken, alle meine Pläne dahin, mir die Freiheit zu erhalten, dereinst unter dem milden Himmelsstrich leben zu können, welchen jenes wohlthätige Gestirn erleuchten wird, und an der Wonne des beglükten Volks Theil zu nehmen, dem sie einen ewigen seegensvollen Frühling verspricht. Ich schmeichle mir sogar, daß mir dies mit der Zeit gelingen soll, und daß ich endlich Mittel ausfindig machen werde, meine Tage bei der Zierde unsers Jahrhunderts verleben, mich in Ihrem Anschauen glüklich fühlen und Ihnen die Opfer meiner aufrichtigen Gesinnungen bringen zu können.

Das, Monseigneur, fehlt noch meiner Glütseligkeit; und ich würde unstreitig jezt ohne Betauren sterben, wenn ich jener süssen Hofnung, der einzigen Stüze meines schwachen Lebens, auf immer entsagen sollte. Mit den

Gesin-

Gesinnungen der grösten Ehrerbietung und der tiefsten Devotion bin ich bis in's Grab u. s. w.

XXI.

Berlin den 3ten Juli 1736.

Mein theurer Diaphan,

Gestern erst habe ich zwei Pakete erhalten, die Sie mir zu schikken das Vergnügen gemacht haben. Ich danke Ihnen herzlich dafür, und versichre Ihnen, daß ich keins von Ihren Cahiers lese, ohne mich zugleich zu erinnern, zu was für Pflichten mich die Erkenntlichkeit verbindet. Den Fehler im zweihundertundzweiundachtzigsten Paragraph hatt' ich schon verbessert, und das Wort *Entendement* statt *Imagination* gesezt, wie Sie mir angeben.

Endlich, mein theurer Suhm, kann man frei und ungescheut sich zur Philosophie bekennen, ohne weiter die Bannstrahlen des Pädagogen, noch erträumte Vorwürfe der Irreligion *), besorgen zu dürfen. Die Vernunft

*) Dies bezieht sich auf die Rechtfertigung Wolf's und seiner Schriften, woran der Kronprinz den grösten

Theil

nimmt die ihr gebührende Obermacht wieder zurük, und Wahn und Irrthümer werden ihre Zuflucht in den engen Gehirnen einiger schwachen Köpfe und in dem Schooß des Aberglaubens suchen.

Ich komme auf den lezten Brief, den Sie mir zu schreiben das Vergnügen gemacht haben. Was kann ich aber davon wohl anders sagen, als daß Sie wegen Ihrer blinden Freundschaft einen schwachen Sterblichen über seinen wahren Werth schäzen. Die schmeichelnden Farben, womit Sie mich malen, verschönern mich so sehr, daß ich mich nicht mehr wiedererkennen kann. Kurz, Sie leihen das Attribut der Vollkommenheit einem Wesen, das davon weit entfernt ist, und das aus allem, was es von sich selbst weiß, wahrnimmt, es sei, so gut, wie der elendeste Galeerensklav, mit dem Stempel der Menschheit geprägt.

Ich komme zu der Stelle in Ihrem Briefe, die mir die schmeichelhafteste ist, die, wo Sie mir,

Theil hatte, denn er vermochte den König eine Kommission niederzusezen, welche die Unschuld des Philosophen völlig an den Tag brachte, und den Werth seiner Werke gehörig in's Licht sezte.

mir, so zu sagen, eine Hypothek auf Ihre Person geben. Eine angenehmere Acquisition könnte ich in der ganzen Welt nicht machen. Man biete mir alle Schäze Peru's, und ich werde in der Wahl, die ich zu treffen habe, keinen Augenblik anstehn. Ich finde in Ihnen einen Schaz, der mehr frommt, als alle die, welche mir die ganze sinnliche und materielle Welt darbieten kann. Sie wissen, daß mein Herz zur Verstellung nicht fähig ist, und daß es meiner Feder sich nur bedient, um seine Empfindungen durch Zeichensprache auszudrükken.

Sagt nicht mein Lied, was es mein Herz gelehrt,
So werd' es von der Gluth, die es belebt, verzehrt.

Morgen reis' ich nach Preussen ab. Die Reise wird vier Wochen dauern, und mein Gesellschafter während der Zeit unser berühmter Lehrer Wolf sein. Leben Sie wohl, mein lieber Diaphan! Es ist überflüssig, Ihnen alle die Wünsche zu wiederholen, die ich für den glüklichen Ausgang Ihrer Absichten thue. Möchte doch einst Ihr Schiksal unzertrennlich mit dem meinigen verbunden werden! Möcht' ich Ihnen doch einst ganz meinen Wünschen gemäß meine Erkenntlichkeit bezeigen können!

Und

Und möchte mir doch jeder Tag Gelegenheit geben, Ihnen mündlich die Gesinnungen der vollkommensten Hochachtung zu wiederholen, die jemals ein Mensch hatte. Ich bin

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer Freund,

Friedrich.

XXII.

Aus dem Lager bei Welau, den 18ten Juli 1736.

Mein theurer Suhm,

Glauben Sie nicht, daß ich über die Beschwerlichkeiten der Reise und über die militärischen Beschäftigungen, womit ich beladen bin, Wolfen nur auf einen Augenblik aus dem Gesicht verliere. Er ist der Mittelpunkt, um den sich meine ganze Aufmerksamkeit drehet; je mehr ich ihn lese, je mehr Befriedigung verschaft er mir.

Ich

Ich bewundre den Tiefsinn dieses berühmten Philosophen, der die Natur studirt hat, wie Niemand vor ihm, und der bis dahin gekommen ist, Red' und Antwort von Dingen zu geben, die ehemals nicht nur dunkel und verworren, sondern auch völlig unverständlich waren. Mir kömmt es vor, als ob ich täglich durch ihn mehr Einsichten erlangte, und als ob bei jedem Saz, den ich studire, mir von neuem eine Schuppe von den Augen fiele. Es ist ein Buch, das Jedermann lesen sollte, um denken zu lernen, und bei der Untersuchung der Wahrheit einen Faden oder eine Verbindung für die Ideen zu haben.

Wir haben hier abscheuliches Wetter. Salpeter und Schwefel scheinen sich zu unsrem Untergange verschworen zu haben. Alle Tage giebt es Gewitter, und sie sind hier zu Lande so fürchterlich, daß man Tag für Tag von den Verwüstungen hört, die sie angerichtet haben. Das ist hier das Neuste; und wofern ich nicht umständliche Berichte von den mancherlei Unglüksfällen abstatten will, die sich in diesen Gegenden zutragen, so werd' ich sehr verlegen sein, wovon ich Sie unterhalten soll.

Leben

Leben Sie wohl, mein Bester! Glauben Sie, daß ich mit aufrichtiger Achtung bin,

Mein lieber Suhm,

Ihr

sehr treuer und affektionirter
Freund,
Friedrich.

XXIII.

Dresden den 6ten August 1736.

Monseigneur,

Wegen des sehr huldreichen Briefes, womit Ihre Königl. Hoheit mich beehrt haben, und wodurch Sie mir Ihre Abreise nach Preussen meldeten, hab' ich mit Absendung der Hefte meiner Uebersetzung gezögert, und diese Pause genuzt, dies Land zu durchstreifen, um einige alte Bekanntschaften wieder zu erneuern. Wie traurig ist es, Monseigneur, in einem gewissen Alter dahin gebracht zu seyn, Versorgung suchen zu müssen! Da aber unser Philosoph

mich

mich lehret, daß alles, was geschieht, seinen zureichenden Grund hat, und daß ich mich über nichts wundern dürfe, so resignir' ich mich und nehme die beste Partie, die mir zu nehmen übrig bleibt, das heisst, ich betrage mich so, daß ich mir nie Vorwürfe zu machen habe.

Ich habe einen grossen Triktrakspieler gekannt, der nach den auffallendsten Würfen, die jeden andern zur Verzweiflung gebracht hätten, mit der grössten Kaltblütigkeit von der Welt zu sagen pflegte: Was wollen Sie? Das liegt in den Würfeln! Hat man in der That je Ursach gehabt, das, was nicht von uns abhängt, so sehr zu Herzen zu nehmen, oder das, was man nicht in sich selbst finden kann, so lebhaft zu wünschen.

Wüsst' ich nicht, daß ich an den Markt Antonin unsers Zeitalters schreibe, so würd' ich nicht daran denken, ihn so lange von mir zu unterhalten, da ich es viel lieber von ihm selbst möchte. So viel Vergnügen ich aber auch daran finde, Monseigneur, so muß ich doch darauf Verzicht thun, weil Ihre Bescheidenheit nur darin Ursachen zu finden sucht, Ihren Werth noch immer geringer anzuschlagen.

Ich

Ich habe die Ehre, Ihnen hierbei eine Fortsetzung von Wolf zu schikken, in der Hofnung, daß dieser Brief gegen die Zurükkunft von Ihre Königl. Hoheit eintreffen wird, und mit dem brünstigen Wunsche, daß dies Paket Sie bei völliger Gesundheit finden möge.

Ich bin u. s. w.

XXIV.

Ruppin den 15ten August 1736.

Mein theurer Suhm,

Wenn ich Briefe von Ihnen erhalte, so sind sie immer von einem Theil Ihrer Uebersetzung begleitet, so daß mir nichts übrig bleibt, als Ihnen beständig für die Mühe zu danken, die Sie Sich meinetwegen geben. Dies thu' ich nun mit dem grösten Vergnügen, da die Lektüre von den Werken dieses Philosophen mich mit dem lebhaftesten Entzükken erfüllt.

Seit acht Tagen bin ich von einer unangenehmen Reise zurük, die Gott sei Dank sich besser geendet hat, als man es dem Anfange nach hätte erwarten sollen.

Er

Es wird Sie befremden, lieber Diaphan, vielleicht Sie sogar in Erstaunen setzen, daß ich Sie nicht beklage, da ich einen Mann, wie Sie, genöthigt sehe, eine Versorgung zu suchen. Ihren Hof beklag' ich, daß seine Augen so verblendet sind, daß sie nicht nüzliche, des Anstellens würdige Unterthanen, von denen unterscheiden können, die der Vorrechte des Glüks nur durch blinde eigensinnige Gunst der Obern im Staat geniessen.

Wie in aller Welt ist es möglich, (ich sage dies ohne die Absicht, Ihnen zu schmeicheln,) daß ein Mann von so vielen Verdiensten, Geist und Kenntnissen, wie Sie, vernachlässigt, ja sogar vergessen wird? Und was für einen Begrif kann man sich von einem Hofe machen, wo die Suhme nicht aufgesucht werden? Dadurch, daß ich Sie schätze, mach' ich eine Lobrede auf mich, denn man muß die Tugend und das Schöne selbst lieben, um sie zu schätzen:

Und bin ich etwas werth, so bin ich's darum nur.

Wozu kann es Ihnen aber nüzen, daß ich Ihnen meinen Beifall ertheile, und kraftlose Wünsche für Sie thue? Dies sind Trostgründe, die zu nichts Wesentlichem führen. Es ist ganz

ausgemacht, daß wir unser Glük nicht selbst bauen; wäre dies, so würde jeder Mensch glüklich sein. Dagegen aber ist es tröstlich für uns, zu wissen, daß das Schiksal, durch ein unwandelbares Gesez, unaufhörlich Veränderungen bewirkt. Der Himmel ist nicht stets heiter, noch die Oberfläche der Erde mit immerdauerndem Reif bedekt. Wir wollen daher, lieber Diaphan, die Zeit nehmen, wie sie kömmt, und bedenken, daß wir unumgänglich unsre Laufbahn zurüklegen müssen. Wir können unsern Weg nicht wieder von vorn anfangen, und der wesentliche Nuzen, den wir aus der Philosophie zu ziehn vermögend sind, besteht darin, uns für alles Aeussere einen Kalus zu verschaffen, und die wahre Ruhe und Glükseligkeit in uns selbst zu suchen.

Aber wie leicht ist es, lieber Diaphan, Vorschriften zu geben, und wie schwer, sie zu befolgen. Ich fühle, daß ein von Kummer zernagtes Herz in der Fülle seines Schmerzes gegen die Ermahnungen der Moral wenig empfänglich ist. Ich habe gar nichts gegen Ihr gerechtes Misvergnügen, Sie haben vielmehr in meinen Augen desto mehr Ursach dazu, da

es

es aus Christlicher Liebe entspringt, die uns Traurigkeit einflösst, wenn wir Unvollkommenheiten an unsrem Nächsten wahrnemen. Nun ist es eine grosse Unvollkommenheit, die Tugend schlecht zu kennen, und da Ihr Herr *) in dem Fall ist, so muß sie natürlich in Ihrer Seele diese Wirkung hervorbringen.

Sie konnten mir keinen zuverlässigern Beweis von Ihrer Aufrichtigkeit und Freundschaft geben, als daß Sie mir Ihr Herz öfneten, und mich ganz mit Ihrer Lage bekannt machten. Und ohne ein Mark Antonin zu sein, wünsch' ich, da ich Ihren Kummer kenne, nichts so sehr, als im Stande zu sein, ihm abzuhelfen. Leider aber glaub' ich befürchten zu müssen, ich werde nie die Wirkende Ursach von Ihrem Glük und Wohlstand sein können.

Jezt begeb' ich mich in meine Einsamkeit, wo ich mich ganz dem Studiren überlassen werde. Wolf, wie Sie Sich leicht vorstellen können, nimmt eine Stelle auf meinem Pulte ein; den

*) August III, König von Polen, Kurfürst von Sachsen, in dessen Diensten sich damals Herr von Suhm als Geheimerrat befand.

Oleur Rollin wird auch die Reihe treffen, und der Ueberrest der Zeit soll den Göttern der Ruhe und Musse gewidmet sein. Ein gewisser Dichter, von dem Sie werden gehört oder einige Werke gelesen haben, Gresset, wird zu mir kommen, und mit ihm der Abbé Jordan, Kaiserling, Fouqué, und der Major Stille .... Was für ein widriges Geschik trennt uns, mein theurer Diaphan, und warum können wir nicht zu Rheinsberg unsre Tage neben einander im Schoosse der Wahrheit und der Unschuld verfliessen sehn?

Dort, hingelagert unter Buchen
Im heitern Sonnenschein,
Lehrt Wolf uns weise sein;
Und mögen auch die Bonzen schrei'n,
Und wie sie immer wollen, fluchen.
Die Grazien, die Scherze halten
In dieser schönen Gegend haus;
Doch schliessen wir, gleich weisen Alten,
Die andern Götter auch nicht aus.
Bald, wenn der rege Dichtergeist
Uns Lobgesänge singen heisst,
Ertönt darin Gott Mars, Athene;

Bald

Bald giebt uns, Gläser in der Hand,
Gott Bacchus höheren Verstand;
Cythere'n wird bei stiller Nacht
Ein süsses Opfer dargebracht.

Das ist die Beichte, die ich Ihnen von dem Leben ablege, das wir in jenem glüklichen Aufenthalte führen, woselbst uns der Himmel lange erhalten wolle. Um auf Wolf und seine Philosophie zu kommen, so hören Sie zu Ihrem Erstaunen, daß sie mit dem Wetter einerlei Schiksal hat, und daß man ohne ein Hofthermometer *) unmöglich wissen kann, in was für Kredit sie gegenwärtig steht. Doch daran kehr' ich mich gar nicht, denn wer die Veränderlichkeit und Unzuverlässigkeit der Witterung kennt, forscht nicht mehr nach der Ursach von Dingen, die ihren Grund blos in willkührlichem Eigensinn mit hartnäkkigem Widerspruchsgeist vermischt, haben. Halten Sie mir diese Ausdrükke zu Gute, ich beschwöre Sie

*) Dies bezieht sich auf Wolf's Verfolgungen, den man beim **König**e anzuschwärzen gesucht hatte; der Berliner Hof gab diesen boshaften Verläumdungen nur zu viel Gehör.

darum, falls Sie finden sollten, daß ich zu viel sage.

Was die Uebersetzung der übrigen Werke unsres Philosophen anlangt, so hab' ich das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß seine Logik jezt unter der Presse ist, und daß man im Begrif steht, sich an die Uebersetzung seiner Moral zu machen. Was die Uebersetzung der Metaphysik anlangt, so findet man die davon vorhandne so gut, so korrekt und so genau, daß man es für überflüssig hält, eine andre zu versuchen, weil man sich in Gefahr setzen würde, Ihre Uebersetzung entweder zu plündern, oder aber eine weit weniger vollkommne und genaue zu verfertigen.

So viel kann ich Ihnen von dem Zustande melden, worin sich bei uns die Republik der Wissenschaften befindet. Was den meinigen anlangt, so bin ich wenig zufrieden, daß ich mich von Ihnen getrennt befinde. Mir scheint's, daß ich meines theuern Diaphan's nicht entbehren kann. Wie entzükt werd' ich sein, wenn ich Sie wiedersehn und Ihnen die Betheurun-

gen

gen der wahren Achtung wiederholen werde, mit der ich bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

XXV.

Dresden den 18ten Aug. 1736.

Monseigneur,

Eben hab' ich mit so vieler Freude als Ehrerbietung den Brief erhalten, mit dem Ihnen mich von dem Lager bei Welau aus zu beehren gefällig gewesen ist, und der durch einen Irrthum viele Umwege genommen hat, eh' er bis zu mir gelangte.

Ich wundre mich über die Nachricht ganz und gar nicht, Monseigneur, daß die militärischen Beschäftigungen Sie unsren Philosophen nicht haben aus den Augen verlieren lassen, denn ich weiß sehr gut, daß ein so grosses, so glükliches

und zumal so thätiges Genie, als Ihre Königl. Hoheit zu Allem Zeit zu finden wissen. Ja, es sei mir erlaubt, Monseigneur, ohne Schmeichelei zu sagen — ein prophetischer Geist scheint mir die Zukunft zu enthüllen — daß Ihre Königliche Hoheit durch diese grosse Eigenschaft, — unstreitig eine der schäzbarsten und notwendigsten, womit ein Fürst begabt sein kann, — dereinst Europa's Erstaunen und die Bewunderung der Nachwelt sein werden.

Meine Bekanntschaft mit den grossen Vorzügen Ihrer erhabnen Person, meine lebendige Ueberzeugung entreisst mir diese Prophezeihung; und eine Ihrer schönsten Eigenschaften, Monseigneur, die bezauberndste, die seltenste bei einem Prinzen, die, welche allen Ihren übrigen Tugenden ein so starkes Relief giebt, mit Einem Worte, Ihre grosse Bescheidenheit, hebt alle meine Bedenklichkeiten über die Gefahr, daß mein Lob bei jedem andren Gegenstande, ganz das Ansehen der Schmeichelei haben würde, und scheint mir die Pflicht aufzulegen, Ihnen, Monseigneur, ohne Umschweife zu sagen, was ich von Ihnen denke. Lobsprüche können ein eitles und ehrsüchtiges Herz wohl verderben, aber einer bescheid:

scheidnen Seele geben sie nur mehr Kraft; sie weiß genau ihren Werth zu schätzen, und erhebt sich dadurch weit über alle Schmeichelei.

Das Urtheil, das Ihre Königl Hoheit von unsrem Weisen fällen, ist treffend, und so, wie sein Tiefsinn und seine gründliche Philosophie es verdienen; und wiewohl wir noch nicht bis auf das Scharfsinnigste und Interessanteste für den Menschen in seiner Metaphysik gekommen sind, so haben wir doch gleichwohl unterwegs so viele schöne Kenntnisse eingesammlet, daß sie schon allein hinlänglich sind, die Mühe für unsre Unternehmung reichlich zu belohnen.

Sie haben Recht, Monseigneur, wenn Sie sagen, daß jederman, der richtig will denken lernen, Wolf's Metaphysik studiren sollte. Doch wenn alle Welt das lernen wollte, würd' es nicht blos hinlänglich sein, daß jeder die Metaphysik dieses berühmten Philosophen studirt hätte, noch sogar, daß er alle Werke desselben auswendig wüsste; denn ohne in Anschlag zu bringen, daß man, um von Wolfen denken zu lernen, eine Grundlage von Vernunft und Urtheilskraft (dies sind aber Geschenke der Natur, nicht Früchte des Studirens!) haben müsse, so muß man noch be-

denken, daß der Mensch, damit er im Stande wäre, von diesem leichten Fassungsvermögen und richtigen Denkkraft Gebrauch zu machen, noch völlig frei von allen Leidenschaften sein müsste, die ihn daran hindern könnten. Denn erstikken die Leidenschaften nicht gewöhnlich die Stimme der Vernunft? Wofern also die Metaphysik den Menschen konsequent räsonniren lassen sollte, so müsste sie unstreitig den Anfang damit machen, daß sie ihn seiner Leidenschaften beraubte. Aber, Monseigneur, was denken Sie, das daraus entstehen würde, wenn der Mensch durch das Opfer seiner Leidenschaften den Vortheil erkaufte, nie einer andren Stimme als der Stimme der Vernunft Gehör zu geben. Würdigen auch die Leidenschaften öfters den Menschen herab, so machen sie ihn doch auch wahrhaft groß, und heben ihn zu den erhabensten Tugenden empor. Man nehme dem Menschen seine Leidenschaften, so ist es auch um seine grosse Tugenden, seine schönen Handlungen, und um alle heroische Unternehmungen gethan.

Nein, nein, Monseigneur, Ihre Königl. Hoheit würden durch dergleichen Tausch zu viel verlieren, oder vielmehr die Welt durch Ihren

Ver-

Verlust. Behalten Sie also alle die schönen, alle die erhabnen Leidenschaften, deren Ihre grosse Seele fähig ist; beherrschen Sie dieselben noch ferner mit dem Zepter der Vernunft, und sie werden nie etwas anders, als etwas Grosses hervorbringen, nie das Geringste, das nicht Lob und Bewunderung verdiente.

Ich kann Ihrer Königl. Hoheit heute nur wenige Blätter senden. Sie haben mir aber die Gnade erzeigt, mir glüklichen Erfolg zu meinem Vorhaben zu wünschen, und durch diese Huld Ihrer Königl. Hoheit fühl' ich mich so gestärkt, daß ich alles thue, es durchzusetzen; das nimmt mir aber viele Zeit weg. Meine höchste Hofnung geht immer dahin, mein Schiksal soll noch eine solche Wendung nehmen, daß ich einst werde das Glük geniessen können, meine Tage bei Ihrer Königl. Hoheit hinzubringen, damit ich sie Ihnen weihen, und Ihnen so aufrichtige als überzeugende Beweise von der tiefen Ehrerbietung und der gänzlichen Dienstergebenheit vorlegen kann, mit der ich Zeit Lebens sein werde u. s. w.

XXVI.

Rheinsberg den 26sten Aug. 1736.

Mein theurer Diaphan,

Ich begreife nicht, welcher Dämon oder welcher Unstern meinen vom Lager des Friedens aus datirten Brief kann so lange unterwegs aufgehalten haben. Irgend eine feindselige Gottheit muß über mein Vergnügen an meinem Briefwechsel eifersüchtig sein, und dem sichern Gang unsrer Korrespondenz Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Sie wissen allen den metaphysischen Gegenständen, welche gemeiniglich den Stof Ihrer Briefe ausmachen, eine so orignelle und für mich so verbindliche Wendung zu geben, daß die Philosophie, die an und für sich weniger Reize fähig ist, in Ihren Händen sich in das Gewand der Artigkeit kleidet. Wenn der berühmte Fontenelle die Sternkunde von allen pedantischen Schlakken zu läutern wusste, *) so zeigen Sie uns

*) Eine Anspielung auf Fontenell's Werk über die Mehrheit der Welten, das durch die feine, munitre,

uns, wie Ihr überlegnes Genie die Metaphysik so glüklich zu wenden weiß, daß sie in Ihren Händen ein Gewebe von Höflichkeiten wird.

Die Natur musste wirklich Frankreich ein Genie wie Fontenelle geben; von der Vernunft aber waren wir ein Genie zu fordern berechtigt, das sie uns von einer liebenswürdigen Seite zeigt, das der Welt die Vorurtheile benimmt, die sie gegen dieselbe hegt; denn sie hält sie nur für eine strenge Matrone, und das macht sie verhasst. Ich bleibe in dieser weiten Laufbahn stehn, halte mitten in den Lobeserhebungen ein, welche die Wahrheit in meinen Mund legt; Ihre Bescheidenheit verbietet mir fortzufahren, daher kehr' ich wieder zu Ihrem Briefe zurük.

Ich

tre, ja sogar galante Behandlungsart des Verfassers grossen Ruf erlangt hat. Der Kommentar, mit dem es von unserm J. E. Bode im Teutschen ist beschenkt worden, worin es berichtigt wird, und die neuern Entdekkungen in diesem Felde mitgetheilt werden, hat ihm einen weit höhern Werth gegeben. Ich freue mich sehr, dem Publikum ankündigen zu können, daß eine neue sehr verbesserte Ausgabe dieses Buchs in Kurzem erscheinen wird.

Der Uebersezer.

Ich sehe nicht ein, daß es ein grosses Uebel sein würde, wenn uns die Philosophie von jenem grausamen Ehrgeiz, von jenem glühenden Durst nach Reichthümern befreite, woraus die blutigen Kriege quellen, die das menschliche Geschlecht aufreiben. Wären wir auch ärmer an einigen Helden, an wie vielen Sterblichen würden wir nicht reicher sein, die als lohngedungne Opfer der schrankenlosen Raserei und des unzubändigenden Ehrgeizes ihrer Herren gefallen sind. Darüber darf uns nicht bange sein, lieber Diaphan! In wenig aufgeklärten Zeiten waren die Sokrate, die Platone, die Aristotele die Erleuchter der Welt, und das Menschengeschlecht ward verderbt, und überlies sich seinen heftigen Leidenschaften. In unserm aufgeklärtern Jahrhunderte kann man die Deskartes, die Leibnitze, die Newtons, die Wolfe zählen, Männer, die jenen so weit überlegen sind, als das reifere Alter der Kindheit; und wir haben nicht zu befürchten, daß, ungeachtet der Evidenz und Vernunft, diese Männer uns lehren werden, geistige Dinge denen vorzuziehn, welche in die Sinne fallen. Allem Anschein nach wird man in der Theorie der Philosophie weiter kommen lernen, aber mit der Praxis wird es deshalb um nichts besser gehn.

Ich

Ich nehme die Cahiers, die Sie mir zugesandt haben, mit wahrer Freude an, und versichre Ihnen, daß ich diese Gefälligkeit zu schätzen weis. Wie können Sie bei Ihren Beschäftigungen noch Zeit zum Uebersetzen, einem so schweren, unangenemen und lästigen Geschäft, übrig behalten.

Ich wünsche von Herzen, daß Ihre Bemühungen den guten Erfolg haben mögen, den Sie so sehr verdienen. Nein, es ist nicht erlaubt, daß Leute, wie Sie, von der Glüksgöttin Almosen heischen; billig müsste sie als die unterste Sklavin die Ketten des Verdienstes tragen und ihm folgen.

Ihre Wünsche, mein theurer Diaphan, entsprechen den meinigen vollkommen, wenn Sie äussern, daß Sie auf immer bei mir sein möchten. Ich kann Ihnen versichern, daß ich es eben so sehr wünsche, Sie bei mir zu haben. Möchte doch der Himmel meinen Wünschen weniger entgegen sein, als er es bisher gewesen ist, *) und den feurigsten derselben erhören! Möchte er doch

unsre

*) Allen Lesern, die sich genau erinnern, wie streng der Kronprinz von seinem Vater behandlet wurde, wird diese Stelle verständlich genug sein.

unsre Schiksale dergestalt vereinigen, daß nur der Tod im Stande ist, uns zu trennen und Ihnen Beweise von der wahren Achtung und der aufrichtigen Freundschaft zu geben, mit der ich bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr
sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,
Friedrich.

XXVII.

Dresden den 27sten August 1736.

Monseigneur,

Die tödtliche Unruhe, die ich während der Zeit empfand, da ich Ihre Königl. Hoheit auf einer rauhen und langwierigen Reise wusste, konnte nicht besser, als durch den schäzbaren Brief gestillt werden, womit Sie mich seit Ihrer Rükreise beehrt haben. Denn die Versicherung, daß Ihre Königl. Hoheit einer so voll-

vollkommnen Gesundheit genieſſen, als meine feurigſten Wünſche Ihnen unabläſſig vom Himmel erflehen, tröſtet und beruhigt mich völlig über alle die Zufälle, die mir in dieſer Welt begegnen können. Und wenn bei einem Zurükblik auf mich, noch einige Traurigkeit in mir übrig bleibt, ſo hat die grosmüthige Güte, womit Ihre Königl Hoheit Sich für mein Schikſal zu intereſſiren geruhen, eine ſo reine, ſo lebhafte und ſo vollkommne Freude verurſacht, daß ich jezt der ganzen Welt Troz biete, meine Ruhe zu erſchüttern.

Die gründlichen Betrachtungen Ihrer Königl. Hoheit haben mich vollends zum Stoiker gemacht. Philoſophiſche Gründe verſtärken einander, und bedürfen keines fremden Beiſtandes; inzwiſchen iſt es mir doch vorgekommen, als wenn ſie mehr Stärke, oder wenigſtens, mehr Auffallendes in dem Munde eines groſſen Prinzen hätten, und dies darum, weil man ſie von einer ſo hohen Stufe herab ſelten hört. Ich bin hier freilich nicht in gleichen Verhältniſſen mit andren Menſchen und habe das Glük, dies Wunder ſo in der Nähe zu ſehn, daß ich es nur ehrfurchtsvoll anblikken ſollte,

ohne davon frappirt zu werden. Doch, Monseigneur, man sieht in Ihnen einen so vollkommnen, einen so einzigen Fürsten, daß Sie gewärtig sein müssen, das Erstaunen, das Sie erregen, nur mit dem Leben aller derer aufhören zu sehn, deren Wonne und Bewundrung Sie zu machen im Begrif stehn.

Die dichtrische, so lebhafte und so reizende Beschreibung, die mir Ihre Königl. Hoheit von Ihrem Aufenthalte gegeben haben, hat zwei ganz entgegengesezte Empfindungen bei mir bewirkt. Ich finde grosses Vergnügen in dem Gedanken, daß Sie daselbst der Einsamkeit und der Ruhe geniessen, die Ihre grosse Seele aus Geschmak sucht und aus Gründen vorzieht, weil sie die Nahrung, die Seelen Ihrer Art angemessen ist, darin besser findet: aber ich fühle auch den peinigendsten Schmerz, meine Tage nicht dort verleben und selbst an dem Glük derjenigen Theil nehmen zu können, die der Gegenwart und des schäzbaren Umgangs von Ihrer Königl. Hoheit daselbst geniessen. Ja, dies ist die einzige Prüfung, von der ich zweifle, daß mein Stoicismus sie aushält;

unter-

unterstüzte mich nicht noch Hofnung, so erläg' ich unfehlbar.

Wolf's Philosophie ist seit der Zeit geborgen, da Ihre Königl. Hoheit sie mit Ihrer Gunst beehren, und ich hoffe auch, sie werde für den Schuz, den sie von Ihnen geniesst, dankbar sein, und mir, so wie Sie, den Nachtheil verzeihen, den ihr meine Uebersezung vielleicht doch zugezogen hat, wenn auch gleich Ihre Königl. Hoheit sie zu loben geruhen. Noch mehr Beruhigung giebt mir die Hofnung, daß die andren Uebersezungen, woran man jezt arbeitet, wie ich zu meinem Vergnügen vernehme, Sie für Alles entschädigen werden, was Sie bei der meinigen ausgestanden haben.

Genehmigen Sie, Monseigneur, die Versichrungen meiner tiefen Ehrerbietung und meiner vollkommnen Dienstergebenheit anzunehmen u. s. w.

XXVIII.

Rheinsberg den 3ten September 1736.

Mein theurer Diaphan,

Sie äussern den Antheil, den Sie an meiner Gesundheit nehmen, auf die allerverbindlichste Art; auch kann ich Ihnen versichren, daß Sie mehr, denn irgend jemand, Recht haben, Sich dafür zu interessiren. Ohne eine mir nicht natürliche Sprache zu entlehnen, (ich meine die Sprache der Falschheit) kann ich Ihnen versichern, daß ich Sie unendlich schätze, und damit Sie dies desto lebhafter empfinden, sag' ich Ihnen blos, daß meine Freundschaft Ihren Verdiensten gleich kömmt.

Es ist sehr natürlich und billig, daß ich mich für Alles, was Sie betrift, lebhaft interessire. Billigkeit und Gerechtigkeit fordern pflichtmässig: das Glük eines Mannes solle der Grösse seiner Tugenden angemessen sein; und durch Sympathie hingerissen, verlang' ich Ihr Bestes. Sie wissen, ohne daß ich es Ihnen zu wiederholen brauche, daß bei der auf Achtung gegründeten Lieb' und Freundschaft die

die Kenntnis der Vollkommenheiten an dem geliebten Gegenstande die Grundursach unsers Vergnügens ist. Daher ist die Idee, die ich mir von Ihren Vollkommenheiten mache, der Grund der vollkommnen Achtung, die ich für Sie hege. Sie ist Ursach, daß ich Antheil an Ihrem Schiksal nehme, für Ihre Person Wünsche thue und ein brennendes Verlangen trage, Ihr Glük auf immer gründen zu können.

Sagen Sie mir nichts mehr von mir selbst, mein theurer Diaphan; nichts verführt das Herz des Menschen leichter, als Lobeserhebungen; und ich glaube, Sie gehören zu sehr zu meinen Freunden, als daß ich Sie fähig halten sollte, mich in das lächerlichste von allen den Lastern zu stürzen, die einen Sterblichen herabzuwürdigen vermögend sind, in jene thörichte Eitelkeit, bei der man sich übergrosse Begriffe von seiner Wenigkeit macht.

Wenn Ihnen meine Verse Lust eingeflösst haben, hieher zu kommen, so haben sie die ganze Wirkung gehabt, die ich mir davon versprach. Es würde mir ausserordentlich erfreulich sein, wenn Sie hierher kämen, und wenn irgend eine Angelegenheit im Holsteinischen

Sie in diese Gegenden führte; noch erfreulicher wär' es mir aber, wenn Ihre Börse sich im Stande befände, dergleichen Reisen zu bestreiten.

Was **Wolfen** anbetrift, so behalt' ich mir vor, Ihnen dereinst meine grenzenlose Erkenntlichkeit zu bezeigen, und ich hoffe, Sie werden überzeugt sein, daß ich die viele Mühe einsehe, die Sie Sich meinetwegen geben, und daß ich den ganzen Umfang der Verbindlichkeit kenne, die ich gegen denjenigen habe, der mich Vernunftschlüsse machen lehrt, und meine Begriffe berichtigt und aufklärt. Ich will hoffen, daß die Zukunft mir mehr günstige Gelegenheiten darbieten wird, um Ihnen offenbar zu beweisen, daß ich mit vollkommner Achtung bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

XXIX.

Dresden den 3ten Sept. 1736.

Monseigneur,

Ihnen alles das auszudrükken, was ich bei dem huldreichen Briefe empfand, womit Ihre Königliche Hoheit mich den sechsundzwanzigsten des vergangnen Monats zu beehren geruhet haben, geht weit über meine Kräfte; Ihnen mit eben so lebhaften als treuen Farben das Gemisch von Rührung und Schaam, und die Empfindungen der Ehrerbietung und Erkenntlichkeit zu schildern, womit Ihr schäzbarer Brief mich durchströmte, dazu gehört eine ganz andre Feder, als die meinige.

Glauben Sie aber nicht, Monseigneur, daß vielleicht das Lob, das Sie mir, ohne alles Verdienst, beizulegen beliebt haben, so starken Eindruk auf mich gemacht hätte. Nicht das, sondern etwas, das mir viel mehr schmeichelt, weit stärker auf mich wirkt, das Zeugniß, das ich darin von Ihrer schäzbaren Freundschaft finde, die so rührende Theilnahme, die Sie für mein Schiksal äussern, und die dessen ganze Strenge mildert.

Könnte irgend etwas auf der Welt mich eitel machen, so wär' es nicht das armseelige Verdienst, das vielleicht meine Wenigkeit besizt, sondern die Achtung und Gewogenheit, womit Ihre Königl Hoheit mich so unverdient beehren. Und so ist es zu meiner eignen und völligen Befriedigung hinlänglich, daß ich mich erdreisten darf, zu hoffen, daß Ihre Königl. Hoheit mich Ihrer Gewogenheit nicht unwürdig finden, und daß Sie von mir, so wie ich nun einmal bin, meine Huldigungen, ja ich wag' es zu sagen, meine Anbetungen nicht verschmähen. Denn, wenn jemals ein Sterblicher angebetet zu werden verdiente, so war es sicher ein Fürst, der, wie Sie, die seltensten, die grössesten Eigenschaften und die erhabensten Tugenden in sich vereinigte; ein Fürst, der, wie Sie, alles, was nur je von grossen Männern vorhanden gewesen war, zum Muster nahm, der aus allen diesen Karakteren das auswählte, was sich bei Einer Person vereinigen lässt, und eifrig dahin strebt, seinen Karakter darnach zu bilden.

Werden Sie nicht ungehalten, Monseigneur, daß ich so meine Gesinnungen ergiesse,

die

die aus der lebhaftesten und innigsten Ueberzeugung entspringen, sondern erlauben Sie vielmehr, daß die Wahrheit durch meinen Mund zu Ihnen sprechen darf; sie kennt keine Schmeichelei und die Nachkommenschaft wird dereinst inne werden, daß ich jener Göttin allein hier gehuldigt habe!

Ich gestehe mit Ihnen ein, **Monseigneur**, daß Lobeserhebungen selbst das Herz eines Fürsten verderben und verführen können; aber sicher nie das Herz eines Fürsten, der, wie Sie, selbst in den verführerischten Lobsprüchen nur Nahrung für seine Bescheidenheit findet; eines Fürsten, der so gut, wie Sie, das wahre Verdienst zu schätzen weiß, und daher nothwendig wahre Lobsprüche von falschen unterscheiden wird; eines Fürsten, der vor der Doppelzüngigkeit kriechender Schmeichler Abscheu hat, und immer im Begrif ist, dies Gesindel zu entlarven und zu Schanden zu machen; der immer auf dem Punkt steht, sie mit der unglüklichen Phädra so zu apostrophiren:

Verhaßte Schmeichelei, Geschenk, wie Tod und Grab,
Das Königen im Zorn die Hand der Gottheit gab.

Ja, Monseigneur, ein Fürst, wie Sie, kann ohne Skrupel und mit vollkommner Sicherheit die schmeichlerischten und verführerischten Lobeserhebungen annehmen und sogar Vergnügen daran finden; er kann die verdiente Huldigung genehmigen, die man seinen Tugenden erweist, ohne Furcht, dadurch verblendet zu werden; kann sogar in aller Unschuld und ohne die geringste Schwäche zu bezeigen, sein Ohr voll Nachsicht und ohn' alle Besorgnis eigennützigen oder verfänglichen Lobeserhebungen darbieten. Es ist sogar der grösste und herrlichste Triumph für seine Tugend, wenn er sie durch diese Klippen unbeschädigt durchbringt; er kann keinen sichrern Beweis von der Grösse seiner Seele und von der Festigkeit seiner Tugenden geben, als wenn er sich über alle Angriffe der verführerischten Schmeichelei emporschwingt.

Doch wo reisst mich mein Enthusiasmus für die Wahrheit hin? Ich muß befürchten, Ihrer Königl. Hoheit zu misfallen, und diese Furcht überwiegt sogar das Vergnügen, die angenehmsten Empfindungen meiner Seele zu ergiessen. Ich thue mir also Gewalt an, und so sauer mir das Schweigen auch wird, so

werd'

werd' ich doch das Glük nicht zu theuer erkaufen, nie in Ihre Ungnade zu fallen und Ihnen nie Ursach zu geben, im mindesten an der vollkommnen Unterwürfigkeit und der tiefen Ehrerbietung zu zweiflen, mit der ich bis zu meinem lezten Seufzer sein werde.

XXX.

Potsdam den 20sten Sept. 1736.

Mein theurer Diaphan,

Die Umwege, welche Ihre Briefe nehmen, eh' sie zu mir kommen, verzögern immer meine Antworten. Jezt erst hab' ich Ihr Schreiben vom dritten samt dem Beischlus erhalten. Ich find' es überflüssig, Ihnen die Versichrungen der Erkenntlichkeit zu wiederholen, die ich Ihnen wegen Ihrer vielfältigen Bemühungen schuldig bin. Durch ein glükliches Ungefähr hab' ich erfahren, daß Sie eine Pariser Uhr zu haben wünschen, und durch ein gleiches Ungefähr bin ich zu einer gekommen. Ich sende sie Ihnen anbei, lieber Diaphan, in der Hofnung,

nung, daß Sie dieselbe als ein schwaches Merkmal meiner Freundschaft annehmen werden.

Nicht diese Uhr wird Sie belehren, was die Zeit ist, darüber hat Wolf uns alle Beide unterrichtet. Ich bitte Sie zu glauben, lieber Diaphan, daß ich nichts brünstiger wünschte, als Ihnen beständige Merkmale meiner Freundschaft geben zu können, so daß Sie hinfort nach keiner andren Epoche in Ihrem Leben rechnen möchten, als nach der, wo ich Ihnen Beweise meiner Freundschaft geben werde.

Ich kann diesen Brief nicht schliessen, ohne Sie noch einmal recht ernsthaft zu bitten, mir in Ihren Briefen weder Grösse noch Erhabenheit beizumessen. Wenn ich sie lese, glaub' ich immer, daß sie nicht an mich gerichtet sind, denn ich erkenne mich gar nicht unter den Zügen, womit Sie mich abmalen. Sehn Sie weiter nichts, als einen aufrichtigen Freund in mir, und Sie werden Sich nie irren; preisen Sie aber nicht Verdienste an mir, die ich nicht zu besitzen errörhen muß. Leben Sie wohl, mein theuer Diaphan, ich bin ganz der Ihrige,

Friedrich.

XXXI.

XXXI.

Dresden den 28sten Sept. 1736.

Monseigneur,

Das Uebermaas meiner Freude, über den huldreichen Beweis, den Ihre Königl. Hoheit mir von Ihrem Andenken und von Ihrer Freundschaft, sowohl durch Ihr verbindliches Schreiben vom zwölften, als durch das beigefügte angenehme Geschenk zu geben geruhen, benimmt mir jeden Ausdruk, der vermögend wäre, Ihnen dafür meine Erkenntlichkeit, so wie ich sollte, zu bezeigen. In der That, welche Worte wären nachdrüklich genug, um nur blos den tausendsten Theil dessen zu sagen, was ich empfinde!

Ah! ich sehe ein, Monseigneur, daß die Waffen, welche uns die Philosophie gegen den Uebermaas des Schmerzes darbeut, gegen die Entzükkungen der Freude zu schwach sind; und ich, der ich bereits — ich sage dies dreist — gegen die Schläge des Schikksals abgehärtet genug bin, fühle, daß ich den Liebkosungen des Glüks erliegen muß.

Ja, Monseigneur, glauben Sie der Aufrichtigkeit meines Herzens! Ich übertreibe nicht; es ist meine höchste Glükseeligkeit auf Erden, an die grosmüthige Gnade, an die huldvollen Beweise der unschäzbaren Freundschaft zu denken, womit der grösste, der würdigste Prinz mich überhäuft. Und wie könnt' ich wohl in den Entzükkungen der Freude, wovon mein Herz berauscht ist, nur Einen Ausdruk aufbringen, der den feurigen Empfindungen entspräche, wovon mein Herz entflammt ist; Empfindungen, die so leidenschaftlich sind, wie die Liebe.

Mein armer Körper ist zu matt, um eine so gewaltige Erschütterung aushalten zu können; zu schwach, einem so glühenden Feuer zu widerstehen, das ihn verzehren könnte; und nur in dem Augenblik, wo meine Seele sich in einer ruhigen, friedlichen Lage befindet, bin ich erst im Stande, einen schwachen Umris von den Empfindungen zu zeichnen, die meine ganze Seele erfüllen.

Wer kann sich jemals meine Liebe zu dieser vortreflichen Uhr, dem unschäzbaren Beweis der Freundschaft Ihrer Königlichen Hoheit

denz

denken? Hundertmal des Tages find' ich Vergnügen daran, sie repetiren zu lassen. Doch warlich! nicht sowohl dies Geschenk an und für sich selbst, sondern die so edle und feine Art, womit es mir zugestellt ward, und die verbindlichen Ausdrükke, die es begleiten, haben einen so lebhaften Eindruk auf mich gemacht.

O Monseigneur, Sie wissen den Werth Ihrer Gewogenheitsbezeigungen unendlich zu erhöhen. Sein Sie überzeugt, ich beschwöre Sie, daß diese Uhr nicht eine Sekunde bezeichnet, worin ich nicht Wünsche meiner Erkenntlichkeit thue; nicht eine Sekunde, wo sie mich nicht auf dem feurigen Verlangen überrascht, mich zu den Füssen von Ihrer Königl. Hoheit zu befinden, um Ihnen meine Anbetung zu bezeigen. Meine Ungeduld in dem Stük ist auf's höchste gestiegen, und ich zähle die Augenblikke der traurigen Entfernung, worin ich zu leben mich verdammt sehe, unter meine Unglüksfälle. Hielten die Beweise Ihrer fortdauernden Gewogenheit, die Ihre Königl. Hoheit so oft gegen mich zu erneuern belieben, mich nicht noch aufrecht, so würd' ich unstreitig schon längst erlegen sein.

Doch

Doch ich schmeichle mir, bald aus einer so grausamen Ungewisheit zu kommen, und tröste mich indes durch die Versichrungen Ihrer Wohlgewogenheit. Erhalte Sie mir dieselbe, Monseigneur, fordern Sie mein Leben dafür. Ich bin immer bereit, es für Sie hinzugeben, und werde mich für den glüklichsten unter allen Menschen halten, wenn ich es Ihnen bis zu meinem lezten Seufzer widmen, ja sogar, wenn es erforderlich ist, für Sie aufopfern kann, um Ihnen zu beweisen, mit was für Gesinnungen ich bin u. s. w.

XXXII.

Rheinsberg den 23sten Oktober 1736.

Mein sehr theurer Diaphan,

Eben hab' ich die zwei Briefe, die Sie an mich zu schreiben mir die Freude gemacht haben, zugleich von Ihnen erhalten. Ich danke Ihnen für die angeschlossnen Uebersetzungen aus dem Wolf. Daß Sie wegen der übersandten Uhr so viele Aeusserungen von Dankbarkeit machen, hat mich nicht wenig Wunder genom-

genommen. Eine Zeile von Ihrer Hand würde mich für diese geringe Kleinigkeit hinlänglich bezahlt haben.

Lieber Diaphan, Sie müssen wirklich einen grossen Fond von Dankbarkeit haben, daß Sie auf Veranlassung eines Nichts so beträchtlichen Aufwand davon machen. Wenn Ihre Erkenntlichkeit sich bei Gelegenheit einer Uhr, eines Nichts, das höchstens nur für ein schwaches Merkmal meiner Freundschaft kann angesehn werden, so dankbar zeigt, was muß man da nicht von einem Herzen, wie das Ihrige, erwarten, das Gefälligkeit so tief zu empfinden und so lebhaft zu erkennen weiß? Es ist ein Vergnügen, Sie zu verpflichten, aber dies ist nicht das einzige Motif, das mich dazu bestimmt.

Ich glaube, Sie werden es nicht ungern sehen, wenn ich Ihnen ein Paar Worte von unsren ländlichen Zeitvertreiben schreibe; denn mit Personen, die uns theuer sind, spricht man gern recht ausführlich, und das von jeder Kleinigkeit. Wir haben unsre Beschäftigungen in zwei Klassen getheilt, die erste begreift die nüzlichen, die andre die angenehmen in sich. Zu den nüzlichen

zähle ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; zu den angenehmen die Musik, die Tragödien und Komödien, die wir vorstellen, die Maskeraden und Schmäuse, die wir geben. Die ernsthaften Beschäftigungen haben gleichwohl immer den Vorrang vor den übrigen, und ich wag' es, Ihnen zu sagen, daß wir einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, und uns ihrer nur bedienen, um dem Geist Erholung zu geben, und die Morosität und den zu grossen philosophischen Ernst zu mässigen, die sich nicht leicht durch die Grazien aufheitern lassen.

Wir Menschen sind nun einmal in der unglüklichen Lage, daß wir auf einem sehr schmalen Pfade wandlen müssen, auf dessen beiden Seiten es zwei tiefe Abgründe giebt, die man Misbräuche nennt. Man kann in der Weisheit und in der Thorheit ausschweifen, und sich in Beiden gleich lächerlich machen; um nun kein würdiger Kandidat des Narrenhospitals zu werden, muß man diese beiden Extreme sorgfältig vermeiden, und Scherz mit Ernst und Vergnügen mit Arbeit paaren.

Was Sie anlangt, der Sie an einem glänzenden Hofe sind, wo der gute Geschmak herrscht, *) so bedürfen Sie nicht der Gegengifte, die wir hier nehmen; und das Einzige, was ich glaube Ihnen empfelen zu müssen, ist, daß Sie Sich in Geduld fassen, und Seneka's Kapitel von Verachtung der Reichthümer lesen.

Ich wünschte Ihnen wesentlichern Trost geben zu können, als man in Büchern findet; und daß meine gute Gesinnungen den glüklichen Erfolg hätten, den derjenige wünscht, der mit der grössten Aufrichtigkeit und der ersinnlichsten Achtung ist,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr affektionirter und treuer

Freund,

Friedrich.

*) Zu den Zeiten August's III. war der Dresdner Hof bekanntlich einer der glänzendsten und prächtigsten in Europa.

XXXIII.

Dresden den 24sten Oktbr. 1736.

Monseigneur,

Einige häusliche Verhinderungen haben mich in die verdrüsliche Nothwendigkeit gesezt, meine Uebersetzung zu unterbrechen; und, um mein Misvergnügen auf's höchste zu treiben, erfahr' ich nach meiner Rükkehr in die Stadt durch einen Brief aus Berlin, daß zwei von meinen Paketen sind aufgehalten worden, ohne daß ich noch die Ursach davon errathen kann; ich habe sogleich alle nöthige Maasregeln genommen, um davon auf's schnellste unterrichtet zu werden, damit ich für die Zukunft dieser Unannehmlichkeit vorbeugen kann.

Ich schmeichle mir, Monseigneur, daß Sie diesen kleinen Aufhalt, dem ich nicht habe zuvorkommen können, nicht übel nehmen, sondern vielmehr überzeugt sein werden, daß nichts in der Welt mir so sehr am Herzen liegt, als mit allem nur möglichen Eifer und Schnelligkeit die Befehle zu vollziehen, womit Ihre Königl. Hoheit mich zu beehren belieben.

Mein hiesiger Buchhändler hat mir die Uebersetzung von Wolf's Logik geschikt, deren Verfasser Herr Deschamps ist. *) Ich bin

*) Jean Deschamps., der jüngre Bruder von dem, der 1785 als Prediger in Berlin starb, befand sich als Kandidat bei der Kirche zu Rheinsberg; da er vor dem Hofe predigte, legte er sich den Kapellanstitel bei. Der Kronprinz besuchte nie seine Predigten. Herr Deschamps, der zu Marpurg Wolf's Schüler gewesen war, übersezte zuerst dessen Teutsche Logik in's Französische, und diese Uebersetzung wurde vom Publikum gut aufgenommen. Nachher trug er das ganze Wolfische System in Briefen an einen seiner Freunde, einen jungen Gottesgelehrten, Namens Cabrit, vor, der 1741 als Pastor an der Französischen Kirche zu Frankfurt an der Oder starb. Litterärische Neuigkeiten machten fast immer den Schluß dieser Briefe aus. Wie Voltaire 1740 nach Berlin gekommen war, unterstand sich Deschamps, dessen Porträt am Ende eines dieser Briefe aufzustellen, und ihn als eine der häslichsten und lächerlichsten Figuren. Der König wurde über diesen unverschämten Ausfall ungehalten, und ließ auf seinem Schlosse ein Lustspiel aufführen, wovon man ihn selbst für den Verfasser hielt. In dem einen Auftritt kömmt ein Buchhändler zum Vorschein, der die Bücher anzeigte, wovon er guten Absaz machte; er wies sodann auf grosse auf einander gethürmte Bücherballen und sagte: Das ist Deschamps Philosophie; die verkauf' ich ellenweise.

Des

sie sogleich begierig durchlaufen, und sie hat mir gut geschienen. Nachher stieß ich von ungefähr auf die Zueignung, auf die ich vorher nicht Acht gehabt hatte. Ich will es Ihnen nicht verheelen, Monseigneur, daß mein Herz freudiger schlug, als ich über der Dedikation den Namen von Ihrer Königl. Hoheit erblikte, und eine nie gefühlte Empfindung brachte all mein Blut in eine heftige Wallung. Ich glaube — denn warum sollt' ich es nicht offenherzig gestehn? — ich glaube, es war eine Regung des Neides.

Wie aber der erste Eindruk vorüber war, nahm die Vernunft sogleich ihre Herrschaft wieder, und half mir eine Empfindung erstikken, welche einer Person so unwürdig ist, die Sie mit so vielen Gütigkeiten beehren. Zur Belohnung eines so offenherzigen Geständnisses wag' ich es zu hoffen, daß Ihre Königl. Hoheit diese Schwachheit auf immer in Vergessenheit begra-

Deschamps erfuhr dies natürlich wieder, ward dadurch tief gebeugt, schlos sich etliche Tage lang ein, reiste sodann fort, ohne etwas zu sagen, ging nach Kassel, lies sich dort ordiniren, und begab sich nach London, wo er an der Savoykirche Prediger ward, und 1760 starb.

begraben, und mir dadurch die Schaamröthe ersparen werden, welche mir das kleinste Wort von Ihnen hierüber nothwendig in's Gesicht treiben muß.

Ich habe also diese Zueignung mit dem lebhaften Interesse gelesen, das ich bei allem empfinde, was Ihre Königl Hoheit betrift; und indem ich mich in Ihre Stelle, das heisst, indem ich mich durch das Gefühl von Ihren erhabnen Eigenschaften weit über mich selbst hinausschwang, glaubt' ich für Sie bei dieser Lektüre einige Verlegenheit zu empfinden. Nicht, daß Ihre Königl. Hoheit durch Ihre herrliche Eigenschaften nicht weit über alle Lobsprüche in dieser Zueignungsschrift erhaben wären, die alle wahr, obgleich schlecht gesagt sind, sondern weil Ihre grosse Bescheidenheit sich schlechterdings weigern würde, sich in Ihrem Porträt zu erkennen, und weil sie um so mehr in Verlegenheit geräth, je getreuer das Gemälde ist.

Doch, da fall' ich wieder, ohne es gewahr zu werden, in den Fehler zurük, den Ihre Königl. Hoheit mir so oft vorgeworfen haben. Verzeihen Sie, Monseigneur, mein Herz allein ist strafbar; dies Herz, die Lebhaftigkeit

meiner Empfindungen, die mich überrascht, verführt mich jedesmal, da ich von Ihnen spreche; mein Wille ist Ihnen vollkommen unterwürfig, und kann Ihnen nicht ungehorsam werden; aber mein Gefühl reisst mich fort. Inzwischen muß ich es doch thun, weil Sie es so wollen; ich werde also über mich wachen, und mir schlechterdings, wenigstens gegen Sie Selbst, jene süssen Ausbrüche eines Herzens untersagen, das von Ihrer durchlauchten Person zu voll ist, um sich nicht gern unaufhörlich in Lobsprüche über Ihre schöne Eigenschaften zu ergiessen; eines Herzens, das zu offen ist, um das zu verbergen, was es empfindet, und zu aufrichtig, um vorzuspiegeln, was es nicht fühlt. Ja, ich würde sogar, wenn Sie beföhlen, um Ihnen zu gefallen, das Sprechen ganz aufgeben.

Es war für Herrn Deschamps ein grosses Glük, daß er für's Publikum schrieb; denn da er sonach nicht verbunden war, zu wissen, was Ihrer Königl. Hoheit gefallen oder misfallen konnte, so hatte er ein schönes weites Feld, sich ganz in dem Lobe eines Prinzen auszubreiten, dessen Karakter zu preisen ihm Pflicht war. Fürwahr, er hat eine schrankenlose Begierde in mir

ers

erregt, Schriftsteller zu werden, um mich einmal, in dem Genuß der Vorrechte, welche dieser Name mir gäbe, ganz frei über eine Materie äussern zu können, wovon mein Herz so voll ist, und ganz ohne Zwang das zu sagen, was ich davon denke. Indes wird es mir nie einfallen, zu wähnen, daß meine Uebersetzung, wenn man sie auch noch so stark verbesserte, mir je dies Vorrecht verleihen könne, man müsste denn Alles ganz umschmelzen.

Ich weiß es Herrn Deschamps vielen Dank, daß er sich in seiner Vorrede über die Schwierigkeiten ausgebreitet hat, die sich überhaupt bei Uebersetzungen aus dem Teutschen in's Französische hervorthun, und besonders bei einer Uebersetzung von Wolfs Metaphysik. Wenn also Ihre Königl Hoheit bereits einen Blik auf diese Vorrede geworfen haben, so werden Sie Gelegenheit gehabt haben, Sich zu überzeugen, daß ich bei Uebernehmung dieser Uebersetzung, um Ihnen gehorsam zu sein, ohne Bedenken eine Unmöglichkeit übernommen habe.

Aber ich will in diesen Gesinnungen sterben, Monseigneur; und durchgängig, wo meine Kräfte nicht zureichen, sollen Sie wenigstens

den glühenden Eifer und die gänzliche und vollkommne Ergebenheit erkennen, mit der ich Zeit Lebens mit tiefster Ehrerbietung bin u. s. w.

XXXIV.

Rheinsberg den 7ten Novbr. 1736.

Mein lieber Diaphan,

Sie haben nicht Ursach, Sich über die wenige Pünktlichkeit zu entschuldigen, womit Sie Ihre Briefe mir übersenden, denn Sie haben sicherlich keinen Antheil daran. Die Schuld war mein; ich hatte falsche Maasregeln genommen, um sie zu erhalten; und ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie unsrer Korrespondenz einen bessern Weg angewiesen haben, als sie bisher hatte.

Ich gestehe Ihnen, mein theurer Diaphan, daß mir die Zueignung des Herrn Deschamps sehr platt geschienen hat. Ist es wohl erlaubt, jemand das Weihrauchsfaß grade vor das Gesicht zu halten? Eine Person mit Lob zu überschütten, die man nicht kennt, wie man selbst eingesteht, heisst das nicht einem Romanenhel-

den,

den, einem Wesen der Phantasie, das nur im Gehirne des Verfassers Wirklichkeit hat, eine Lobrede halten?

Stünde diese Dedikation vor einem Trauerspiele oder einem Heldengedicht, so möcht' es noch hingehn. Der Verfasser liesse sich alsdann einigermaassen entschuldigen; man könnte sagen, daß er, beseelt durch das Feuer der Phantasie, sich durch die Täuschung einer erhizten Einbildungskraft habe hinreissen lassen, und der Vernunft kein Gehör gegeben. Wenn aber der schwachsinnige Uebersetzer vor einer Logik durch seine Zueignung das Geständnis thut, daß er selbst nicht denken kann, so ist dies, wenn ich nicht irre, ein wesentlicher Fehler.

Als der Uebersetzer mir sein Buch sandte, ließ ich ihm für das schöne Werk danken, das er mir habe dediciren wollen, zu gleicher Zeit ihm aber sagen, ich fühlte seine gute Gesinnungen gegen mich, die er in seiner Dedikation bezeigt hätte, und glaubte ihn! mit Undank zu belohnen, wenn ich ihm nicht freimüthig sagte: ich wünschte um sein selbst willen, er möchte sein Buch sonst jemanden dedicirt haben.

Ich glaube nicht, daß man in irgend einem Briefe so viel von einer Dedikation gesprochen hat, als ich eben gethan habe. Das Werk selbst scheint mir, so viel ich davon urtheilen kann, glüklich ausgeführt zu sein. Er hatte es nicht nöthig, in der Vorrede die Schwierigkeiten aufzuzählen, die jeder zu überwinden habe, der eine Uebersetzung von Wolf's Metaphysik versuchte, um die Erkenntlichkeit zu vermehren, die ich Ihnen wegen dieser Arbeit schuldig bin. Ohn' in Anschlag zu bringen, daß die Uebersetzung sehr treu und sehr genau ist, find' ich ihren grössten Werth darin, daß Sie dieselbe aus Freundschaft zu mir übernommen haben.

Wir führen hier ein Leben, das so reizend und so angenehm ist, als nur immer möglich. Unsre Gesellschaft ist vortreflich, und unsre Stunden sind ziemlich gut eingetheilt. Ich wünschte, mein lieber Diaphan, daß Sie bei uns wären; Sie würden das Werk krönen, und durch Sie würden wir neben den ländlichen Vergnügungen noch die Reize der Freundschaft in vollem Maas empfinden. Ich würde das Vergnügen haben, mich mit Ihnen zu unterhalten, und Sie mündlich der vollkommnen

und

und aufrichtigen Achtung zu versichern, mit der ich Zeit Lebens bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und affektionirter

Freund,

Friedrich.

XXXV.

Monseigneur,

Irgend ein gegen meine Ruhe feindlich gesinnter Dämon, der meine Pakete verhindert, zu Ihnen zu gelangen, scheint das Geschäft übernommen zu haben, mich durch die Besorgnis zu quälen, daß Ihre Königl. Hoheit mich in dem Verdacht haben, mein Diensteifer fange an etwas zu erkalten; ein Verdacht, der mich sicher mehr kränken würde, als Alles, was mir begegnen könnte. Denn ich fühle zu gut, daß ich ihn gar nicht verdient habe, und ihn nie verdienen werde.

In

In eben dem Augenblik meldet man mir von Berlin, daß mein vorlezтes Paket noch nicht angekommen ist; aber ich habe die Ursach dieser Verzögerungen ausgefunden, und dieser Unannehmlichkeit durch die Maasregeln abgeholfen, die Ihre Königl. Hoheit beim Empfang des lezтren, das hoffentlich mit den drei vorhergehenden zu gleicher Zeit angekommen ist, werden erfahren haben.

Seit dem ich mich auf jede Art von Ihrer Königl. Hoheit entfernt fühle, führ' ich ein kränkelndes Leben. Sie haben mich daran gewöhnt, von Zeit zu Zeit einige Zeilen, daß Sie Sich meiner erinnern, zu erhalten! Und was für Zeilen! alle würdig in das Herz eines rechtschafnen Mannes so tief gegraben zu werden, als sie es in das meinige sind. Eine so angenehme Gewohnheit giebt man nur höchst ungern auf; auch kränkt es mich tief, schon so lange des einzigen Trostes beraubt zu sein, der mir übrig geblieben ist.

Ich mag mich immerhin dem Ende von Wolf's Metaphysik nahe sehn, ich finde darin nichts, das mich darüber beruhigen könnte. Sie allein Monseigneur, haben über die Ruhe mei-

ner

ner Seele mehr Gewalt als alle Philosophie; und ein einziger solcher Brief von Ihnen, wie Ihre grosmüthige Freundschaft Ihnen zu diktiren pflegt, wiegt in der Wage meines Schiksals die schwersten Lasten auf. Ein Trost ist mir gleichwohl noch übrig, der, daß ich hoffen darf, mich in Kurzem zu den Füssen von Ihrer Königl. Hoheit zu befinden, und mich daselbst für die Leiden einer so langen Abwesenheit mit Wucher zu entschädigen. Hätt' ich alles vorher zu sehn vermocht, so wär' ich schon da, und würde meine Zeit, die ich so kostbar hätte anwenden können, nicht mit einer Reise und mit fruchtlosen Sollicitationen verderbt haben.

Das Leben der Menschen ist in der That zu kurz, als daß sie die Klugheit, deren sie benöthigt sind, um keine fruchtlose Schritte zu thun, und ihre Zeit vergebens zu versplittern, früh genug erlangen sollten, um davon vielen Gebrauch machen zu können. Wie glüklich würde ein Mensch sein, und wie leicht im Umgange mit der Welt fortkommen, wenn er, so bald die Vernunft mit ihren mächtigen Strahlen seine Seele erleuchtet, die Menschen zu studiren und über sich selbst Betrachtungen zu machen anfinge! Und wenn diese

Ges

Gewohnheit schon jedem blossen Privatmann sehr nüzlich ist, welchen Vortheil muß nicht erst ein grosser Fürst für die Beherrschung seiner Staaten daraus ziehen! Ihre Königl. Hoheit werden uns dereinst darüber Auskunft geben können, denn so wie Sie Ihre Laufbahn beginnen, werden Sie in diesem Studium im dreissigsten Jahre weiter vorgerükt sein, und Sich mehr Einsichten erworben haben, als andre Menschen gemeiniglich in ihrem achtzigsten besizen, wo es zu spät ist, davon Gebrauch zu machen.

Geruhen Sie, Monseigneur, diese kleine Abschweifung zu entschuldigen, die mir so ganz ungesucht in die Feder läuft. Sie können sie als eine nothwendige Wirkung der Vereinigung und Harmonie einer von Ihnen immer ganz vollen, und mit Ihnen unaufhörlich beschäftigten Seele mit einem Körper betrachten, der gegen die Eindrükke, die er von ihr erhält, immer empfänglich und immer gestimmt ist, ihre Empfindungen auszudrükken.

Ich würde sogar in diesem Augenblik es für die höchste Gunstbezeigung von Ihrer Königl. Hoheit ansehn, wenn Sie darin einen zureichenden Grund finden wollten, Sich auf's innigste zu

über-

überzeugen, daß ich mit Herz und Seele, kurz mit meinem ganzen Ich bin und Zeitlebens sein will, u. s. w.

XXXVI.

Rheinsberg den 16ten Nov. 1736.

Mein theurer Diaphan,

Seit den Maasregeln, die Sie neulich wegen unsrer Korrespondenz getroffen haben, geht alles den besten Gang; ich erhalte Ihre Briefe ziemlich regelmässig, nur etwas alt; und ich bestrebe mich, sie so schnell als möglich zu beantworten.

Das Schreiben, das man mir heute zugestellt hat, ist vom 29sten Oktober. Ich messe die Ursach, es so spät erhalten zu haben, den Umwegen bei, die es zu machen genöthigt gewesen, eh' es an mich gelangt ist. Wofern ich nicht einige nothwendige Briefe an den Hof oder an kritische Personen, an Minister zu schreiben habe, die aus allem Verdacht schöpfen, und über den geringsten Verzug verdrüslich sind, geht Ihre Korrespondenz immer allen andern vor.

Ich intereſſire mich für Alles, was Sie betrift, zu lebhaft, um nicht von dem wenigen Erfolge empfindlich gerührt zu ſein, den Ihr Aufenthalt zu Dresden gehabt hat. Es wäre mir ſehr angenehm geweſen, Sie bei mir zu haben: dieſe Reiſe hätte Sie freilich eben ſo wenig zu etwas Reellem verholfen, aber Sie wären wenigſtens nicht in Gefahr geweſen, Sich in der Hofnung, daß Sie zu einem Freunde kommen, zu betrügen.

Sie würden mich voll Entzükken gefunden haben, Sie zu ſehen, und bereit, Ihnen ſo viele Vergnügungen zu machen, als ich gekonnt hätte. Meine Wohnung iſt freilich der Ort nicht, wo man rauſchende Ergezlichkeiten haben kann; aber ſind nicht Ruhe, Heiterkeit des Geiſtes und Studium der Wahrheit den brauſenden und nichtigen Freuden dieſer Welt weit vorzuziehn?

Ich habe nirgends ſo glükliche Tage, als hier, verlebt. Zu meiner völligen Zufriedenheit fehlt mir nur das Vergnügen, Sie hier zu ſehn. Wenn dies nicht möglich iſt, ſo werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich Sie nach Berlin hinbeſcheide, wo ich im Anfange Decembers zu-

verläſ-

verlässig sein werde. Und weil das Schiksal uns nicht erlaubt, einander mehr als Einmal alle Jahre zu sehn, so berauben Sie mich nicht für dies Jahr dieser Freude, denn ich werde es als die glüklichste und wünschenswertheste Vorbedeutung ansehn, wenn ich das neue Jahr in Ihrer Gesellschaft anfangen kann.

Mich dünkt, ich sehe Sie wieder an meinem Kamin sitzen, höre Sie mich auf die angenehmste Art über Materien unterhalten, die wir alle Beide nicht recht verstehn, und die gleichwohl in Ihrem Munde die Mine der Wahrscheinlichkeit bekommen. Wolf sagt unstreitig schöne und vortrefliche Sachen, inzwischen kann man doch gegen ihn streiten, und wenn wir bis auf die ersten Grundsätze zurükgehn, bleibt uns nichts weiter übrig, als unsre Unwissenheit zu bekennen.

Wir leben zu kurze Zeit, um sehr geschikt zu werden; überdies haben wir nicht Fähigkeit genug, die Materien gründlich zu durchforschen, auch scheint der Schöpfer einige Gegenstände absichtlich verborgen zu haben, damit wir sie nicht anders, als dunkel sollen kennen lernen.

Ich werde das Feuer bald anschüren, das Sie erwärmen wird. Ich bitte Sie, lieber

Diaphan, lassen Sie meine Bemühungen nicht vergebens angewandt sein! Ich verspreche Ihnen meiner Seits viele Freundschaft, die einzige Münze, die ich Ihnen zu geben im Stande bin, und die freilich für Leute ohne Gefühl wenigen Werth hat.

Ich lasse Ihnen, mein Bester, Gerechtigkeit genug widerfahren, um Sie sogar nicht einmal im Verdacht einer solchen Fühllosigkeit zu haben. Ich schmeichle mir, daß meine Freundschaft Ihnen theuer ist. Jezt ist sie freilich nur noch Schatten, aber sie kann noch Fleisch und Bein annehmen.; bis jezt besteht sie nur noch aus guten Gesinnungen, die dereinst aber wesentlich werden können, und deren Wirkung ich in der Folge Sie noch kann empfinden lassen. In der That heisst das nichts anders, als Geduld predigen, und Ihnen zugleich die Achtung und die beständige Freundschaft vorrühmen, mit der ich bin,

Mein sehr theurer Diaphan,

Ihr
sehr treuer und affektionirter
Freund,
Friedrich.

XXXVII.

XXXVII.

Dresden den 20sten Okt. 1736.

Monseigneur,

Die drei huldreichen Briefe, womit Ihre Königl Hoheit mich unter den dreiundzwanzigsten Oktober, und dem siebenten und sechzehnten November zu beehren geruhet, haben mich in einer Lage und in einer Gemüthsstimmung überrascht, die sehr vermögend waren, mich deren ganzen Werth fühlen zu lassen.

Die anziehende Schilderung, die Ihre Königl. Hoheit darin von dem reizenden Aufenthalte zu Rheinsberg machen, die Nachricht, die Sie mir von dem weisen Gebrauch Ihrer Zeit ertheilen, und das Verlangen, das Sie darin zu äussern geruhen, mich in Ihrer friedlichen Abgeschiedenheit an Ihren ländlichen Vergnügungen Theil nehmen zu sehn; wie sehr war das Alles nicht vermögend, mir das glühende Verlangen einzuflössen, in diesem wonnevollen Aufenthalte die wenigen Tage zuzubringen, die mir vielleicht noch zu leben übrig sind.

Die grosmüthige Theilnahme, die Ihre Königl. Hoheit für mein Schikſal äuſſern, und Ihre huldreiche Einladung nach Berlin heften mich immer mehr und mehr an Ihre erhabne Person! Wie oft laſſen ſie nicht den Wunſch in mir aufſteigen, mich nie von Ihnen getrennt zu ſehn! Und zu eben der Zeit, wo alle dieſe Gefühle und alle dieſe Wünſche ſo lebhaft bis in's Innerſte meiner Seele ſtrömen, befind' ich mich in der harten Nothwendigkeit, alle dieſe Wünſche und alle dieſe Gefühle meiner Pflicht und meiner Ehre aufzuopfern; ich muß mich gegen meinen Willen und ach! vielleicht auf immer von Ihnen trennen.

Ich habe die Ehre, Ihrer Königl. Hoheit zu melden, daß ich vor einigen Tagen den Befehl erhielt, mich nach Hubertsburg zu verfügen, und heute komm' ich von da mit dem Auftrage zurük, als auſſerordentlicher Geſandter nach Petersburg zu gehn, um daſelbſt den Grafen von Lynar abzulöſen.

Wie ſoll ich Ihnen, Monſeigneur, die heftigen Seelenkämpfe ſchildern, welche die Nachricht von dieſem unerwarteten Ruf in mir erregt hat?

hat? Ich, der ich mit Freuden die eine Hälfte von dem übrigen Theile meines Lebens hergäbe, wenn ich durch dies Opfer das Glük erkaufen könnte, den andren bei Ihrer Königl. Hoheit zuzubringen, und Ihnen denselben zu widmen! Ich, den schon einige Monathe Abwesenheit und einige Meilen Entfernung von Ihnen in einen Mismuth stürzen, der die lezten Ueberreste einer schwachen Gesundheit gänzlich zu zerstören im Stande ist, muß ich nicht als mein Todesurtheil den Befehl ansehn, der mich heute dazu verdammt, mich einige hundert Meilen von Ihnen zu trennen, um unter einem rauhen Klima, Gott weiß, wie viele Jahre, zu leben, ohne zuverlässige Hofnung, Sie jemals wiederzusehn?

Indessen gebieten mir dies Pflicht und Ehre, und die Stimme der Vernunft läßt sich hören und das Opfer ist vollbracht. Ach! es wird mir zu sauer, es zu bringen, als daß ich wagen sollte zu hoffen, Ihre Königl. Hoheit würden mir daraus ein Verdienst machen und mich ferner der huldreichen Gnade würdig finden, die Sie für mich bisjezt gehabt haben, und die nur allein im Stande ist, noch meine

Standhaftigkeit und meinen Muth bei dem schmerzlichen Entschluß, den ich gefaßt habe, aufrecht zu erhalten; sie nur allein sind vermögend, mich durch die zwar noch ferne Hofnung an das Leben zu fesseln, dieser Gnade einst vollkommner zu geniessen, als der Himmel es mir bisher hat vergönnen wollen.

Ich habe diesen Brief mit unaussprechlicher Beklommenheit geschrieben. Von Ihrer Freundschaft, Monseigneur, erwart' ich allen den Trost, dessen ich in der gegenwärtigen Lage bedarf, denn ich fühle mich unvermögend, aus mir selbst welchen zu schöpfen. O, daß ich Ihnen nicht hier alles enthüllen kann, was in meiner Seele vorgeht! Dann würden Sie mich auf immer der Wiederholung der Versicherungen von den unaussprechlichen Gesinnungen der Liebe und Erkenntlichkeit überheben, mit welchen ich bis in's Grab sein werde, u. s. w.

XXXVIII.

Rheinsberg den 25sten Novbr. 1736.

Mein theurer Diaphan,

Der Brief, den ich eben von Ihnen erhalten habe, hat eine ganz andre Wirkung auf mich gemacht, als Ihre Briefe gewöhnlich. Es hat mich in der That sehr gekränkt, daß Sie Sich so ungeheuer weit von mir entfernen.

Da ich glaube, man habe Ihnen diesen Gesandschaftsposten in Rußland anvertraut, um Sie zufrieden zu stellen, und um Sie zu versorgen, so würd' ich mich doch über Ihren Verlust um Ihrer Selbst willen einigermaassen trösten, wenn mir nicht ein gräslicher Gedanke einfiele, ein Gedanke, der meine Traurigkeit verdoppelt, und mich unruhiger denn je über Ihr Schikſal macht. Ich meine, Ihre schwächliche Konstitution auf der einen, und die Strenge des Russischen Klima auf der anderen Seite. Ihre Gesundheit wird dem nicht widerstehn, und ich befürchte für Sie das Schikſal des armen Rabütin. *)

*) Der Graf de Rabütin, dessen hier gedacht wird, war ein Verwandter des berühmten Roger de Rabütin, Gra-

Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Hof sich in der Wahl, die er in Ihnen getroffen, um den Grafen von Lynar zu ersetzen, sehr geirrt hat. An diesen Hof gehören nur Männer, die dem Bacchus wakre Opfer zu bringen verstehn, und noch stärkre der Venus. *) Ich glaube nicht, daß Sie Sich in diesen Zügen wieder erkennen werden. In Ihrem zarten Körper wohnt ein feiner, geistiger, und von allem Thierischen abgesonderter Geist. Von der Seite werden Sie immer durchkommen; aber Geist ist eine Münze, die in den Gegenden, wo man Sie hinsendet, nicht im Kurs ist. Ich gesteh' Ihnen, je mehr ich daran denke, je mehr bin ich besorgt, daß ich auf ewig von Ihnen werde Abschied nehmen müssen. Sie wissen, und lehren

so

Grafen de Büffy, und ein Sohn von Jean, Louis de Rabütin, Kaiserlichen Statthalter von Siebenbürgen und Beisizer des Staatsrathes. Der Sohn stieg durch seine Verdienste bis zum General, und leistete als Gesandter in Berlin und Petersburg seinem Herrn die ersprieslichsten Dienste; an lezterm Hofe starb er, wie man aus dem Text ersieht.

*) Seit einem halben Jahrhunderte hat sich das alles sehr geändert.

so gut, was Ewigkeit ist; schaudern Sie nicht schon vor dem blossen Worte?

Mein lieber Diaphan, ich bitte Sie, überlegen Sie die Sache recht, und begehn Sie um des Schattens von einer Versorgung willen nicht einen Mord an Sich selbst. Wozu wird mir nach Ihrem Tode Ihre unsterbliche Seele dienen? Der theure Rest eines so geliebten Körpers wird mir von keinem Nutzen sein. Wenn alle diese Beweggründe Ihnen nicht mächtig genug dünker, so denken Sie an Ihre Familie, die Sie allen Stürmen des Unglüks ausgesezt lassen, und die hülflos ist, wenn Sie zu sein aufhören.

Mein Rath kann Ihnen verdächtig scheinen, weil Sie die Freundschaft kennen, die ich für Sie hege. Aber eben diese Freundschaft ist Ursach, daß ich nur Ihren Vortheil zum Augenmerk nehme. Reisen Sie, durchschiffen Sie Meere, suchen Sie einen andren Himmel auf, und wenn es möglich ist, eine andre Welt! Meine Freundschaft wird Ihnen überall folgen, und ich werde zu mir selbst sagen: im ganzen Weltall ist kein Raum, der nicht durch Ihre Gegenwart heilig wird. Rusland wird für mich Grächen sein, und St. Petersburg (ein Ort, den ich keines

Ges

Gedankens gewürdigt hätte,) der Gegenstand aller meiner Wünsche.

Ich schmeichle mir mit der süssen Hofnung, Sie noch vor Ihrer Abreise in Berlin zu sehn; ich kann Sie nur mit Thränen und Wünschen begleiten. Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Geständnis meiner Schwäche ablegen darf, *) ich erröthe, indem ich es thue — die Freundschaft hat eben Wünsche in mir erwekt, die der Ehrgeiz mir nie würde entlokt haben, aber ich würde mich Ihrer Achtung unwürdig machen, wenn ich sie nicht erstikte.

Was für eine schwache Rüstung ist die Philosophie gegen unvorgesehne Streiche des Schiksals! Leider! mach' ich davon die Erfahrung, und ungeach-

*) Einen Thron wünschen, um einen Freund glüklich zu machen? O anbetungswürdige Schwachheit! — Darüber erröthen? O Triumph der Tugend! Tugend, Freundschaft! Ihr heiligen Geschenke des Himmels, empfingt Ihr je ein würdigers Opfer? und brachte je ein grössers Herz es Euch dar? Was der Prinz zu thun wünschte, was er so oft versprach, hat der Monarch in vollem Maasse gehalten, wenn gleich nicht dem Freunde, doch denen, die dieser ihm vermacht hatte. Dies Zeugnis muß, grosser König, eine unbekannte Stimme Deiner Asche geben.

geachtet alles dessen, was das Schikſal mag beſchloſſen haben, werd' ich es für Sie umzuſtimmen ſtreben. Doch es iſt verlorne Zeit daran zu denken, und verlorne Mühe es zu ſagen. Iſt es nach dieſen Aeuſſerungen nicht ſehr überflüſſig, Ihnen die Verſichrung der vollkommnen Achtung zu wiederholen, die man Ihnen nicht verſagen kann, und mit der ich Zeit Lebens bin,

Mein ſehr theurer Diaphan,

Ihr

ſehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

XXXIX.

Lübben den 7ten Decbr. 1736.

Monſeigneur,

Ich erwarte von Ihrer Königl. Hoheit Troſt, Aufmunterung in der Lage, worin ich mich befinde, zumal wegen des Entſchluſſes, den ich zu ergreifen Standhaftigkeit genug gehabt habe. Und Sie, Monſeigneur, bekämpfen ihn! unter-

verstützen Einwürfe, die nur zu scheinbar sind, und die ein schon so mächtiger Hang der Stimme und den Raigebungen meiner Vernunft entgegen sezt! Was für Vertheidigungsmittel bleiben mir nun gegen die Verführungen eines Herzens übrig, das nur zu sinnreich ist, seiner Neigung zu schmeichlen, und den Vorschriften der Vernunft und der Pflicht auszuweichen; eines Herzens, das zu fühlbar, und zugleich zu schwach ist, um seine Gluth zu dämpfen oder sich selbst zu überwinden.

Doch nein, Sie können meinen Entschluß nicht im Ernst bekämpfen, da Sie unumgänglich wahrnehmen müssen, das Pflicht und Ehre mir das zum Gesez machen. Unstreitig ist das eine Probe, auf die Sie mich stellen, um vielleicht zu sehn, ob die Philosophie ihre Bekenner so weit emporzuheben weiß, daß sie eben so konsequent in ihren Handlungen sind, als sie in ihren Räsonnements zu sein affektiren; kurz es ist ein Prüfstein, womit Sie mich erproben wollen.

Dieser Gedanke ist hinlänglich, mir den Sieg zu erleichtern. Befürchten Sie also nichts, Monseigneur, ich werde mich Ihrer Freundschaft

schaft nicht unwürdig machen. Das Loos ist geworfen, so übel es auch fallen mag, werd' ich es ertragen. Ich bin ja schon an die härtesten Streiche des Schiksals gewöhnt.

So vielen Schmerz mir auch Ihr huldreicher Brief durch die heftigen Kämpfe verursachte, die er in meiner Seele erneuerte, so empfind' ich doch, daß ich durch die grosmütige, mich innig rührende Güte, womit Sie an meinem Schiksal Theil zu nehmen und Sich ganz in meine Verhältnisse zu setzen geruhen, nur noch mehr durchdrungen werde. Und was soll ich Ihnen von der allerliebsten Epistel sagen, die Ihrem Briefe so schnell folgte? *) Ich fühle, daß sie weit über all mein Lob erhaben ist, und daß sie mich würde gerührt haben, wenn ich auch nicht der glükliche Sterbliche gewesen wäre, an den sie gerichtet ist.

Eben bin ich in Lübben eingetroffen, ich hoffe mich nächstens schnell wieder aufzumachen, und zu den Füssen meines durchlauchten Freundes

*) Diese Epistel soll metrisch in einer neuen Auflage der Gedichte des Philosophen von Sansouci geliefert werden.

des mich zu werfen, und in seinen Busen alle die Empfindungen auszuströmen, die jedesmal den meinigen aufschwellen, wenn ich an die Gütigkeiten und an die unschäzbaren Gunstbezeigungen denke, womit Er mich zu überhäufen geruhet. Ich denke es leicht dahin zu bringen, daß Monseigneur die Gründe billigen, die ich dann vorlegen will, welche mich vermocht haben, einen Posten nicht auszuschlagen, den man mir anzuvertrauen geneigt war; und Ihre Königl Hoheit werden Sich, wenn Sie von allem unterrichtet sind, wie ich hoffe, leicht überzeugen, daß meine unverlezliche Anhänglichkeit für Sie im Grunde daran mehr Theil hat, als Sie Sich haben vorstellen können.

Ich habe endlich die Ehre, Ihrer Königl Hoheit den lezten Rest von der Uebersetzung der Wolfschen Metaphysik zu schikken, wenn anders ein grösstentheils so sehr in der Hast verfertigtes Werk den Namen einer Uebersetzung verdient: Sie würde vollkommen sein, wenn meine Kräfte meinem Eifer zugesagt hätten, denn ich würde sie alle darauf verwandt haben. Noch nie hab' ich sie geschont, so oft es darauf ankömmt, Ihnen, Monseigneur, um jeden Preis

zu

zu beweisen, daß nie irgend jemand aus Pflicht, Neigung und Dankbarkeit mehr an Sie gefes-selt war, als ich u. s. w.

XL.

Berlin den 10ten Decbr. 1736.

Mein theurer Diaphan,

Eben in dem Augenblik, da ich Sie Selbst zu sehn gewärtig war, hab' ich Ihr Schreiben samt dem Paket erhalten. Wiewohl ich durch einen sehr artigen Brief dafür bin schadlos ge-halten worden, so gesteh' ich Ihnen doch, daß mir Ihre Gegenwart unendlich angenehmer würde gewesen sein.

Ich bin überzeugt, daß ein Philosoph wie Sie nichts ohne Grund thut, und ich glaube, daß sogar Ihre Reise nach Rusland ihren zureichenden Grund hat; aber erlauben Sie mir, daß ich, ohne auf das alles Rükſicht zu nehmen, Ihnen sagen darf, daß Ihre Abreise mir aus-serordentlich nahe geht, und daß ich wohl ein-sehe, daß die Stimme der Vernunft auch in einem von Freundschaft durchdrungnen Herzen

nicht minder ihre Rechte hat. Führen Sie mir tausend Gründe an, derentwegen Sie Gesandter zu werden Sich genöthigt sehen, meine Freundschaft wird immer sagen, daß Sie Unrecht haben.

Sie schmeicheln mir noch mit dem Vergnügen, lieber Diaphan, Sie hier wieder zu sehn. Ich wünsch es sehr, und hauptsächlich deshalb, um Sie an das zu erinnern, was Sie mir einst versprochen haben. Ich bitte Sie, vergessen Sie das in Ihrem Leben nicht, und sein Sie überzeugt, daß, an was für einem Ort Sie Sich auch befinden mögen, ich mich für alles, was auf Sie Bezug hat, auf's lebhafteste interessiren, stets an Ihrer Ehre Theil nehmen, und nie aufhören werde, Wünsche für Ihre Glükseligkeit zu thun.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und der Freundschaft, die man Ihnen nicht versagen kann,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

XLI.

XLI. (N. 1.) *)

Lübben den 28sten Decbr. 1736.

Monseigneur,

Noch diese Nacht reis' ich nach Petersburg ab, und verlasse einen Aufenthalt, dessen einziger Reiz für mich darin bestand, mich bei der Hand zu befinden, und ohne viele Müh' und Umstände die schmeichelhaften Zeugnisse Ihrer Gütigkeiten und Ihrer Freundschaft empfangen, und mich unablässig mit dem besten Prinzen von der Welt beschäftigen zu können, indem ich ihn einige Schritte auf den Pfad leitete, der ihn zum Tempel der Philosophie führen sollte.

Ach! in dieser Welt nimmt alles ein Ende! Wofern aber nur Ihre Königl. Hoheit mir bis zum Ablauf meines Lebens Ihre Gewogenheit zu erhalten geruhen, wird mich die Dauer keines andern Dinges in der Welt weiter bekümmern. Ich werde ruhig mit philosophischer Standhaftigkeit, eine gewisse Reihe von Ereignissen einander folgen, und wenn sie

*) Die Veranlassung zur Nummerirung dieser und einiger folgenden Schreiben ersiehr man aus dem folgenden Briefe.

vorüber sind, andre kommen sehn, die Sie motiviren und bewirken werden. Was für grosse denkwürdige Ereignisse seh' ich alsdann voraus! Und wie viel Vergnügen sind' ich nicht schon daran, sie mir vorzustellen.

Darf ich mich erkühnen, Monseigneur, Ihnen zu sagen, ohne besorgen zu dürfen, Ihre zu zarte Bescheidenheit zu beleidigen, was jezt meinen Muth und meine Hofnungen aufrecht erhält, was mir von neuem Ruh' und Zufriedenheit gewährt? Blos die Kenntnis, die ich von der Standhaftigkeit Ihrer Gesinnungen, und von dem vortreflichen Gebrauch zu haben mir schmeichle, den Sie von Ihrer Vernunft machen, und der lediglich dahin geht, sich selbst inners Glük zu verschaffen, bis Sie dereinst das Glük so vieler andrer Menschen werden machen können, unter die ich mich, wenn es Zeit dazu sein wird, hoffentlich auch mischen werde.

Wäre der Genus der Gnade des gröβten und liebenswürdigsten aller Prinzen, und die Hofnung, daß sie selbst in der grössten Entfernung von Ihm fortdauern werde, zu meinem Glük hinreichend, so müsst' ich jezt

un-

unstreitig vollkommen glüklich sein. Da es aber immer eine wesentliche Bedingung meines Glüks ausmachen wird, von dem Glük Ihrer Königl Hoheit versichert zu sein, so war die eben angeführte Bemerkung, worauf ich die Hofnung Ihres vollkommnen Glüks gegründet habe, nothwendig, um jezt das meinige zu sichern.

Inzwischen kann ich nicht umhin, Monseigneur, Ihnen hier ein Geständnis von einer meiner Schwächen abzulegen. Wenn ich über mein höchst seltsames Schiksal nachdenke, nehm' ich öfters in der Reihe meiner Gedanken eine Art von Widerspruch wahr. Bald glaub' ich Ursach zu haben, wenn ich die eine Seite meines Schiksals betrachte, mich für den unglüklichsten aller Menschen anzusehn, und fast in eben dem Augenblik zeigt sich mir eine andre Seite meiner Situation, und ich halte mich für den glüklichsten aller Sterblichen.

O der unersättlichen Habsucht unsrer Wünsche! Welche reiche Quelle von geträumten und selbstgeschafnen Uebeln! Dich allein können wir wegen dergleichen Widersprüche anklagen! Du lehrst uns vergessen, was wir besizen, oder doch

darauf keine Rükſicht nehmen, um unaufhörlich unſre Aufmerkſamkeit auf das zu lenken, was wir nicht haben, auf Dinge, die uns fehlen, einen Werth zu legen und uns dadurch immer misvergnügt und ungerecht zu machen. Und da dem Grundgeſez unſrer Natur zufolge die Gegenſtände unſrer Wünſche immer im Werthe ſteigen, je gröſſer der Werth unſrer gegenwärtigen Genüſſe iſt, ſo macht uns jene Unerſättlichkeit unſrer Wünſche um ſo misvergnügter mit unſrem Schikſal, je weniger wir es zu ſein Urſach haben! Auf die Art weiß ſie uns ſo ſehr zu verblenden, daß wir uns ſogar mitten im Schooſſe des Glüks unglüklich wähnen.

Doch, **Monſeigneur**, ich würde dies Geſtändnis ſicher nicht mit ſo vieler Freimüthigkeit ablegen, wenn ich nicht wahrnähme, ich könnte mir das aufrichtige Zeugnis geben, mich, — Dank ſei's Ihren Lehren und denen der Philoſophie, — von dieſer Schwäche ſehr gebeſſert zu haben; und ich wag' es mir zu ſchmeichlen, daß Ihre Königl Hoheit einen Beweis hiervon in der Feſtmüthigkeit finden werden, die ich in der gegenwärtigen Lage gezeigt habe.

Schlüslich nehm' ich von Ihrer Königl. Hoheit Abschied und beschwöre Sie, Sich immer Ihres treuen und ergebnen Dieners zu erinnern, der nichts so sehr wünscht, als Ihnen überall dienen zu können, wohin die Vorsicht ihn zu führen für gut finden wird.

Ich bitte Sie zumal ganz ergebenst, wegen meiner Gesundheit beruhigt zu sein. Ich hoffe, daß das Russische Klima mir nicht so nachtheilig sein wird, als Ihre Königl. Hoheit zu befürchten Ursach zu haben glauben. Ich habe mich für invalid erkläret, wodurch ich viele Privilegien erhalte. Und was die Beschwerlichkeiten der Reise und die Strenge der Witterung anlangt, so hab' ich mich gegen beide gut genug verwahrt, um hoffen zu können, daß ich nicht viel davon werde auszustehn haben.

Im Augenblik der Abreise fühl' ich, daß mein Herz innigst bewegt ist, daß Thränen meinen Augen entstürzen. Wie könnt' ich Ihnen bei dieser Rührung auf eine andre Art Lebewohl sagen, als daß ich mich zu den Füssen von Ihrer Königl. Hoheit werfe, Ihre Kniee umfasse, und Sie in meinen Blikken und in meinem ehrerbietigen Stillschweigen die unaussprech-

lichen Gefühle lesen lasse, die ich fern von Ihnen mitnehme, und die nie in meinem Herzen ersterben werden, so lang' es nur noch von einem Hauch des Lebens beseelt wird u. s. w.

XLII. (N. 1.)

Berlin den 1sten Januar 1737.

Mein theurer Diaphan,

Sie befinden Sich also auf der Reise und auf dem Wege nach Petersburg. Mithin ist es überflüssig, Ihnen alles das zu äussern, was ich empfand, wie ich Sie abreisen sahe. Jede Meile, die Sie zurüklegen, und die Sie von mir weiter entfernt, ist für mich ein zureichender Grund, mich zu betrüben. Ich tröste mich indes darüber, da ich Sie doch wenigstens schriftlich meiner vollkommnen Freundschaft versichern kann.

Auf die Art fang' ich das Jahr an; und ich versichre Ihnen, daß ich nicht allein dies, sondern auch alle, die mir der Himmel noch zugestehn wird, auf eben die Art enden werde,

das

das will sagen, mit der vollkommensten Achtung für Sie.

Wenn mich die Philosophie erleuchtet, so geschieht das durch Sie. Sie haben mir die Schranken der Wahrheit geöfnet, sind deren Organ gewesen.

Ich träumte lang' in dunkler Nacht;
Du kamst, die Fakkel in der Hand,
(Dich hatt' ein Gott mir zugesandt)
Und bald war ich vom Schlaf erwacht.
Vom Himmel kam die Göttin Wahrheit,
Umschwebte mich mit ihrer Klarheit,
Da fühlt' ich ihre Kraft, und schnell
Ward meine ganze Seele hell.

Das waren ja gar Verse? Meine Muse scheint mich zu begeistern, sobald von Ihnen die Rede ist. Sie können daraus abnehmen, wie viele Macht Sie über meine Gedanken und meine Imagination haben. Sobald ich mich mit Ihnen beschäftige, arbeitet mein Geist mit mehrerm Feuer, als seine Kräfte ihm zu verstatten scheinen.

Wegen der Subskription auf die neue Ausgabe von den Schlachten des Prinzen Eugen

verlaff' ich mich gänzlich auf Sie. *) Ich bin überzeugt, daß Sie mir ein gutes Exemplar verschaffen werden, ohne daß ich mich weiter darum bekümmern darf.

Wenn ich je Ihre Schiksale motiviren kann, so haft' ich Ihnen dafür, daß ich nie eine andre Sorge haben werde, als die, Ihnen das Leben so angenehm als möglich zu machen. Jemanden glüklich machen, gewährt ungemein viel Zufriedenheit! Aber das Glük einer Person machen, die uns theuer ist, ist die höchste Stufe, welche die menschliche Glükseligkeit erreichen kann.

Ich bitte Sie, die Briefe, die Sie mir schreiben, zu numeriren, damit Sie daraus immer sehen können, auf welchen von Ihren Briefen sich der meinige beziehet. Der Brief, den ich eben empfangen habe, vom 28sten datirt, ist also N. 1. Ich setze eben die Zahl über meinen, und werde so nach der Reihe fortfahren.

Möchte doch der Himmel Ihr sichrer Führer sein, damit Sie ganz wohlbehalten an einem Orte ankommen, von wo ich Sie rükkehren

*) Dies war ein mündlich gegebner Auftrag.

ren zu sehn das sehnlichste Verlangen habe. Alle meine Wünsche gehn auf dies Ziel, und ich werde nicht eher vollkommen zufrieden sein, als wenn ich Sie hier an meiner Seite erblikke, und Ihnen offenbare Beweise von der wahren Achtung geben kann, mit der ich bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und affektionirter

Freund,

Friedrich.

XLIII. (N. 2.)

Danzig den 10ten Januar 1737.

Monseigneur,

Ich habe neun Tage auf meiner Reise hieher zugebracht, so abscheulich sind die Wege. Der sehr schäzbare Brief von Ihrer Königl. Hoheit N. 1., der mir bei meiner Ankunft zugestellt wurde, hat mich von den Beschwerlichkeiten meiner Reise sehr hergestellt.

Die

Die Verbindlichkeit, die Sie Sich in Ihren Versen auflegen — die Ihre Lobrede besser machen, als ich sie zu verfertigen im Stande sein würde — nie die heilige Wahrheit zu verletzen, wird Ihnen sicher nicht schwer fallen. Sie sind von Natur zu sehr dazu geneigt, als daß Sie Sich nicht würden Gewalt anthun müssen, wenn Sie je dagegen handlen wollten.

Mit sehr vieler Freude ersehʼ ich, daß Sie bei der Gelegenheit Sich meiner zu erinnern geruhet haben, und mit noch weit grösserer, daß Sie meine eifrige Anhänglichkeit für Ihre Königl. Hoheit unter die Ursachen zählen, die zur Vermehrung Ihrer brennenden Wahrheitsliebe beigetragen haben können.

Die Versicherungen, Monseigneur, die Sie mir von der Fortdauer Ihrer Gewogenheit geben, haben das Maas meiner Zufriedenheit voll gemacht, und die rührenden Ausdrükke, deren Sie Sich dabei bedienen, geben deutlich zu erkennen, daß diese Denkart Ihnen ganz eigenthümlich ist, und aus den edlen Empfindungen eines grossen Herzens entspringt.

Ah! warum muß ein zu grausames Geschik mich von Ihnen zu einer Zeit entfernen, wo

ich

ich die Menge der Ursachen, die mich zu bleiben bewegen sollten, sich vermehren sehe.

Ich habe beinahe das ganze Czartoriskysche Haus hier gefunden, und bin während meines hiesigen Aufenthalts — wozu mich das Unglük zwang, daß zwei von meinen Wagen unterwegs zerbrachen, — mit Höflichkeiten überhäuft worden. Der Woiwode von Masovien, Poniatowsky, ein grosser und würdiger Mann, den ich schon von langer Zeit her kenne, und der Gelegenheit gehabt hat, mit grossen Prinzen Bekanntschaft zu machen, lässt Ihrer Königl. Hoheit, durch den hohen Begrif, den er sich von Ihnen macht, volle Gerechtigkeit widerfahren.

Der Fürst Kanzler und ich haben uns fast von nichts als von Ihnen unterhalten. Gott weis, was wir alles von Ihnen gesagt, noch mehr aber gedacht haben! Wenn wir uns hätten vorgenommen gehabt, diese so reichhaltige Materie zu erschöpfen, so würd' ich nie aus dieser Stadt weggekommen sein.

Beschuldigen Sie mich nicht, Monseigneur, daß ich gegen Ihre Befele und gegen mein Versprechen handle; ich statte Ihnen nur einen sim-

simplen Bericht von dem ab, was sich zugetragen hat; und alle Ihre Bescheidenheit, so groß sie auch immer sein mag, kann nicht zwei Personen, die Behagen daran finden, von Ihnen zu sprechen, das Gesez auferlegen, die grossen und schönen Eigenschaften nicht zu erheben, die sie an Ihnen bemerken, und die sie Ihrer für ganz würdig halten.

Morgen mit Tagesanbruch reis' ich nach Königsberg, ohne Hofnung, eine Antwort auf dies Schreiben eher als in Petersburg zu erhalten.

Was die Unterzeichnung auf die neue Ausgabe von den Schlachten des Prinzen Eugen, und den Auftrag wegen des Manuskripts von dem Leben dieses Prinzen anlangt, womit Ihre Königl. Hoheit mich beglükt haben, so können Sie versichert sein, daß ich mich dieses Auftrags, so gut mir nur immer möglich, entledigen werde. Ich wünsche, durch meine Bemühungen und durch pünktliche Besorgung dieses Geschäfts, das ich ganz Ihrem Willen gemäs zu leiten bemühet sein werde, mich des Glüks werth zu machen, mit mehrern weit wichtigern Aufträgen von Ihnen beehrt zu werden.

Un-

Unterwegs vergeſſ ich nicht, mir alles anzumerken, wodurch ich meine Reiſe bequemer machen kann, wenn von meiner Rükkehr die Rede ſein ſollte. Dieſer glükliche Zeitpunkt, wo ich mich zu den Füſſen Ihrer Königl. Hoheit werde wieder befinden, iſt das Ziel, worauf alle meine Wünſche, alle meine Gedanken gerichtet ſind.

Ich erwarte ihn mit Ungeduld, und bitte Sie, Monſeigneur, ergebenſt, mir bis dahin Ihr huldreiches Andenken zu erhalten, und mich unter allen Sterblichen als denjenigen anzuſehn, der durch die heiligſten Bande der Pflicht und der Erkenntlichkeit am meiſten an Sie gefeſſelt iſt u. ſ. w.

XLIV. (N. 2.)

Rheinsberg den 22ſten Januar 1737.

Mein theurer Diaphan,

Alſo ſind Sie ſchon von Danzig abgereiſt, und vielleicht bereits weit über Königsberg hinaus, haben die gräslichſten Wege, und eine Witterung gehabt, weit rauher wie die unſrige,

frigen, und sind, was mich am meisten beunruhigt, allen den Unfällen ausgesezt, die bei einer so langen und beschwerlichen Reise sich ereignen können.

Sie geben mir hinlängliche Merkmale Ihres Andenkens, und ich bin überzeugt, daß Sie, mein theurer Diaphan, unter meine wahren Freunde gehören. Dafür zähl' ich Sie auch; und wenn Sie auch in die beeisten Erdstriche von Neuzembla oder in die glühenden Gegenden des heissen Erdgürtels Sich begäben, so würd' ich doch nie besorgen, daß die Entfernung und die Verschiedenheit der Himmelsstriche Sie Ihren Freund würde vergessen machen.

Sie mussten schlechterdings in dem Hause des Fürsten Czartorisky, der freundschaftlich gegen mich gesinnt ist, mit Höflichkeiten überhäuft werden. Sie verdienen dies schon durch Ihren guten Karakter; und alle, die Sie kennen, und Gefühl für's Edle und Schöne haben, werden Ihnen nie ihre Achtung verweigern.

Ich bewundre die Verschiedenheit unsres Schikksals. Indes, daß ich mit Reisen und Feldzügen beschäftigt war, haben Sie friedlich in Ihrer Eingezogenheit gelebt, und jezt, da die Politik

Ihrer Einsichten bedarf, um heller zu sehn, und Sie einige hundert Meilen machen müssen, bes find' ich mich hier in der grössten Ruhe.

Von meinen Beschäftigungen sind Sie genau unterrichtet, es wäre also überflüssig, sie Ihnen zu wiederholen, um so mehr, da nichts langweiliger ist, als ewige Wiederholung. Ein droliger Vorfall, der fast alle meine Beschäftigungen zerrüttet hätte, gab mir und einer ganzen Gesellschaft Stof zum Lachen und zu Scherzen.

Mein lieber Mimi, *) der treue Gefährte meiner Einsamkeit, sah eines Tages, daß ich die Wolfische Metaphysik, deren liebenswürdiger Dolmetscher Sie sind, mit grosser Anstrengung studirte. Es verdroß ihn, daß ich ein Buch voll Wahrheit und Vernunft seiner tändelnden Kurzweil und seinen angenehmen Täuschereien vorzog. Als es Zeit zum Abendessen war, lies ich diese unterrichtende Lektüre liegen, um einige Sorge für meinen Körper zu tragen, den kein denkendes und vernünftiges Wesen vernachlässigen muß. Indes reißt mein Affe, der affenmässigste

von

*) Ein Lieblingsaffe des Kronprinzen.

von allen Affen, sich von seiner Kette los, nimmt die Metaphysik, zündet sie beim Lichte an, und frohlokt sie brennen zu sehn.

Wie ward mir zu Muthe, als ich wieder in's Zimmer trat, und den armen Wolf einen Raub der Flammen, und ihn so behandlet erblikte, wie es blos einem Lange gebührt? Hinlaufen, Wasser ergreifen, die Flammen ausgiessen, war für mich nur Eins. Zum Glük hat gleichwohl nur die Kopie gebrannt, das Original existirt noch völlig.

Unsre schönen Geister sagen: der Affe habe die Metaphysik studiren wollen, und sie verbrannt, weil er sie nicht begreifen können. Andre behaupten:

Lange, (Joachim) Doktor der Theologie zu Halle, ein grosser Widersacher von Wolf, weil ihn dieser um alle seine Zuhörer brachte, streute so lange verläumderische Anklagen gegen den Philosophen aus, bis er von der Universität verbannt wurde. Er hatte ihn beim Hofe als einen Ketzer angegeben, weil Wolf die Sittenlehre der Schinesen gelobt hatte. Zugleich insinuirte Lange boshafterweise: die Schriften dieses Philosophen, und zumal sein Saz vom zureichenden Grunde und von der vorherbestimmten Harmonie, würden die grossen Grenadiere des Königs zum Desertiren bewegen.

ten: Lange habe ihn bestochen, und er habe mir aus Eifer für diesen heiligen Mann den Streich gespielt. Andre endlich sagen: Mimi sei ärgerlich geworden, daß Wolf dem Menschen zu viele Vorzüge vor den Thieren zugestünde, und habe dem Vulkan ein Buch geopfert, das seine Klasse um allen Kredit brächte.

Das sind die Einfälle unsrer muntern Köpfe *in nuce!* Chazot ist in Ernst über diesen Vorfall wüthend, weil er sich genöthigt sieht, das

Chazot, (François Isaac Chevalier Graf de) aus der Normandie gebürtig, befand sich beim Feldzuge am Rhein 1734 unter der Französischen Armee. Hier ward der **Kronprinz von Preussen** mit ihm bekannt, der seinen Vater Friedrich Wilhelm I. in's Lager bei Philippsburg begleitete, und von ihm die Erlaubnis erhalten hatte, die Französischen Truppen zu besehn. Er fand an ihm so vielen Geschmak, daß er ihn vermochte, mit ihm als Gesellschafter nach Rheinsberg zu kommen. Es ist eben der Graf **Chazot,** der nach **Friedrich's** Thronbesteigung bei dessen Armee angestellt wurde, und der, zumal in der Schlacht bei Hohenfriedberg, dem **Könige** sehr grosse Dienste leistete. In der Folge erhielt er auf Empfel des **Königs** die Kommandantenstelle in Lübek, und seine zwei Söhne wurden mit Auszeichnung bei der Preuß. Armee angestellt. Noch einige Jahre

Original noch einmal abzuschreiben. Warlich! das sind ganz allerliebste Sächelchen! Dergleichen Schwänke verdienen dreihundert Meilen weit verschikt zu werden, um Ihnen in Rusland Langeweile zu machen.

Sie begnügen Sich also nicht, mir im Fache der Philosophie nüzlich zu sein, Sie wollen es mir auch in der Historie werden? Das Leben des Prinzen Eugen, das zum Unterricht für junge Leute von meinem Alter von so grossem Nutzen ist, wird mir viel Vergnügen machen. Da Sie so grosmütig die Bemühung übernommen haben, mir das Buch zu verschaffen, so bekümmr' ich mich weiter um nichts, selbst um den Band nicht, eine Bemühung, die Sie, wie ich überzeugt bin, gleichfalls über Sich nehmen werden, so wie die, die Bücher gut einpakken zu lassen, damit der Regen nicht bis zu den Büchern und Kupfern durchdringen und sie verderben kann.

Ich wünschte recht sehr, mein theurer Diaphan, daß ich meiner Seits im Stande wäre, Ih-

vor Friederich's Ableben besuchte Chazot seinen Freund in Potsdam, und wurde von ihm mit allen Aeusserungen der wärmsten Zuneigung aufgenommen.

Ihnen eine recht ausgesuchte Bibliothek zu verschaffen. Leute, wie Sie, mit Büchern zu versorgen, die von ihrer Lektüre einen so vortreflichen Gebrauch machen, ist ein wahres Vergnügen.

Ich trenne mich von Ihnen. Tausend Wünsche begleiten diesen Brief; möchten Sie doch deren Wirkungen empfinden! Möchten Sie doch bald wieder bei mir sein, und die Früchte der aufrichtigen Freundschaft und vollkommnen Achtung ärnten, mit der ich bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr
sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,
Friedrich.

XLV.

Petersburg den 2ten März 1737.

Monseigneur,

Wenn Ihre Königl. Hoheit an mich zu denken geruhet haben, wie ich mir fast schmeicheln muß, so werden Sie es haben ausserordentlich

finden müssen, daß eine Reise und eine Ankunft an einen neuen Hof mich so lange haben abhalten können, die Erlaubnis, Ihnen schreiben zu dürfen, zu benutzen.

O, Monseigneur, was war das für eine Reise! Noch schaudr' ich, wenn ich daran denke, und ich wag' es in der That nicht, Ihnen davon eine ausführliche Beschreibung zu geben, aus Furcht, meine Gesundheit, deren ich so sehr bedarf, möchte durch die Erinnerung alles dessen, was ich erlitten habe, geschwächt werden. Da Ihre Königl. Hoheit überdies mich mit Ihrem Wohlwollen zu beehren geruhen, wie könnten Sie an der Erzählung so vielen Ungemachs, das mich betroffen, Behagen finden?

Hier ist eine Skizze. Bald ging der Sand, bald das Seewasser mir bis über die Achsen; bald war ich in einer elenden Schaluppe, bei einem sehr harten Wetter, das Spielwerk der Wind' und Fluthen, dem Meere und den Klippen Preis gegeben; dann ging ich zu Fusse über halb zugefrorne Flüsse, hatte an jeder Hand ein Kind, und schwebte bei jedem Schritt in der grösten Gefahr, mit ihnen unter dem Eise begraben zu werden. Dann wurd' ich durch einen entsezlichen Schnee,

der mich zu verschütten drohte, in Gegenden überfallen, wo man unmöglich Schlitten bekommen konnte.

Dies sei genug, Ihnen eine flüchtige Idee von allen den Beschwerlichkeiten und aller der Angst zu machen, die ich während meiner Reise habe ausstehn müssen. Endlich bin ich, dem Himmel sei Dank, gesund und frisch in Petersburg angekommen, und das Glük, das ich in diesen Augenblik habe, mich mit Ihrer Königl. Hoheit zu unterhalten, macht mich alles Ausgestandne vergessen.

Sie, Monseigneur, werden Sich nicht leicht die Ueberraschung denken können, die der erste Anblik dieser schönen Hauptstadt bei mir verursachte, wo man überall nichts als stolze Paläste von den geschiktesten Italienischen Baumeistern auf einem Boden aufgeführt erblikt, der vor dreissig Jahren nichts als Morast war.

Erst seit einigen Tagen geniess' ich aus meinen Fenstern eines andren nicht weniger überraschenden, und vielleicht seit der Existenz der Welt in seiner Art einzigen Schauspiels: ich habe durch meine Strasse zehntausend Mann von der Leibwache marschiren und sich auf das Eis der Neva

stellen sehn, um daselbst dem Kaiserlichen Pallaste gegen über bei Gelegenheit des Namensfestes von der Kaiserin zu paradiren. *) Doch das Gewicht von diesen zehntausend Mann will noch nichts sagen. Dieser Fluß, auf dem im Sommer Kriegsschiffe segeln, trägt im Winter auf seinem Eise, ausser diesen zehntausend bewafneten Menschen, hunderttausend Zuschauer und funfzig Kanonen, die man zu verschiednenmalen auf diesem Flusse mit Einem male abfeuert.

Bei meiner ersten Audienz saß die Kaiserin auf einem dazu verfertigten Throne in einem Gemache neben einer prächtigen Gallerie, die eben erst war vollendet worden. Der Hofstaat, der aus beiden Geschlechtern bestand, war sehr zahlreich und glänzend. Das majestätische Wesen dieser grossen Fürstin frappirte mich sehr; da ich ihr aber nur lauter angenehme Dinge zu sagen hatte, bekam ich gar leicht meine Fassung wieder, und hielt meine Rede mit mehrer Geistesgegenwart und Festigkeit, als ich mir selbst zugetraut hatte. Seit der Zeit hab' ich verschiedne Lust-

bar-

*) Anna Iwanowna, die 1730 Peter'n II in der Regierung folgte, und bis an ihren Tod 1740 regierte.

barkeiten beigewohnt, die hier zu Lande mit vieler Pracht und mit mehrerm Geschmak gegeben werden, als ich zu finden erwartet hatte.

Die Kälte hier ist erschreklich, allein die Luft gesund, und ich habe mich seit langer Zeit nie so wohl befunden, als jezt. Acht Tage nach meiner Ankunft hatte ich die unaussprechliche Freude, ein huldreiches Merkmal von dem Andenken Ihrer Königl. Hoheit durch Ihren Brief N. 2 zu erhalten. Ich würde ihn sogleich beantwortet haben, wenn ich nicht auf einen Brief, den ich wegen der Geschichte des Prinzen Eugen geschrieben, Antwort erwartet hätte. Er traf, wie ich mir schmeichelte, ein, und ich habe das Vergnügen, Ihrer Königl. Hoheit versichern zu können, daß ich in Kurzem die Ehre haben werde, Ihnen ein Exemplar dieses Buchs zu senden, so viele Schwierigkeiten es auch gekostet hat, eine Abschrift von diesem Manuskripte zu erlangen, das, wie man versichert, nie gedrukt werden soll.

Da ich schlechterdings nicht umhin kann, auf alles, was Ihrer Königl. Hoheit nur einigermaassen lieb ist, vielen Werth zu legen, so werd' ich eben so wenig Böses von Mimi sagen, als auf ihn ungehalten sein, daß er das unsterbliche

Werk des göttlichen Wolf's den Flammen über-liefern wollen; überdies find' ich es sehr natürlich und sehr sinnreich, daß dies arme Thier Papiere los zu werden gesucht hat, die seinen Herrn so oft abhalten, sich mit ihm die Zeit zu vertreiben, und an seinen Aeffereien Behagen zu finden. Mir scheint's, als ob ich an seiner Stelle und mit aller meiner Vernunft eben so geschlossen und gehandlet haben würde.

Auf die schmeichelhaften Ausdrükke, deren Ihrer Königl. Hoheit bei Erwähnung meiner Wenigkeit Sich zu bedienen gefällig gewesen ist, enthalt' ich mich zu antworten, um Ihnen für den Wunsch zu danken, mir eine ausgesuchte Bibliothek zu verschaffen.

Ich werde meine Briefe an Ihre Königl. Hoheit künftig nicht anders endigen, als mit der dringenden Bitte, Ihre Gewogenheit und Ihre schäzbare Freundschaft mir so lange zu erhalten, als ich suchen werde, mich derselben würdig zu machen, das heißt, bis in mein Grab u. s. w.

XLVI.

Rheinsberg den 23sten März 1737.

Mein sehr theurer Diaphan,

Ich habe das Vergnügen gehabt, Ihren letzten Brief zu erhalten; die Nachricht darin, daß Sie Sich noch in guter Gesundheit befinden, ist mir ausserordentlich erfreulich gewesen. Wohl mir, daß ich von allen den Beschwerlichkeiten und Gefahren nichts gewusst habe, die Sie auf Ihrer Reise ausgestanden haben! Dies hätte mir alle Ruhe geraubt, und ich würde das Reizende meiner Abgeschiedenheit von der Welt nicht genossen haben, wie ich nunmehr wirklich gethan habe.

Ich bewundre Ihre vergoldete Palläste, Ihre gefrorne Flüsse, die Pracht des Kaiserlichen Hofes und die auf Eis paradirende Leibwache recht sehr. Doch alles dies und noch dreimal mehr würde mich nie auf den Gedanken bringen, Rheinsberg zu verlassen. Wir leben hier ohne Pelze, sehn Blumen und das junge Grün wieder hervorspiessen, und die diesem Klima günstige Sonne fängt schon an uns ihre Wärme empfinden zu lassen. Wie sehr ist ein Dorf bei Rom,

einer

einer Stadt vorzuziehn, die in Neu-Zembla liegt!

Wofern der Frost Ihrer Gesundheit nicht nachtheilig ist, und die um die Nachbarschaft der Pole sich verdikkende Luft Ihnen nicht schadet, so kümmert mich alles Uebrige nicht Viel.

Ich bin mit allen meinen Lektüren zu Rande, und erwarte daher das Leben des Prinzen Eugen mit grosser Ungeduld. Vor einigen Tagen hat mich jemand aufgefordert, ihm einen Auszug zu verschaffen. Ich habe mich aber damit entschuldigt, daß das Original noch nicht in meinen Händen sei. Dies veranlasste eine Scene, die mit der im *Joueur* viele Aehnlichkeit hatte, wo *Maitre Galonier* und *Madame Adam* einen Besuch bei ihm ablegen. *)

Ich

*) Zwei Personen aus Regnard's bekanntem Stük *le Joueur*. Alles, was bisher vom Leben des Prinzen Eugen gesagt worden ist, und in der Folge wird gesagt werden, hat nicht auf dies Werk Bezug, sondern geht verdekterweise auf eine Anleihe, die Herr von Suhm für den Kronprinzen in Wien oder Petersburg zu eröfnen sich anheischig gemacht hatte. Der Buchbinder, der in dieser Allegorie vorkömmt, ist ein Vertrauter, den der Kronprinz nach dem Gelde schikken wollte.

Ich habe einen guten Buchbinder, der die Bücher *à la françoise*, und so bindet, daß sie gut schlieſſen; wenn Sie's verlangen, so sollen Sie ihn wohl haben, aber dort behalten müſſen Sie mir ihn nicht.

Den siebenundzwanzigsten dieses Monats werden wir den Geburtstag der Königin feiern. Man wird nur friedliche Schäfer mit ihren Mädchen im Tanz daher schweben sehn. Der wilde Mars und die wutschnaubende Bellona werden an diesen Lustbarkeiten keinen Theil haben, man wird Seladon's Schalmeien den Pauken und Trompeten vorziehen, deren wirbelnder und schmetternder Ton nichts als Schrekken erregt.

Wenn werd' ich Sie wiedersehn, mein theurer Diaphan? Wenn werden wir unter Buchen und Ulmen lustwandlen können? Voltaire hat die Metaphysik erhalten, und giebt ihr sehr seinen Beifall. Jezt lass' ich die Sittenlehre unsres Philosophen übersetzen; auf die Art werd' ich in Kurzem den ganzen Wolf Französisch lesen können.

Der Uebersetzer der Metaphysik ist mir sehr theuer, liegt mir immer am Herzen, und weder

Ent-

Entfernung noch selbst der Tod werden meine aufrichtige Freundschaft für ihn je im mindesten schwächen können. Sein Sie davon überzeugt, mein theurer Diaphan, so wie auch von der vollkommnen Achtung, mit der ich unwandelbar bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

XLVII. (N. 4.)

Petersburg den 19ten März 1737.

Monseigneur,

Ich entrichte jezt den Tribut, den man jedem neuen Klima schuldig ist, durch einen Rheumatismus, der seit einigen Tagen mich auf dem Bette fest hält. So schmerzhaft dies auch ist, so soll es mich doch nicht abhalten, die Ehre zu haben, an Ihre Königl. Hoheit zu schreiben; vielmehr hoff' ich, ihn beim Genus dieses Vergnügens auf einige Stunden zu vergessen.

Ends

Endlich hab' ich von meinem Buchhändler *) Nachricht; er scheint sehr geneigt die Unterzeichnung auf das Leben des Prinzen Eugen anzunehmen, allein er schlägt mir von neuem gewisse Bedingungen in Betref der Subskribenten vor, wogegen ich mich schon ganz ausdrüklich erklärt habe, und wovon ich gar nicht will reden hören.

Dergleichen Unannehmlichkeiten sind gar nicht ungewöhnlich, wenn man in einer Entfernung von dreihundert Meilen Geschäfte betreibt. Alein ich habe geantwortet, und mich diesmal bestimmt genug erklärt, um hoffen zu dürfen, daß bei der Sache künftig solcher Aufenthalt nicht wieder Statt finden wird.

Alle diese Verzögerungen haben mir natürlicherweise viel Aerger verursacht, und den Gedanken bei mir erzeugt, daß ich vielleicht hier meine Angelegenheiten noch besser würde zu Stande bringen, wo eine schöne und gute Drukkeret

*) Hinfort wird man nicht mehr bemerken, daß dieser Buchhändler anfänglich den Wiener Bankier, und dann den Mann in Petersburg bezeichnet, bei dem die Anleihe für den Prinzen eröfnet wurde.

keret ist. Denn ausserdem, daß ich mehr in der Nähe sein würde, die Sache zu dirigiren, so wird' ich nur mit einem Privatmanne zu thun haben, der sehr im Stande ist, diese Entrepriſe zu beendigen, sobald er nur einige Gewisheit hat, seine Rechnung dabei zu finden. Statt daß die Buchdrukker anderwärts genöthigt sind, ihre Sicherheiten zu nehmen, und sich Privilegien geben zu lassen. Dieser Plan, von allen Seiten betrachtet und genau geprüft, scheint mir ganz befriedigend zu sein, und wenn Ihre Königl. Hoheit ihn nur einigermaassen billigen, will ich ihn ausführen.

Ich schmeichle mir, **Monseigneur**, daß Sie Sich sowohl wegen der Bedingungen als auch wegen der Einrichtung der Kupfer und Vignetten ganz auf mich verlassen werden, weil Sie meinen Diensteifer kennen, und daher überzeugt sein müssen, ich werde, um dies Geschäft gehörig zu betreiben, nichts verabsäumen.

Wenn Ihre Königl. Hoheit in Ihrem reizenden und friedlichen Aufenthalte begierig sind, die Neuigkeiten zu erfahren, die uns hier interessiren, so will ich Ihnen sagen, daß die krieg-

führen-

führenden Mächte *) Bevollmächtigte ernannt haben, die im Begrif stehn, wegen des Friedens zu unterhandlen, der, wie man hoft, vor Eröfnung des Feldzuges, wird geschlossen werden.

Gleichwohl hat ihn der neue Chan seiner Seits eröfnet, indem er mit hunderttausend Mann in die Ukraïne gerükt ist. Allein der Feldmarschall Graf von Münnich hat sie mit grossem Verlust geschlagen, und wieder über den Dnieper zurükgetrieben. Man betauret hier sehr den braven General Leslie, der während des Treffens ist getödtet worden.

Mein Himmel, wie sehr fürchtet man sich, vergessen zu werden, wenn man so weit entfernt ist. Grosser Prinz! der Sie mit dem Alltagshaufen derjenigen, die diesen Namen führen, so wenig Aehnlichkeit haben, werden Sie ihm ja nicht von der Seite ähnlich.

Doch

*) Die Russen, die Türken und der Kaiser Karl VI. Dieser Leztre hatte nur deshalb die Waffen gegen die Türken ergriffen, weil er vermöge eines Traktats mit der Kaiserin Anna Iwanowna verbunden war, ihr Beistand zu leisten.

Doch was sag' ich? O verzeihen Sie mir! Die Furcht verwirrt meine Sinne, und lässt mich vergessen, daß ich mit der Standhaftigkeit selbst rede. Genehmigen Sie, Monseigneur, die Versicherungen der ehrfurchtsvollsten Anhänglichkeit und der zärtlichsten Verehrung, die jemals war u. s. w.

XLVIII.

Ohne Datum.

Mein theurer Diaphan,

Ich habe mir wohl vorgestellt, daß die kondensirte Luft in Rusland Ihrer Gesundheit würde schädlich sein. Sie empfinden schon die Wirkungen derselben. Gebe der Himmel, daß es blos bei dem Rheumatismus bleibt! Ungeachtet Ihrer Unbäslichkeit denken Sie an mich, arbeiten Sie daran, mir eine Gefälligkeit zu erzeigen, wollen Sie schlechterdings der liebenswürdigste Mann und zugleich der nüzlichste für mich sein.

Es ist doppelt angenehm, erkenntlich zu sein, wenn wir unsre Dankbarkeit Personen schuldig

sind

sind, die, ohne uns zu verpflichten, schon unsre ganze Achtung an sich gerissen haben, und die, durch die Dienste, welche sie uns leisten, blos die gute Meinung bestätigen, die wir von ihnen hegen.

In dem Fall bin ich mit Ihnen, mein theurer Diaphan. Sie leisten grosmüthig den Pflichten der Freundschaft ein Gnüge, grade so wie Sie Sich vorgenommen haben, und ich mus nur immer der Hofnung leben, eines Tages diese Pflichten und die der Dankbarkeit erfüllen zu können.

Weil Sie denn mein Kommissionär in Rusland sein wollen, so haben Sie die Güte, mir die neue Ausgabe von dem Leben des Prinzen Eugen's zu verschaffen, die man bei Ihnen drukt; das wird das kürzeste sein. Die Ablieferung an mich wird leichter, der Akkord mit dem Buchhändler viel sichrer sein, und ich werde dabei meine Rechnung besser finden, als bei den Wiener Buchhändlern, die langsam drukken, den Subskribenten keinen Kredit geben, und die mit Einem Worte mir nicht anstehen.

Man verlangt zwölf Exemplare dieses Werks von mir. *) Diejenigen, die es bestellt haben, verfolgen mich Tag für Tag, als wenn ich eine Drukkerei in meinem Hause hätte, und im Stande wäre, sie nach meinem Gefallen zu befriedigen. Ich werde Antiken machen lernen, mich in das Metier derjenigen werfen, die moderne Medaillen machen, um mich aus der Verlegenheit zu ziehn. Kurz, elf oder zwölf Personen bestehen fest und steif auf dem Leben des Prinzen Eugen's, sie wollen es haben, was es nur kosten mag.

Denken Sie Sich meine Lage! Ich thue Gelübde an alle Heilige, und ohne Sie würd' es mir schlimm gehn. Schliessen Sie daher, ich bitte Sie, mit dem Buchhändler den Akkord, ich gebe Ihnen dazu gänzliche Vollmacht; meine Sache kann sich nicht in bessern Händen befinden, als in den Ihrigen. Ihre Klugheit und Wolf stehn mir für den Erfolg alles dessen, was Sie unternehmen.

Können Sie nach alle dem, lieber Diaphan, mich wohl in den Verdacht haben, daß ich

*) Zwölftausend Thaler.

ich Sie vergessen würde? Sie kennen mich entweder sehr schlecht, daß Sie mich für so veränderlich halten, oder Sie Selbst haben mich vergessen, weil Sie mich eines Unbestands und Leichtsinns fähig halten, die für das Thier, das man Mensch nennt, unverzeihlich sind, und deren ich nie fähig bin.

Der Tatarkhan ist so weit von uns entfernt, daß er mir fast wie ein Mondbürger vorkömmt. Graf Münnich wird es verdienen, der Asiatische, die Kaiserin eine grosse Fürstin, und Sie ein wahrer Freund zu heissen. Ich ziehe den leztren Namen allen übrigen vor. Bravour und Genie bilden den grossen Feldherrn, Geist und vielumfassendes Auge die grosse Fürstin, und das Herz allein den Freund.

Theurer Phönix dieses Jahrhunderts! las die heiligen Zeiten des Orest und Pylades, des guten Pirithous, des zärtlichen Nisus und des weisen Achates wieder aufleben! Las die Menschen unsers Zeitalters die glüklichen Wirkungen einer gegenseitigen Freundschaft sehen! Ich werde meiner Seits dazu beitragen.

Sie werden doch daran nicht mehr zweiflen? fest davon überzeugt sein? Selbst dann, wenn ich die Gesinnungen, die ich für Sie hege, nicht wiederholte? Würden demungeachtet glauben, daß ich mit eben so vieler Achtung als Freundschaft bin,

Mein sehr theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

XLIX. (N 5.)

Petersburg den 16ten April 1737.

Monseigneur,

Eben hab' ich den huldreichen Brief N. 3. erhalten, womit Ihre Königl. Hoheit mich den 23sten des vergangnen Monats beehrt haben. Der Antheil, den Sie an den Gefahren, worin ich geschwebt, an den Beschwerlichkeiten, die ich ausgestanden habe, zu nehmen geruhen,

hat

hat mich bis in's Innerſte meines Herzens gerührt.

Wiewohl ich mich jezt ziemlich ruhig und bei leidlicher Geſundheit befinde, ſo würden Sie mich dennoch — davon bin ich völlig überzeugt — beklagen, wenn Sie mich hier, mitten im Monate April, noch im härteſten Winter ſähen; ſähen, daß die Neva zugefroren, das Gefilde mit Schnee bedekt, und noch keine Hofnung da iſt, binnen einem Monate Waſſer und Erde zu erblikken.

Zum Glük für mich hat die Beſchreibung der Luft, welche Ihr Königl. Hoheit einathmen, in meine Adern eine ſanfte Wärme gegoſſen, die mich aufrecht erhält, und in den Stand ſezt, Froſt und Schnee zu trotzen. Inzwiſchen hat mich auch dies an meinen ganzen Verluſt lebhaft erinnert; und was verliert man nicht Alles, wenn man ſich von Ihrer Königl. Hoheit trennt! In der Entfernung, worin ich mich von Ihnen befinde, hab' ich weiter keinen Troſt, als die Verſicherungen, die Sie mir von der Beſtändigkeit Ihrer huldreichen Gnade zu ertheilen geruhen.

Das angenehme Leben, was Ihre Königl. Hoheit in Ihrer reizenden Einsamkeit führen, trägt viel zur Ruhe des meinigen bei; vollkommen glüklich werd' ich aber nicht eher sein, als bis ich selber Zeuge davon bin. In dieser Rüksicht wiegt die symbolische Kenntnis die intuitive auf. Der grosse Wolf, den ich seit einiger Zeit etwas habe vernachlässigen müssen, den ich aber nie aus den Augen verlieren werde, mag mir diese Behauptung verzeihen.

Ihre Königl. Hoheit haben also meine Uebersetzung der Metaphysik Ihren Gesellschaftern mitgetheilt; der Beifall, den andre ihr geben, kann dem Uebersetzer nicht schmeicheln, da er schon den Beifall Ihrer Königl. Hoheit hatte, denn dieser ersezt jenen reichlich, und er thut ganz auf seine Dolmetschung Verzicht, wenn Ihre Königl. Hoheit nur nie auf den Verfasser Verzicht thun.

Ich denke in Kurzem den seligen und friedlichen Aufenthalt, den die Gegenwart des vollkommensten Prinzen so glüklich und wünschenswerth macht, durch eine kriegrische Nachricht zu erschüttern, durch die von der Einnahme von

Oczakow, das an der Mündung des Dnepr liegt. Der Feldmarschall Lessi marschirt schon nach der Krimm, und der Feldmarschall Graf von Münnich wird sich mit der Hauptarmee in Bewegung setzen, um sich der Donau zu nahern.

Ich wundre mich nicht, daß ich meine Unglüksfälle vergesse, wenn ich das Glük habe, mich mit Ihrer Königl. Hoheit zu unterhalten. Ich war wirklich schon im Begrif, diesen Brief zu enden, ohne Ihnen einen Unfall zu melden, der mir kürzlich begegnet ist, und der mein Leben in Gefahr sezte.

Ich wohne in einem Hause, woraus der Baron von Mardefeld ausgezogen ist, weil er gern in dem wohnen wollte, das der Graf von Lynar inne gehabt hatte. Er hatte mir versichert, er habe überall dafür gesorgt, daß nirgends Feuersgefahr entstehen könne; zum Unglük aber hatte er einen Kamin vergessen, dessen er sich gar nicht bediente. Verwichnen Sonnabend kam Feuer darin aus, und das Zimmrr über dem meinigen war in Brand gerathen, ohne daß man es wahrgenommen hatte.

Wär' es Nacht gewesen, so ward ich zuverläßig ein Raub der Flammen, und mein Haus hätte samt allen benachbarten, ja sogar dem prächtigen Kaiserlichen Pallast, der nicht weit davon liegt, gar leicht in Asche verwandelt werden können. Da es aber heller Tag war, leistete man schnellen Beistand, und das Feuer war in weniger als einer Viertelstunde gedämpft. Ich kam mit der Furcht und einigen beschädigten Möbeln davon.

Wenn ich dem Himmel für die Erhaltung meines Lebens danke, so geschieht es nur in so fern, weil mir dadurch Hofnung gelassen ist, es dem Dienste des würdigsten und liebenswerthesten Fürsten zu weihen; nur in so fern, als mir der Himmel diese Glükseligkeit in seinen ewigen Rathschlüssen vorbehalten will.

Was könnt' ich Ihnen, Monseigneur, nach einer solchen Versicherung wohl noch von den unwandelbaren Gesinnungen der Zärtlichkeit und der Verehrung zu sagen haben, mit denen ich bis zu meinem lezten Seufzer sein werde u. s. w.

An-

Anmerkung des Herausgebers. Die meisten Briefe, die der Herr von Suhm von Petersburg an den Kronprinzen schrieb, sind sehr lang und weitschweifig, weil er über verschiedne Materien sich in Erläuterungen einzulassen genöthigt war. Man hat es daher für Pflicht gehalten, das Minderinteressante in denselben wegzuschneiden, und sogar einige ganze Briefe wegzulassen, die hier keines Platzes würdig schienen. Auch hat man bei Vergleichung der Briefe gefunden, daß einige von dem Herrn von Suhm fehlten. Der Leser wird nun wissen, woran er ist, wenn er in den Briefen des Kronprinzen Stellen antrift, die sich auf gewisse Umstände beziehn, deren in des Herrn von Suhm's Briefen nicht Erwähnung geschieht. Da man sorgfältig Rükficht darauf genommen hat, nichts Wesentliches zu übergehen, so glaubt man, daß diese Weglassungen den Lesern angenehm und dieser Korrespondenz vortheilhaft sein werden. Was die Briefe des Kronprinzen anlangt, so

hat

hat man sie durchgängig mit der grösten Gewissenhaftigkeit wörtlich beibehalten.

L.

Ruppin den 16ten Mai 1737.

Mein theurer Diaphan,

Wohl mir, daß ich die Gefahren, die Sie bedrohten, erst hinterher erfahren habe. Wer sollte sich vorstellen, daß ein Haus in einem Lande würde brennen können, wo man weit eher glauben sollte, daß Alles vor Frost umkommen würde? Ich danke dem Himmel, mein theurer Diaphan, daß er Sie aus dieser Gefahr gerettet hat; möcht' es doch die lezte in Ihrem Leben gewesen seln.

Glauben Sie nicht, daß ich an Erdichtungen Behagen finde, wenn ich Ihnen melde, daß im Februar und März schönes Wetter hier gewesen ist. Es verhält sich wirklich so; wir haben in diesem Jahre keinen Winter gehabt, keinen Schnee, der länger als einen Tag gedauert

hätte,

hätte, folglich sind die Eisgruben sehr schlecht versehen.

Noch in einem ganz andren Ton spricht der Hauptmann von Knobelsdorf *), der aus Italien kömmt, von diesem Lande. Er sagt: er habe im Januar unter den Lorbeer- und Pappelbäumen Schatten gesucht. Ich beklage Sie von ganzem Herzen, daß Sie Sich in einem Ihrer Gesundheit so nachtheiligen Lande befinden. Ich hab' es zuvor gesehn, und befürchte davon widrige Folgen.

Was Sie mir von der Petersburger Drukkerei schreiben, gefällt mir sehr, und ich über-

*) Der als Oberaufseher der Gebäude und Gärten den 15ten September 1753 im sechsundfunfzigsten Jahre seines Alters starb. Diesem grossen Architekten verdanken wir das schöne Opernhaus und andre stolze Gebäude, die unter Friedrich II sind aufgeführt worden. Ein kompetenter Richter in diesem Fach, der biedre Teutsche, der Kriegs- und Domänen- auch Ober-Baurath Herr Langhans in Breslau, rettete neulich auf die edelste Art die Ehre jenes würdigen Mannes, die ausländische Künstler aus Eifersucht voller Hohn unter die Füsse treten wollten.

Der Uebersezer.

überlass' es Ihnen, ganz für meine Bibliothek zu sorgen. Ich werde darüber das unumgänglich erforderliche Stillschweigen zu beobachten wissen; Sie können Sich wohl vorstellen, daß mein eignes Interesse mich dazu verpflichtet, weil verbotne Bücher konfiszirt werden.

Könnten Sie mir nicht meine Bücher über Stettin schikken, wo sie Rohwedel mir würde zustellen lassen; ich glaube, daß man dabei keine Gefahr liefe. Ich beziehe mich hierüber auf das, was ich in meinem lezten Schreiben gegen Sie geäussert habe, worin Sie ausführlich die Gründe derer finden, die in mich dringen, daß ich ihnen Bücher leihen soll.

Wir verschiessen hier seit einiger Zeit mehr Pulver, als meines Erachtens bei der Einnahme von Oczakow ist verbraucht worden. Rheinsberg ist seit einiger Zeit zu meinem grössten Leidwesen ganz einsam. Wenn die Revüeen vorbei sind, werd' ich mich da wieder auf's neue einschliessen. Sie fehlen mir jeden Augenblik, mein theurer Diaphan; mir kömmt's vor, als ob jede Meile uns eben so viele Jahre trennt, so weit scheinen Sie mir entfernt.

Gebe

Gebe der Himmel, daß wir bald wieder einander näher kommen, und daß ich das Vergnügen habe, Sie wiederzusehn. Ich wünsche dies sehr lebhaft, da ich mit sehr aufrichtiger und vollkommner Achtung bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

N. S. Eben meldet man mir, daß ein Hauptmann von Wartenberg in Russischen Diensten angekommen ist. Ich habe sogleich nach ihm geschikt, um von Ihnen Nachrichten zu erhalten. Es ist einem, als käme Jemand aus der andren Welt.

LI. (N. 6.)

Den 16ten Mai 1737.

Mein theurer Diaphan,

Dies ist der zweite Brief, den ich Ihnen heute schreibe; die Gelegenheit war zu gut, und ich würde mir Vorwürfe gemacht haben, wenn ich sie versäumt hätte.

Der Hauptmann von Wartenberg hat mir viele Partikularitäten von Petersburg gesagt, von allen den Herrlichkeiten aber, die er von diesem Hofe rühmt, hat nichts auf mein Herz Eindruk gemacht. Nur Sie allein, mein theurer Diaphan, interessiren mich in Rusland, und ohne Sie ist mir das ganze Land herzlich gleichgültig.

Da ich die jetzige Gelegenheit für sicher halte, so wag' ich nichts, Ihnen zu sagen, daß ich von allen Seiten durch meine Gläubiger gedrängt werde. Haben Sie die Güte, mir herauszuhelfen, sonst werd' ich schlechte Seide spinnen. Ich werde unfehlbar das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachten; Sie können dies um so eher glauben, da mein eignes Interesse

teresse mich dazu verpflichtet. Ich werde dem grosmüthigen Unbekannten, der mich aus dieser Verlegenheit ziehn will, alle ersinnliche Verbindlichkeit haben. — Für Sie ist das genug gesagt.

Das Neue, was hier vorfällt, ist weder von Belang, noch sonderbar genug, um Ihnen in einer so grossen Entfernung mitgetheilt zu werden. Ich schliesse mit der Versicherung, daß ich mit wahrer und aufrichtiger Achtung bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

LII. (N. 6.)

Petersburg den 28sten Mai 1737.

Monseigneur,

Mit unaussprechlicher Freude hab' ich das anbetungswürdige Merkmal des Andenkens erhalten, das Ihre Königl. Hoheit mir durch Ihren huldreichen Brief N. 4. zu geben geruhet haben. Um ihn zu beantworten, erwart' ich den Abgang eines Kuriers; weil ich Ihnen bei der Gelegenheit die beikommenden *Mémoires de l'Académie* in drei Bänden *à l'Anglaise* gebunden zu schikken wünschte. Monseigneur werden geruhen, mit dem andern Werke Sich noch etwas zu gedulden, ich betreibe dessen Ausgabe so viel nur immer möglich.

Der Kurier will gegen meine Erwartung gleich fort, ich muß mich daher sehr lakonisch fassen.

Ich erkühne mich, zu hoffen, daß Ihre Königl. Hoheit nicht über die Freiheit werden ungehal-

gehalten werden, die ich mir nehme, Sie zu bitten, Ihrer Antwort auf diesen Brief ein kleines Teutsches Postskript beizufügen, worin Sie mir in huldreichen Ausdrükken Glük wünschen, hier einen wahren und würdigen Freund gefunden zu haben, und daß Sie bei der Gelegenheit eine Spur von den edlen und schönen Empfindungen sehn lassen, die Ihr Herz beleben.

Aus Vorsicht kann ich mich heute nicht deutlicher erklären; mir ist weiter nichts zu sagen vergönnt, als daß dieser Freund vollkommen die gute Meinung verdient, die Sie von ihm hegen können, und daß ich ihn vielleicht sehr bald dahin bewegen werde, Ihnen den bewussten Dienst zu leisten. *) Sie sehn übrigens wohl

*) Der Dienst, wovon hier die Rede ist, betrift, wie schon die vorigen Briefe zu erkennen gegeben haben, und wie aus der Folge des Briefwechsels noch deutlicher erhellt, die Anleihe einer beträchtlichen Geldsumme, worüber der **Kronprinz** und der Herr **von Suhm** an dem Tage Abrede nahmen, wo Letztrer seinen Abschiedsbesuch bei dem Prinzen ablegte, um nach **Rusland** zu gehn.

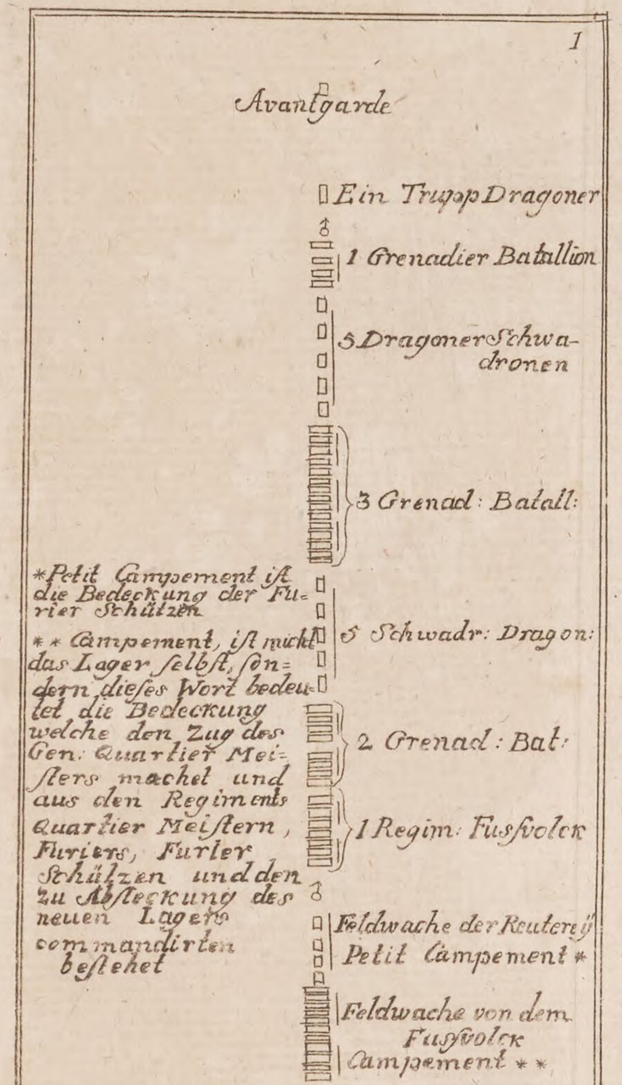
ein, daß ich gesonnen bin, dies Postskript vorzuzeigen.

Ich weiß nicht, wie ich in der Eil, Ihnen alle die Empfindungen ausdrükken soll, wovon mein Herz durchströmt wird, wenn es mit Diensten für Sie beschäftigt ist, und glaube nichts Bessres thun zu können, als mich Ihrer Königl. Hoheit zu Füssen zu werfen, und Sie ergebenst zu bitten, den treuen Diener, der nur blos für Sie lebt und leben kann, nie zu vergessen und ihn stets zu lieben u. s. w.

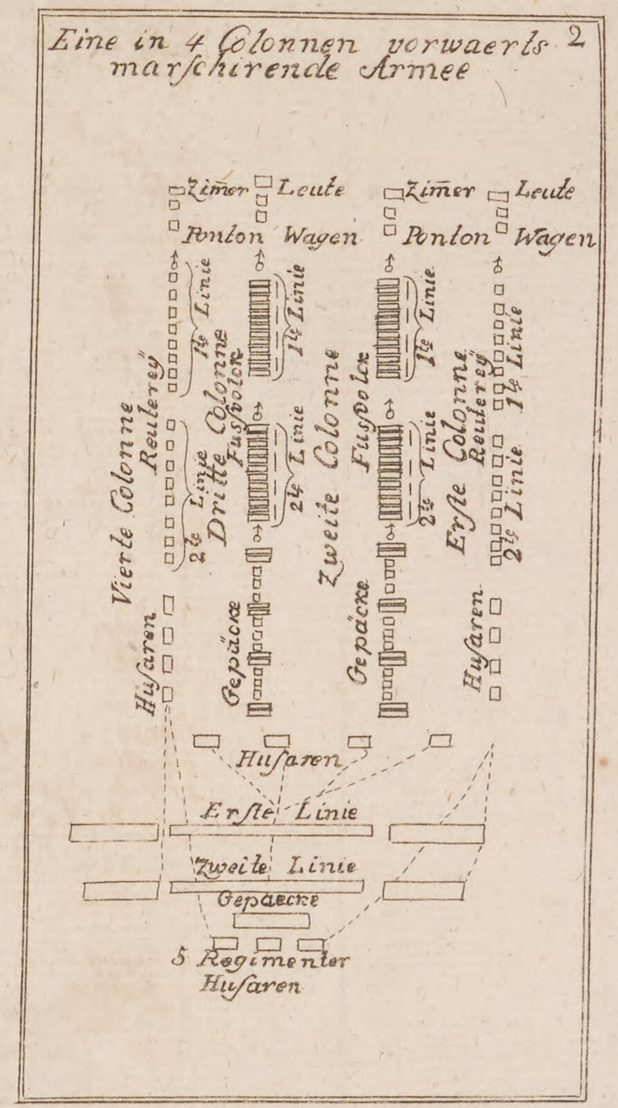
Berichtigungen.

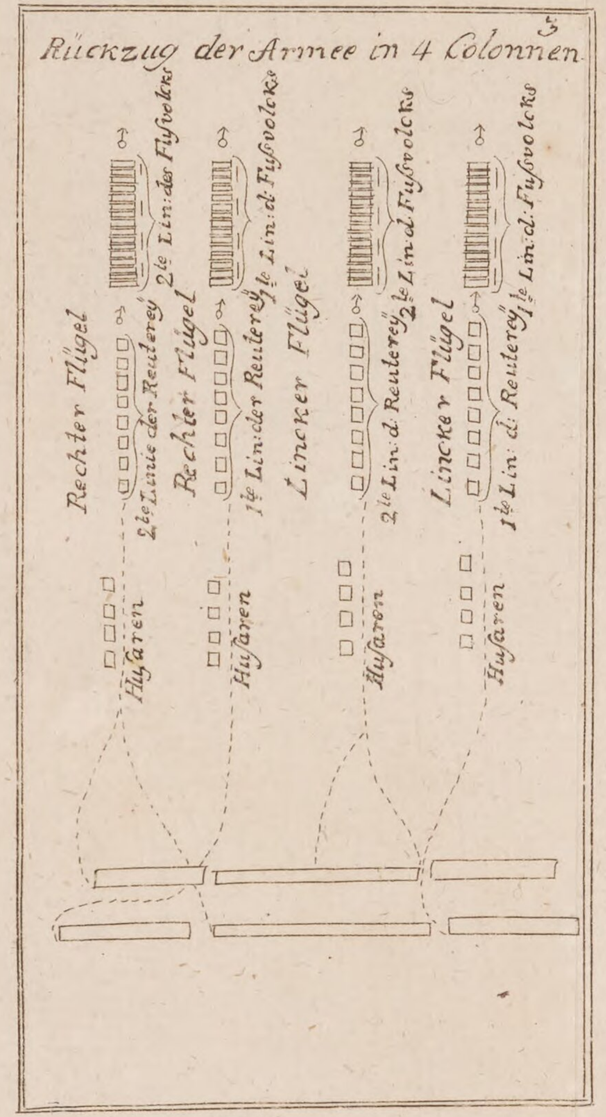
Seite 15 Zeile 11 statt den lies dem.
S. 34 Z. 1 st. appüyrte l. appüyre.
S. 82 Z. 5 st. aber l. über.
S. 97 Z. 4 von unten st. Regimentsquartiermeister l. Generalquartiermeister oder Quartiermeisterlieutenant.
S. 136 Z. 2 v. unt. st. würdet l. werdet.
S. 176 Z. 5 st. deren l. denen.
S. 191 Z. 7 v. unt. st. Generallieutenant l. General.
S. 281 Z. 10 st. den l. dem.
S. 377 Z. 10 v. unt. st. *Entendement* statt *Imagination* l. *Imagination* statt *Entendement*.
S. 386 Z. 15 st. Kalus l. Kallus.
S. 416 Z. 4 st. Erhalte l. Erhalten.
S. 421 Z. 9 nach dem Worte: Figuren sez' hinzu zu schildern.
S. 437 Z. 5 st. unter den l. unter dem.

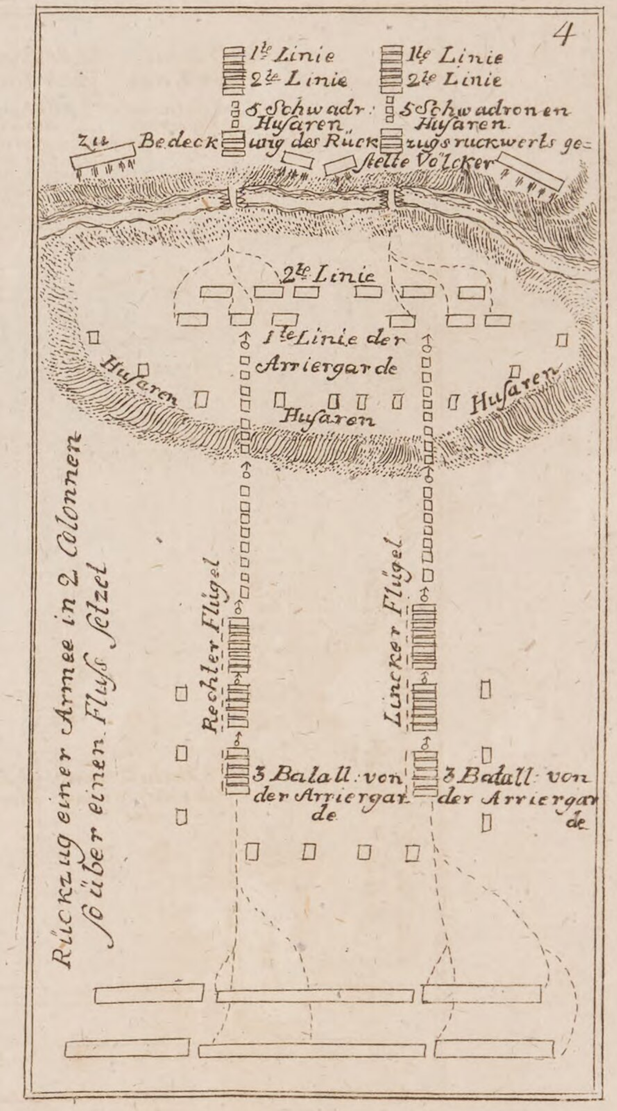
1


Avantgarde
Ein Trupp Dragoner
1 Grenadier Batallion
5 Dragoner Schwadronen
3 Grenad: Batall:
*Petit Campement ist die Bedeckung der Furier Schützen
** Campement, ist nicht das Lager selbst, sondern dieses Wort bedeutet die Bedeckung welche den Zug des Gen: Quartier Meisters machet und aus den Regiments Quartier Meistern, Furiers, Furier Schützen und den zu Absteckung des neuen Lagers commandirten bestehet
5 Schwadr: Dragon:
2 Grenad: Bat:
1 Regim: Fusvolck
Feldwache der Reuterey
Petit Campement *
Feldwache von dem Fusvolck
Campement **

2

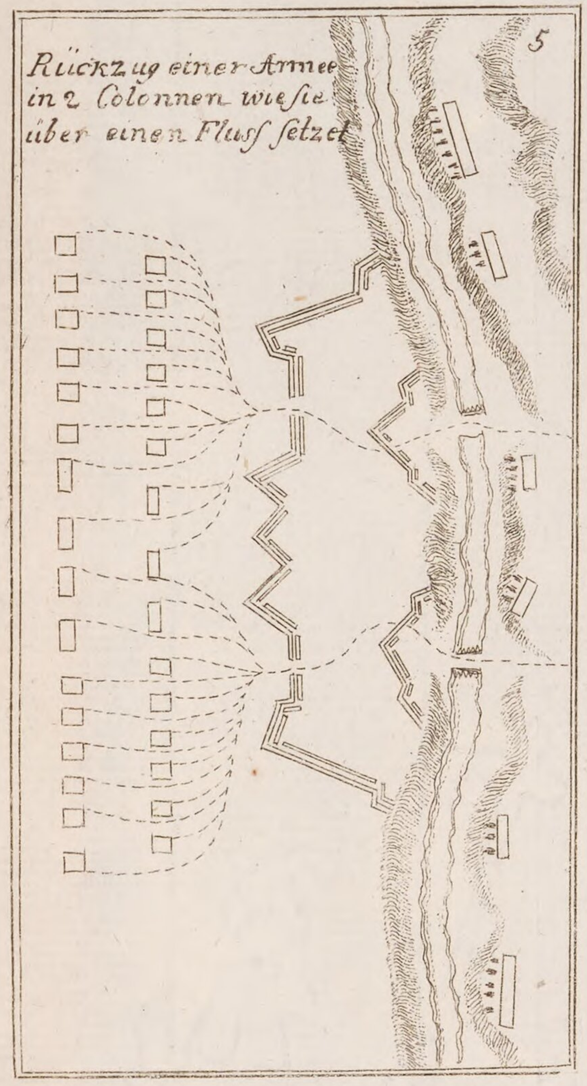

Eine in 4 Colonnen vorwaerts marschirende Armee
Vierte Colonne
Reuterey
Husaren
2te Linie
1te Linie
Dritte Colonne
Fusvolck
Gepäcke
Zweite Colonne
Erste Colonne
Zimer
Leute
Ponton
Wagen
Husaren
Erste Linie
Zweite Linie
Gepaecke
5 Regimenter Husaren


Rückzug der Armee in 4 Colonnen
Rechter Flügel
2te Linie der Reuterey
2te Linie der Fußvolcks
Husaren
Rechter Flügel
1te Linie der Reuterey
1te Linie d. Fußvolcks
Husaren
Lincker Flügel
2te Linie d. Reuterey
2te Linie d. Fußvolcks
Husaren
Lincker Flügel
1te Linie d. Reuterey
1te Linie d. Fußvolcks
Husaren


4
1te Linie
2te Linie
5 Schwadr: Husaren
1te Linie
2te Linie
5 Schwadronen Husaren
Zu Bedeckung des Rückzugs rückwerts gestellte Völcker
2te Linie
1te Linie der Arriergarde
Husaren
Husaren
Husaren
Rückzug einer Armee in 2 Colonnen über einen Fluß Felzel
Rechter Flügel
Lincker Flügel
3 Batall: von der Arriergarde
3 Batall: von der Arriergarde

5

Rückzug einer Armee in 2 Colonnen wie sie über einen Fluss setzet

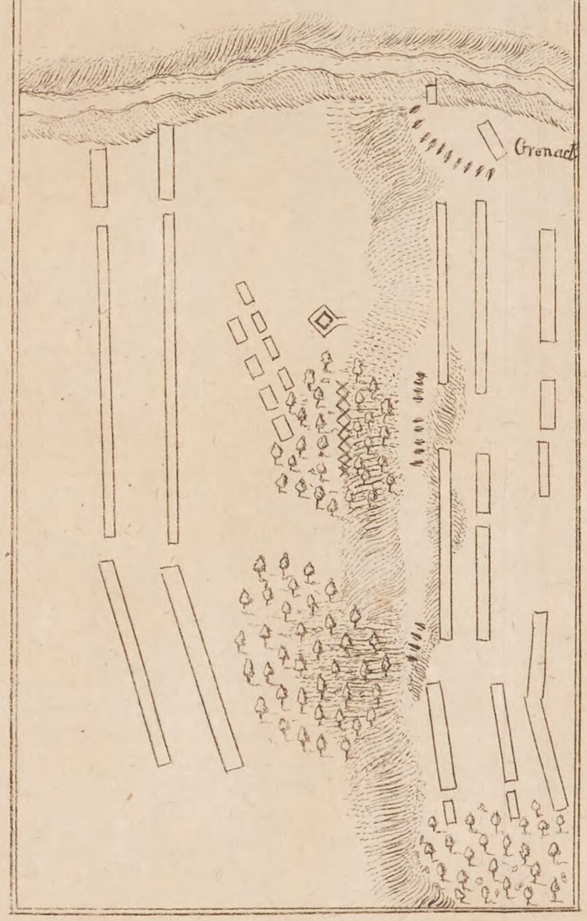


6

Angriff der Verschanzungen

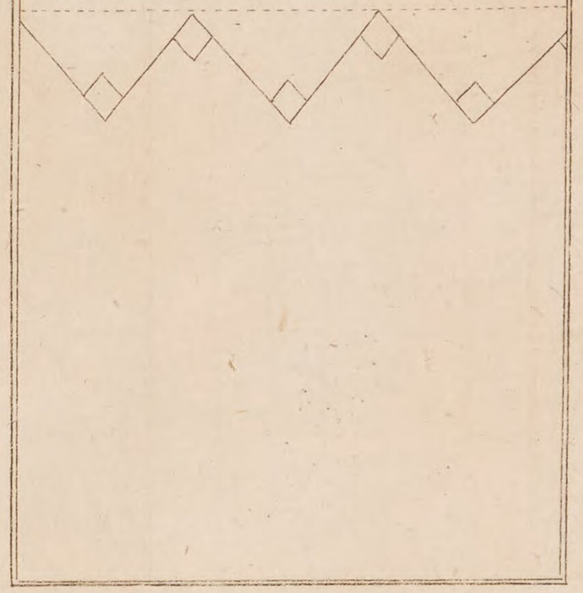
7

Angriff der in der Mitte liegenden Redute



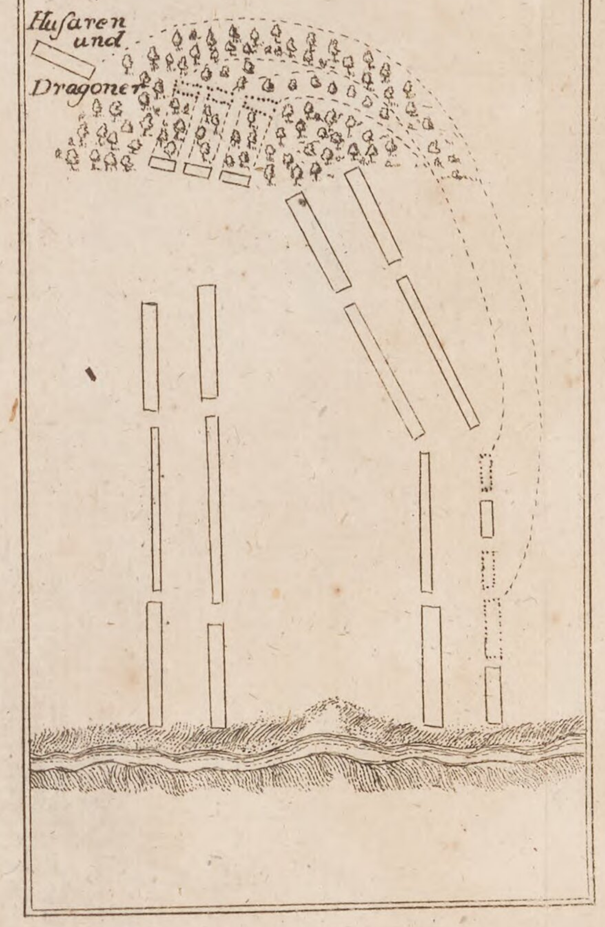
8

Eine aus hervorspringenden und einwerts gehenden Reduten bestehende Verschanzung



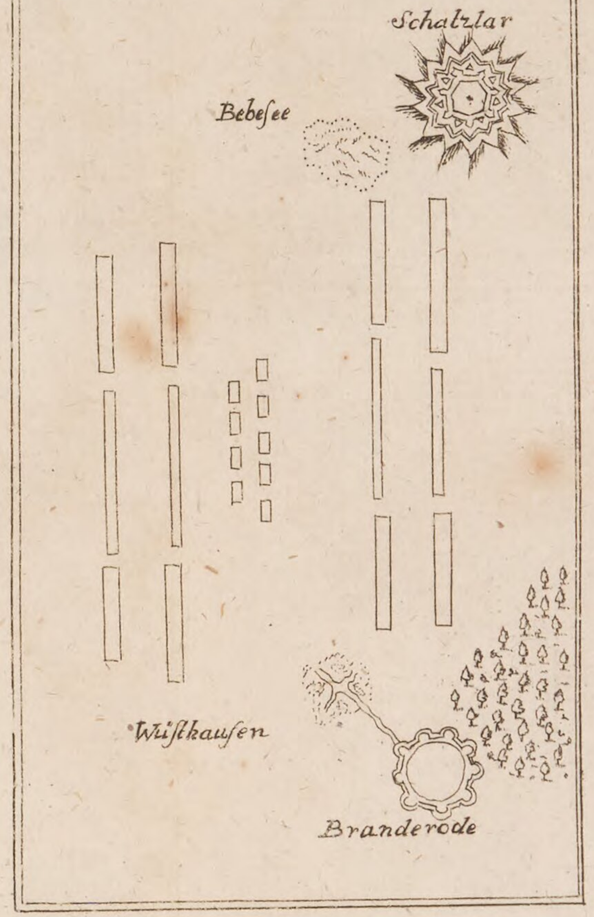
9

Angriff der Armee in einer schiefen Schlachtordnung

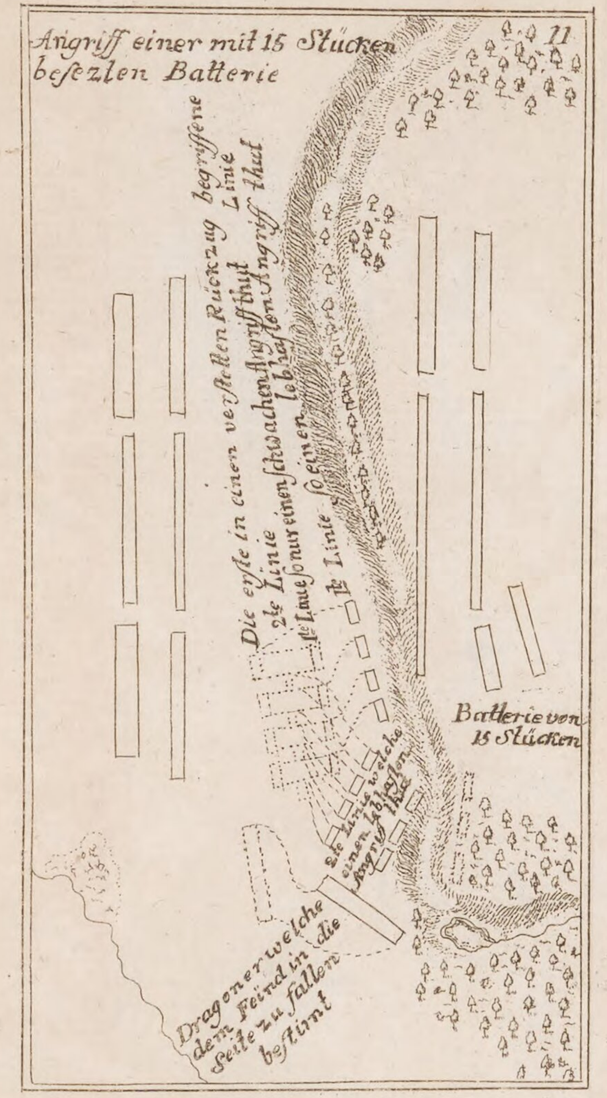


10

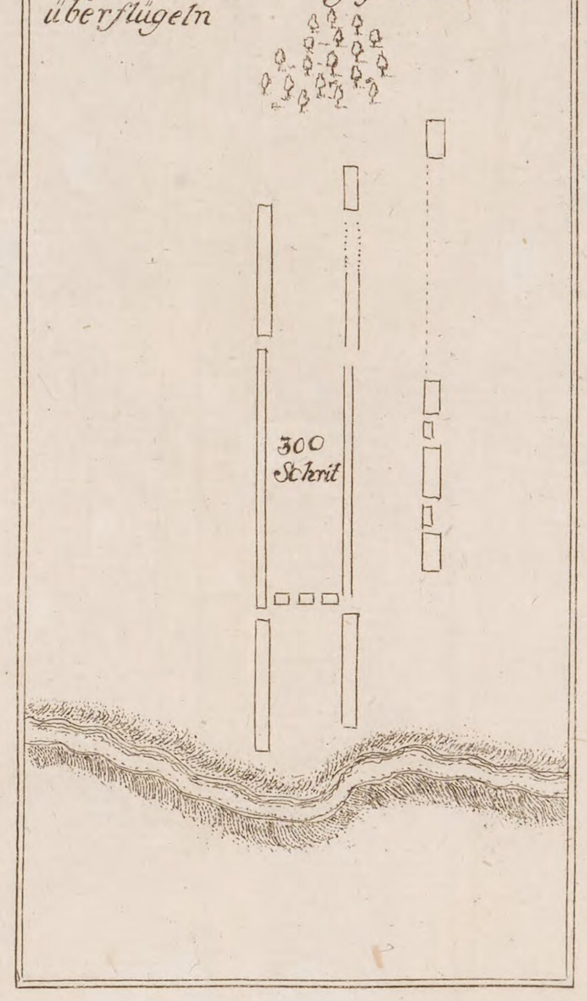
Angriff der Armee in der Mitte



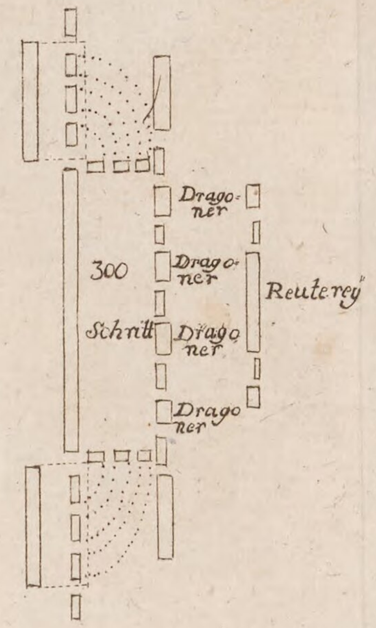
Angriff einer mit 15 Stücken besezten Batterie

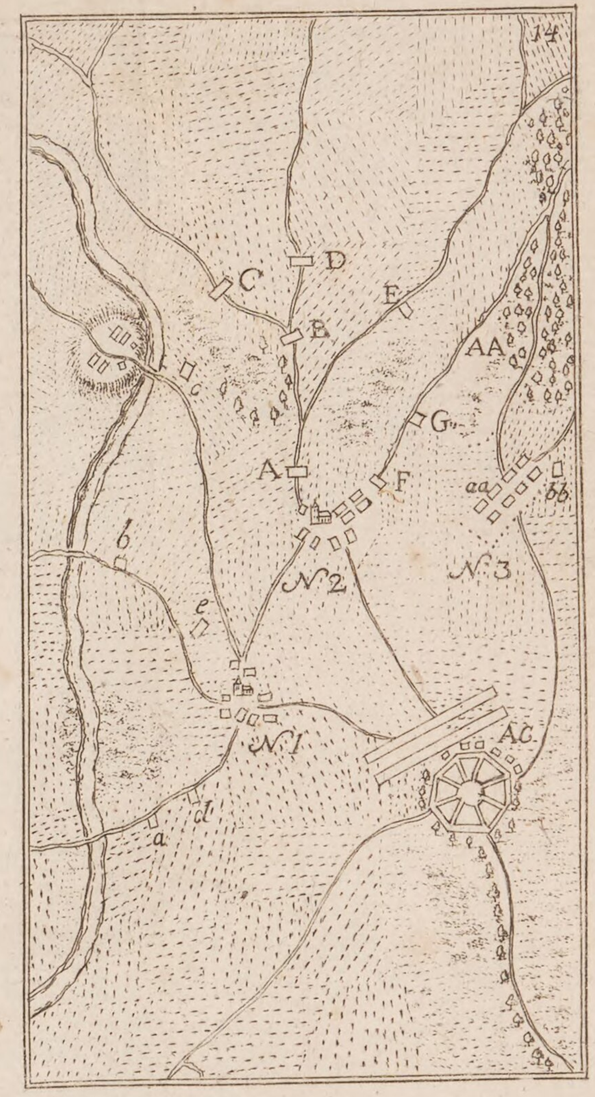


Schlachtordnung um einen der Flügel des feindlichen Kriegesheeres zu überflügeln

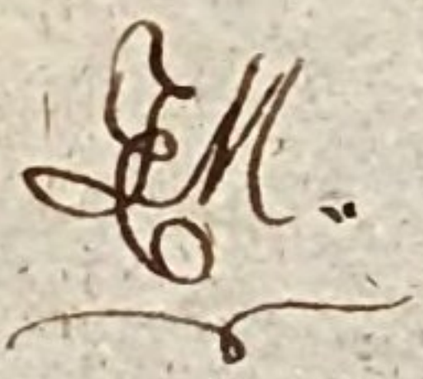


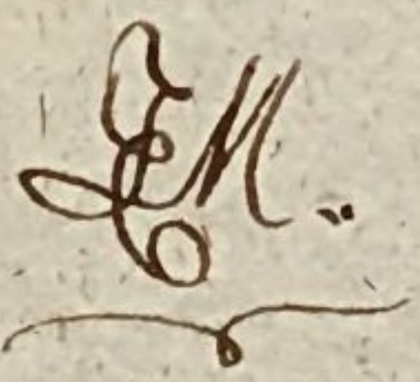
Neue Schlacht Ordnung

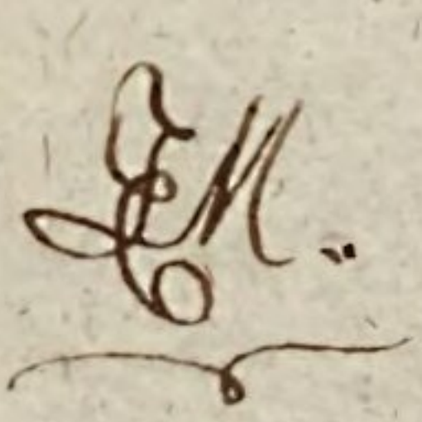


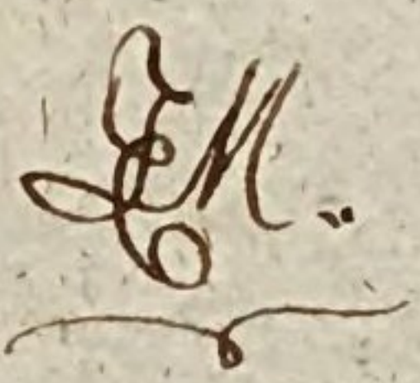


Staatliche
Bibliothek
Bamberg









überlass' es Ihnen, ganz für meine Bibliothek zu sorgen. Ich werde darüber das unumgänglich erforderliche Stillschweigen zu beobachten wissen; Sie können Sich wohl vorstellen, daß mein eignes Interesse mich dazu verpflichtet, weil verbotne Bücher konfiszirt werden.

Könnten Sie mir nicht meine Bücher über Stettin schikken, wo sie Rohwedel mir würde zustellen lassen; ich glaube, daß man dabei keine Gefahr liefe. Ich beziehe mich hierüber auf das, was ich in meinem lezten Schreiben gegen Sie geäussert habe, worin Sie ausführlich die Gründe derer finden, die in mich dringen, daß ich ihnen Bücher leihen soll.

Wir verschiessen hier seit einiger Zeit mehr Pulver, als meines Erachtens bei der Einnahme von Oczakow ist verbraucht worden. Rheinsberg ist seit einiger Zeit zu meinem grössten Leidwesen ganz einsam. Wenn die Revüeen vorbei sind, werd' ich mich da wieder auf's neue einschliessen. Sie fehlen mir jeden Augenblik, mein theurer Diaphan; mir kömmt's vor, als ob jede Meile uns eben so viele Jahre trennt, so weit scheinen Sie mir entfernt.

Gebe

Gebe der Himmel, daß wir bald wieder einander näher kommen, und daß ich das Vergnügen habe, Sie wiederzusehn. Ich wünsche dies sehr lebhaft, da ich mit sehr aufrichtiger und vollkommner Achtung bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

N. S. Eben meldet man mir, daß ein Hauptmann von Wartenberg in Russischen Diensten angekommen ist. Ich habe sogleich nach ihm geschikt, um von Ihnen Nachrichten zu erhalten. Es ist einem, als käme Jemand aus der andren Welt.

LI. (N. 6.)

Den 16ten Mai 1737.

Mein theurer Diaphan,

Dies ist der zweite Brief, den ich Ihnen heute schreibe; die Gelegenheit war zu gut, und ich würde mir Vorwürfe gemacht haben, wenn ich sie versäumt hätte.

Der Hauptmann von Wartenberg hat mir viele Partikularitäten von Petersburg gesagt, von allen den Herrlichkeiten aber, die er von diesem Hofe rühmt, hat nichts auf mein Herz Eindruk gemacht. Nur Sie allein, mein theurer Diaphan, interessiren mich in Rusland, und ohne Sie ist mir das ganze Land herzlich gleichgültig.

Da ich die jetzige Gelegenheit für sicher halte, so wag' ich nichts, Ihnen zu sagen, daß ich von allen Seiten durch meine Gläubiger gedrängt werde. Haben Sie die Güte, mir herauszuhelfen, sonst werd' ich schlechte Seide spinnen. Ich werde unfehlbar das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachten; Sie können dies um so eher glauben, da mein eignes Interesse

teresse mich dazu verpflichtet. Ich werde dem grosmüthigen Unbekannten, der mich aus dieser Verlegenheit ziehn will, alle ersinnliche Verbindlichkeit haben. — Für Sie ist das genug gesagt.

Das Neue, was hier vorfällt, ist weder von Belang, noch sonderbar genug, um Ihnen in einer so grossen Entfernung mitgetheilt zu werden. Ich schliesse mit der Versicherung, daß ich mit wahrer und aufrichtiger Achtung bin,

Mein theurer Diaphan,

Ihr

sehr treuer und wohlaffektionirter Freund,

Friedrich.

LII. (N. 6.)

Petersburg den 28sten Mai 1737.

Monseigneur,

Mit unaussprechlicher Freude hab' ich das anbetungswürdige Merkmal des Andenkens erhalten, das Ihre Königl. Hoheit mir durch Ihren huldreichen Brief N. 4. zu geben geruhet haben. Um ihn zu beantworten, erwart' ich den Abgang eines Kuriers; weil ich Ihnen bei der Gelegenheit die beikommenden *Mémoires de l'Académie* in drei Bänden *à l'Anglaise* gebunden zu schikken wünschte. Monseigneur werden geruhen, mit dem andern Werke Sich noch etwas zu gedulden, ich betreibe dessen Ausgabe so viel nur immer möglich.

Der Kurier will gegen meine Erwartung gleich fort, ich muß mich daher sehr lakonisch fassen.

Ich erkühne mich, zu hoffen, daß Ihre Königl. Hoheit nicht über die Freiheit werden ungehal-

gehalten werden, die ich mir nehme, Sie zu bitten, Ihrer Antwort auf diesen Brief ein kleines Teutsches Postskript beizufügen, worin Sie mir in huldreichen Ausdrükken Glük wünschen, hier einen wahren und würdigen Freund gefunden zu haben, und daß Sie bei der Gelegenheit eine Spur von den edlen und schönen Empfindungen sehn lassen, die Ihr Herz beleben.

Aus Vorsicht kann ich mich heute nicht deutlicher erklären; mir ist weiter nichts zu sagen vergönnt, als daß dieser Freund vollkommen die gute Meinung verdient, die Sie von ihm hegen können, und daß ich ihn vielleicht sehr bald dahin bewegen werde, Ihnen den bewussten Dienst zu leisten. *) Sie sehn übrigens wohl

*) Der Dienst, wovon hier die Rede ist, betrift, wie schon die vorigen Briefe zu erkennen gegeben haben, und wie aus der Folge des Briefwechsels noch deutlicher erhellt, die Anleihe einer beträchtlichen Geldsumme, worüber der **Kronprinz** und der Herr **von Suhm** an dem Tage Abrede nahmen, wo Leztrer seinen Abschiedsbesuch bei dem Prinzen ablegte, um nach Rusland zu gehn.

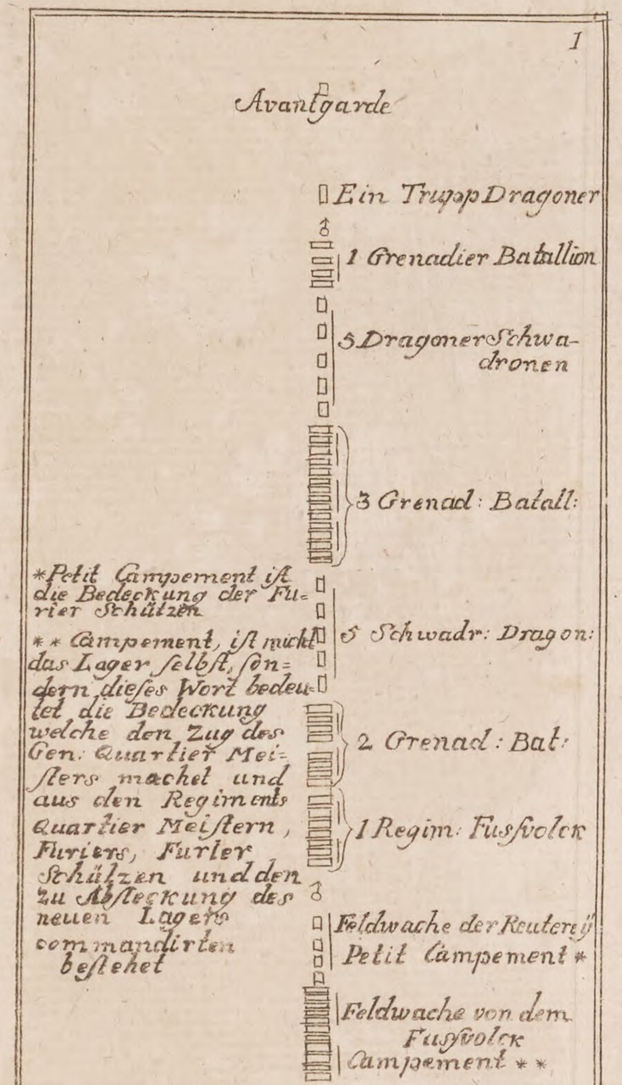
ein, daß ich gesonnen bin, dies Postskript vorzuzeigen.

Ich weiß nicht, wie ich in der Eil, Ihnen alle die Empfindungen ausdrükken soll, wovon mein Herz durchströmt wird, wenn es mit Diensten für Sie beschäftigt ist, und glaube nichts Bessres thun zu können, als mich Ihrer Königl. Hoheit zu Füssen zu werfen, und Sie ergebenst zu bitten, den treuen Diener, der nur blos für Sie lebt und leben kann, nie zu vergessen und ihn stets zu lieben u. s. w.

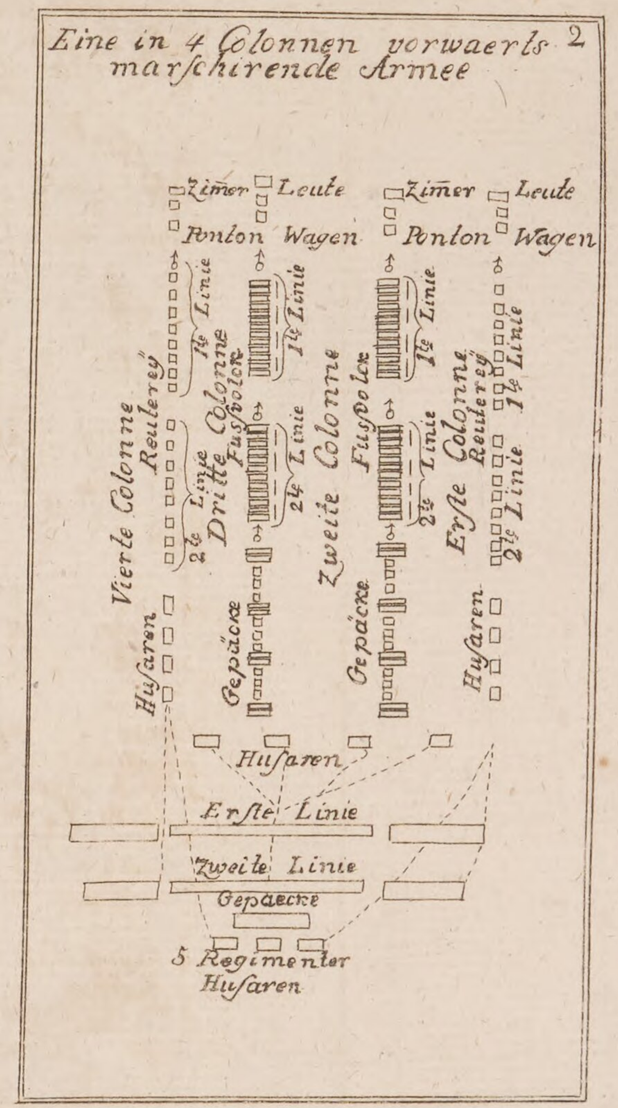
Berichtigungen.

Seite 15 Zeile 11 statt den lies dem.
S. 34 Z. 1 st. appüyrte l. appüyre.
S. 82 Z. 5 st. aber l. über.
S. 97 Z. 4 von unten st. Regimentsquartiermeister l. Generalquartiermeister oder Quartiermeisterlieutenant.
S. 136 Z. 2 v. unt. st. würdet l. werdet.
S. 176 Z. 5 st. deren l. denen.
S. 191 Z. 7 v. unt. st. Generallieutenant l. General.
S. 281 Z. 10 st. den l. dem.
S. 377 Z. 10 v. unt. st. *Entendement* statt *Imagination* l. *Imagination* statt *Entendement*.
S. 386 Z. 15 st. Kalus l. Kallus.
S. 416 Z. 4 st. Erhalte l. Erhalten.
S. 421 Z. 9 nach dem Worte: Figuren sez' hinzu zu schildern.
S. 437 Z. 5 st. unter den l. unter dem.

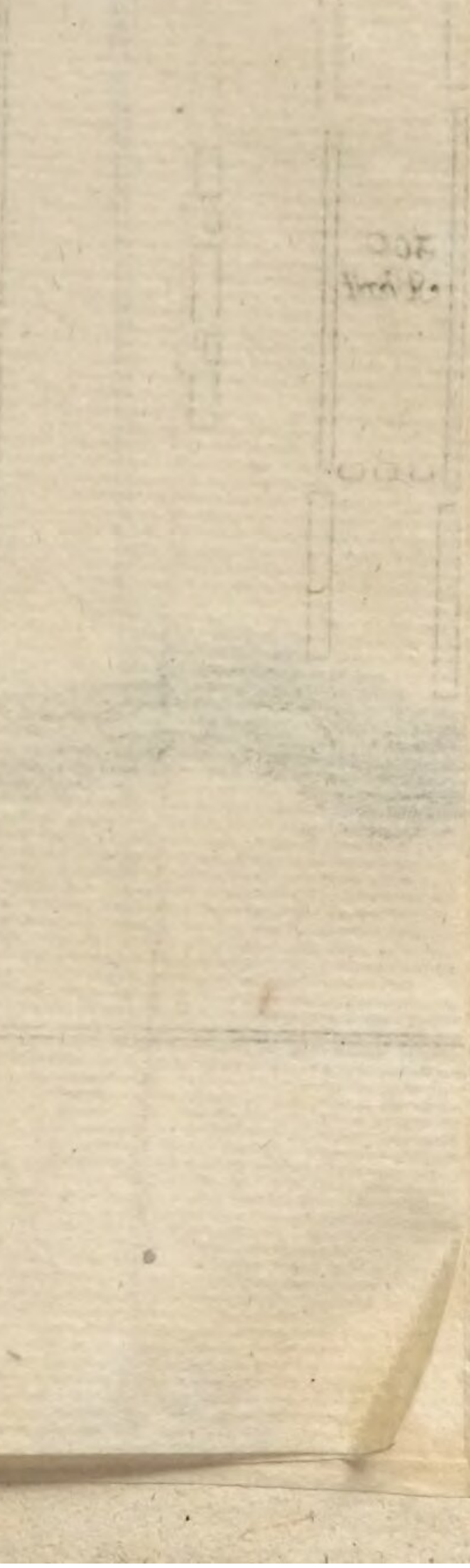
1


Avantgarde
Ein Trupp Dragoner
1 Grenadier Batallion
5 Dragoner Schwadronen
3 Grenad: Batall:
*Petit Campement ist die Bedeckung der Furier Schützen
** Campement, ist nicht das Lager selbst, sondern dieses Wort bedeutet die Bedeckung welche den Zug des Gen: Quartier Meisters machet und aus den Regiments Quartier Meistern, Furiers, Furier Schützen und den zu Absteckung des neuen Lagers commandirten bestehet
5 Schwadr: Dragon:
2 Grenad: Bat:
1 Regim: Fusvolck
Feldwache der Reuterey
Petit Campement *
Feldwache von dem Fusvolck
Campement **

2


Eine in 4 Colonnen vorwaerts marschirende Armee
Vierte Colonne
Reuterey
Husaren
2te Linie
1te Linie
Dritte Colonne
Fusvolck
Gepäcke
Zweite Colonne
Erste Colonne
Zimer
Leute
Ponton
Wagen
Husaren
Erste Linie
Zweite Linie
Gepaecke
5 Regimenter Husaren

9



Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich

Des Philosophen von Sanssouci sämtliche Werke

Bd.: Fünfter Band : Mit Kupfern

1787

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2816(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11828154-5